

Erzählungen
und
Berichte
aus, von und über
Bernhardsthal

Gesammelt von Dieter Friedl & Friedel Stratjel

Zusammengestellt von Dieter Friedl

Erzählungen
und
Berichte
aus, von und über
Bernhardsthal

Gesammelt von Dieter Friedl & Friedel Stratjel

Zusammengestellt von Dieter Friedl

1. Vorwort

Einleitung zu den Erzählungen aus und über Bernhardsthal

Die Aufzeichnungen des Alois Stix, welche die Zeit vor dem ersten Weltkrieg bis hin zur Zeit nach dem zweiten Weltkrieg dokumentieren, sowie Josef Weilingers Erinnerungen an die russische Kriegsgefangenschaft im 1. Weltkrieg sind durch Robert Franz Zelesnik bereits fixer Bestandteil unseres Heimatbuches.

Im Dezember 2011 habe ich eine Erzählung von Ernest Hösch über die Elektrifizierung Bernhardtsthal's unserem „[pdf-Heimatbuch](#)“ als Ergänzung hinzugefügt. Weitere Erzählungen, welche es über unsere Ortschaft oder von Bewohnern unserer Gemeinde mit Sicherheit gibt, würden vermutlich schon sehr bald den Rahmen unseres Heimatbuches sprengen.

Und da in Friedel Stratjels langjähriger wie auch in meiner noch recht jungen Sammlung schon zahlreiche Berichte und Erzählungen zusammengekommen sind, habe ich mich dazu entschlossen, diese Werke aus und über Bernhardsthal in einem eigenen Band zusammenzufassen.

Ausschlaggebend für diesen Entschluss war Eduard Richters Erzählung „Die Stunde kommt...“, in welcher er von seinem Geburtsort im heutigen Rumänien beginnend, über seine Jugendzeit in Bernhardsthal, seine Lehrjahre als kaufmännischer Angestellter und schließlich über seinen vielseitigen Einsatz an vorderster Front im Russlandfeldzug berichtet.

Ist auch ein Teil der Erinnerungen an die russische Kriegsgefangenschaft im 1. Weltkrieg von Josef Weilingen bereits Bestandteil unseres Heimatbuchs, so verdanke ich Herrn Josef Schmaus zahlreiche weitere Aufzeichnungen von seinem Freund Josef Weilingen.

Dieser Band wird hoffentlich ein sehr „offenes Buch“ ohne einem abzusehendem Ende sein, da sich mit Sicherheit noch so manche Erinnerungen, Anekdoten oder sonstige Erlebnisse auf vergessenen und bereits vergilbten Blättern in Schubladen oder Kleiderschränken befinden.

Mir war es vor allem sehr wichtig, damit einen Grundstein zu setzen wie auch einen Stein des Anstoßes zu geben, dass gefundene Aufzeichnungen nicht achtlos weggeworfen werden und Selbsterlebtes nicht in Vergessenheit gerät, sondern der Nachwelt erhalten bleibt.

Die historischen und topographischen Berichte sind nach ihrem Erscheinungsjahr, die weiteren Berichte alphabetisch nach ihrem Verfasser sortiert.

In diesem Sinne ersuche ich euch recht herzlich, denkt bitte an diesen Erzählungsband wenn ihr Überliefertes findet und lasst euch durch die folgenden Seiten ein wenig in die Vergangenheit versetzen, die nicht immer so rosig war, wie man es von ihr immer behauptet.

Bernhardsthal im Jänner 2014

Euer Dieter Friedl

2. Vorwort

2014 – Gedenkjahr an den Beginn des 1. Weltkriegs vor 100 Jahren

Der Erste Weltkrieg wurde von 1914 bis 1918 in Europa, dem Nahen Osten, in Afrika, Ostasien und auf den Weltmeeren geführt und forderte rund 17 Millionen Menschenleben. Annähernd 70 Millionen Menschen standen unter Waffen, 40 Staaten beteiligten sich am bis dahin umfassendsten Krieg der Geschichte.

Im Attentat von Sarajevo am 28. Juni 1914 ermordete Gavrilo Princip, ein Mitglied der Studentenorganisation Mlada Bosna [Junges Bosnien] den österreichischen Erzherzog Franz Ferdinand, seit 1896 Thronfolger von Österreich-Ungarn, und seine Frau Sophie. Die Ziele von Mlada Bosna waren vor allem die revolutionäre Befreiung Bosnien-Herzegowinas von der österreich-ungarischen Herrschaft und der Zusammenschluss südslawischer Provinzen Österreich-Ungarns mit Serbien und Montenegro.

Drei Wochen nach dem Attentat richtete Österreich-Ungarn in der sogenannten Julikrise am 23. Juli ein Ultimatum an Serbien. Am 28. Juli erklärte Österreich-Ungarn dem Königreich Serbien den Krieg. Aus dem anfänglichen Lokalkrieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien entwickelte sich ein Kontinentalkrieg unter Beteiligung von Russland (deutsche Kriegserklärung vom 1. August), Frankreich (deutsche Kriegserklärung vom 3. August), Großbritannien und seiner Herrschaftsgebiete (britische Kriegserklärung vom 4. August), somit zum Weltkrieg zwischen den Mittelmächten und der Entente.

Noch Ende 2013 gab es für mich, außer den Gefallenen und Vermissten, zum Gedenkjahr 2014 keinen rechten Bezug zu 1. Weltkrieg und Bernhardsthal. Selbst als ich, aus purem Zufall, im Weihnachtsurlaub mit dieser Zusammenstellung einzelner Berichte und Erzählungen begonnen habe, war ich weit davon entfernt, eine Beziehung zum 2014er Gedenkjahr zu sehen.

Erst beim Schreiben von Josef Weilingers Erinnerungen an die Kriegsgefangenschaft in Sibirien, und selbst da wurde es mir erst ab Seite 15 bewusst, dass ich damit ein Kapitel unserer Zeitgeschichte in eine der heutigen Zeit angepasste Speicherform transferiere, welches gerade vor hundert Jahren seinen Anfang nahm.

Schon 1976 hat Robert Franz Zelesnik beim Verfassen des Bernhardsthaler-Heimatbuchs angemerkt, dass Josef Weilingers Aufzeichnungen es mehr als wert seien, einmal einen würdigen und sicheren Aufbewahrungsort im Heimatmuseum zu finden. Die Steigerungsform einer sicheren Aufbewahrungsmöglichkeit ist im 21. Jahrhundert das Internet, wo sie ab sofort sowohl einsehbar wie auch gut aufgehoben sind. Meine Kopie des Typoskripts findet mit Sicherheit einen würdigen Platz im Museumsarchiv.

Bernhardsthal im Februar 2014

Euer Dieter Friedl

Inhaltsverzeichnis

1. Vorwort	
Einleitung zu den Erzählungen aus und über Bernhardsthal	2
2. Vorwort	
2014 – Gedenkjahr an den Beginn des 1. Weltkriegs vor 100 Jahren	3
Friedrich Wilhelm Weiskern	
schrieb 1768 in Band I. seiner Topographie von Niederösterreich.....	5
Franz Xaver Joseph Schweickhardt	
schrieb 1833 in seiner Darstellung des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens... ..	6
DDr. Richard Plaschka	
Im Längsschnitt der Geschichte, 800 Jahre Bernhardsthal	14
Dieter Friedl	
Mundartgedichte	21
Anton Grois	
„Als 1947/48 das Erdgas in Bernhardsthal Einzug hielt“	27
Ernest Hösch	
„Als das Licht kam“	28
Rudolf Kern	
„Der Krieg.“	30
Luis Raffener	
„Die Toten tun uns nichts“	39
Eduard Richter	
„Die Stunde kommt...“	42
Josef Schmaus	
Gedichte	69
Karl Swatschina, BezInsp & Emil Eiermann, RevInsp der Gendarmerie	
Beitrag zur Chronik Bernhardsthal	80
Josef Weilingner	
Kriegsgefangenschaft in Sibirien	85
Gedichte und Erlebnisse von Josef Weilingner	88
Josef Weilingner, Teil 1	89
Josef Weilingner, Teil 2	145
Josef Weilingner, Teil 3	169
aus dem Paket „Druckfahnen Heimatbuch Bernhardsthal“	182

Die letzte Änderung / Ergänzung erfolgte am 23. Juli 2023.

Friedrich Wilhelm Weiskern schrieb 1768 in Band I. seiner Topographie von Niederösterreich...

Bernhardsthal. U. M. B. Bernsthal, oberhalb Rabensburg, bey der Thaya, vor Zeiten ein Markt mit einem Schlosse, jetzt ein Pfarrdorf, welches Herr Heinrich von Liechtenstein A. 1470. vom Herrn Wolfgang von Rogendorf erkaufft, und der Herrschaft Rabensburg einverleibet hat.

Im Jahre 1328. eroberten die Truppen des böhmischen K. Johannes die Feste Bernhardsthal, Kaiser Karl IV. aber gab in dem Preßburger Frieden 1337. dieselbe Herzog Albrechten II. und Otten von Oesterreich zurück. (Steyrer) Bey den brüderlichen Zwistigkeiten Herzog Alberti VI. mit Kaiser Friedrichen IV. nahm ein ungarischer Räuber Ludwenko Bernsthal ein, und that in Oesterreich unsäglichen Schaden. (Haselbach) Im 30. jährigen Kriege ward das Schloß von den Schweden zerstört.

Katzelsdorf. U. M. B. ein Pfarrdorf der Herrschaft Feldsberg, wo die Herrschaft Staats, und die Pfarre Oberleiß gleichfalls begütert sind, über der Zaya, zwischen Reinthal und Garsenthal.

Reinthal. U. M. B. ein Dorf der Herrschaft Feldsberg, hinter der Zaya, zwischen Bernhardsthal und Katzelsdorf; ward A. 1500. durch Herrn Christoph von Lichtenstein von Herr Wenischen von Ebersdorf erkaufft.

Bernhardsthal. U. M. B.¹ Bernsthal, oberhalb Rabensburg, bei der Thaya, vor Zeiten ein Markt mit einem Schloss, jetzt ein Pfarrdorf, welches Herr Heinrich von Liechtenstein Anno 1470 vom Herrn Wolfgang von Rogendorf erkaufft, und der Herrschaft Rabensburg einverleibt hat.

Im Jahre 1328 eroberten die Truppen des böhmischen Kaisers Johann (1296-1346) die Feste Bernhardsthal, Kaiser Karl IV. (1316-1378) aber gab in dem Pressburger Frieden 1337 dieselbe Herzog Albrecht II. (1298-1358) und Otto IV. von Österreich (1301-1339) zurück. (Steyrer) Bei den brüderlichen Zwistigkeiten Herzog Albrecht VI.² von Österreich (1418-1463) mit Kaiser Friedrich III. (1415-1493)³ nahm ein ungarischer Räuber Ludwenko Bernsthal ein, und tat in Österreich unsäglichen Schaden. (Haselbach) Im 30-jährigen Kriege ward das Schloss von den Schweden zerstört.

Katzelsdorf. U. M. B. ein Pfarrdorf der Herrschaft Feldsberg, wo die Herrschaft Staats, und die Pfarre Oberleis gleichfalls begütert sind, über der Zaya, zwischen Reinthal und Garschönthal.

Reinthal. U. M. B. ein Dorf der Herrschaft Feldsberg, hinter der Zaya, zwischen Bernhardsthal und Katzelsdorf; ward anno 1500 durch Herrn Christoph von Lichtenstein von Herr Wenischen von Ebersdorf erkaufft.

Friedrich Wilhelm Weiskern

auch bekannt als Filip von Zesen oder Odoardo, wurde am 29. Mai 1711 in Eisleben, Sachsen, als Sohn eines sächsischen Rittmeisters geboren. 1734 kam er nach Wien, wo er seit 1735 als erfolgreicher Schauspieler am Kärntnertortheater wirkte. Bekannt wurde er mit der von ihm entwickelten komischen Figur des grämlichen Alten Odoardo, in der er in über hundert Stegreifkomödien auftrat. Daneben widmete er sich sprach- und literaturwissenschaftlichen Studien, schrieb Lustspiele und angeblich 140 Burlesken, wirkte als Regisseur, Berater der Spielplangestaltung und lieferte Pläne für den Umbau des Ballhauses zum alten Burgtheater. Er starb am 29. Dezember 1768 in Wien. Friedrich Wilhelm Weiskern gilt heute als bedeutender Topograph von Niederösterreich und ist vor allem als Librettist eines Frühwerks von Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791) bekannt.

¹ Unter dem Manhardsberg. → Unter dem Manhartsberg.

² Ung. Albert.

³ Im Gegensatz zu heute, zählte man damals auch „Friedrich den Schönen“ mit, daher im Original Friedrich IV.

Franz Xaver Joseph Schweickhardt
schrieb 1833 in seiner Darstellung
des Erzherzogthums Oesterreich unter der Ens...

Bernhardsthal,

ein Pfarrdorf, welches 164 Wohngebäude zählt und wovon Poisdorf die nächste Poststation ist.

Die Kirche und Schule befinden sich im Orte. Erstere gehört in das Decanat nach Staatz und das Patronat davon dem souveränen Fürsten von und zu Lichtenstein. – Den Werbbezirk besitzt das Lin. Inf. Regmt. Nro. 4. – Landgericht, Grund- Orts- und Conscriptionsobrigkeit ist die Herrschaft Rabensburg.

Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 237 Familien, welche von 531 männlichen, 498 weiblichen Personen und 192 schulfähigen Kindern gebildet werden, die einen Viehstand von 162 Pferden, 44 Ochsen, 256 Kühen, 332 Schafen und 191 Schweinen besitzen.

Die Einwohner sind Landbauern, welche sich mehr vom Acker- als Weinbau erhalten. Sie bauen Weizen, Roggen, Hafer, auch etwas Gerste, Mais und Hanf. Der ungünstigen Lage wegen oder richtiger gesagt, da seit Jahren her, die Elementareinwirkungen auf den Weinstock nachtheiligen Einfluß üben, und der Saueremann sich nicht selten um den Schweiß seiner darauf gewendeten Mühe gebracht sieht, werden die meisten Weingärten hier ausgehauen und als Ackerland verwendet. Die Obstpflege wird nicht betrieben, desto mehr jedoch die Vieh- vorzüglich die Pferdezuucht. Der größere Theil der Grundstücke ist gut, der kleinere jedoch sehr sandig, daher von schwacher Ertragskraft. Wiesen und Suttweiden gibt es hier viele, sie unterliegen jedoch den häufigen Ueberschwemmungen von dem Thaya-Flusse. Hier werden auch die unentbehrlichsten Handwerker angetroffen.

Dieses Dorf liegt in einer Fläche nahe an einem Teiche, neben welchem der Weg über Unterthanenau nach Luntenburg und Mähren führet. Die Häuser sind regelmäßig gebaut und meist mit Stroh eingedeckt. Unweit davon zwischen und Wiesen und Suttweiden fließt die Thaya, welche durch ihren Austritt oft schon große Verwüstungen verursachte. Die nächst gelegenen Ortschaften sind: Unterthanenau, Lichtenwarth, Reinthal und Rabensburg; jenseits des Waldes in Mähren liegt Landshut. Angeachtet der Nähe des Thayaflusses ist doch das Klima gesund, das Wasser aber nur mittelmäßig. Hier werden bloße Auwälder getroffen, welche besonders schöne Eichen haben, auch ist die niedere Jagd sehr beträchtlich.

Die Kirche befindet sich mitten im Orte, ist dem heiligen Abte Egidius geweiht und nach neuerem Style erbaut. In selber befindet sich ein Hoch- und zwei Seitenaltäre; der erstere ist gemauert und marmorirt. Der Tabernakel ist von Holz, weiß staffirt und vergoldet; zu beiden Seiten steht ein Cherubim ebenfalls weiß staffirt und ober denselben sind zwei Engel, welche Leuchter halten, angebracht. Oberhalb des Hochaltars ist das Bild des heiligen Egidius in schwarzen Rahmen mit vergoldeten starken Leisten. Zu beiden Seiten dieses Bildes stehen auf Piedestalen die Figuren des heil. Peter und Paul von Gyps in Lebensgröße und bei 400 Pfund schwer.

Der eine Seitenaltar ist gemauert und mit dem Bilde des heiligen Johann von Nepomuk geziert; der andere ist blos aus Holz und es befindet sich auf demselben das Muttergottesbild. Bei der im Jahre 1754 in dem Pfarrhose ausgebrochenen Feuersbrunst sind alle Urkunden zu Grunde gegangen, welche von dem Entstehen und den Schicksalen dieser Kirche Kunde geben könnten.

Das Dorf Bernhardsthal früher Bernsthal, ist über 600 Jahre alt, da schon im Jahre 1171 eine Tausch-urkunde vorkommt, in welcher dieser Ort unter dem Namen Pernhartestal und Bernharstal aufgeführt ist. Früher war dasselbe ein Markt, später blos ein Kirchdorf, welches Herr Heinrich von Lichtenstein im Jahre 1470 von Herrn Wolfgang von Roggendorf erkaufte, und der Herrschaft Rabensburg einverleibt hat. Die Kriegsvölker des böhmischen Königs Johann eroberten im Jahre 1328 die Feste Bernhardsthal, welche Kaiser Carl IV. in dem Preßburger Frieden 1337 den Herzogen Albert II. und Otto von Oesterreich zurück gab. Zur Zeit der Zwistigkeiten zwischen Herzog Albert VI. und dem Kaiser Friedrich IV. nahm ein ungarischer Räuberanführer Namens Ludwenko, Bernhardsthal mit seiner Truppe ein.

Im dreißigjährigen Kriege wurde das hier bestandene Schloß von den Schweden ganz zerstört.

Die Ortsbenennung glauben wir von dem Patron dem heil. Bernhardus, welcher ober dem Kirchenthore in Stein gehauen sich noch befindet, herleiten zu können, um so mehr, da dieser Heilige von den früheren Einwohnern besonders verehrt wurde und es sogar zu vermuthen ist, daß, bevor der Ort entstand, hier schon ein Kirchlein zu Ehren des obigen Heiligen gestanden habe. Zu diesem Orte gehört auch der

Bernhardsthaler = Hof,

unfern dem obigen Dorf abgesondert gelegen, in einem Hause bestehend, in welchem eine Familie wohnt, die 6 männliche und 4 weibliche Personen umfaßt, und welche 2 Rühe, 1200 Schafe und 6 Schweine zum Viehstande haben. Dieser Hof ist ein Wirthschaftshof.

Rahelsdorf.

Ein Kirchdorf von 129 Häusern, wovon Poisdorf in der Entfernung von einer und einer halben Stunde die nächste Poststation ist.

Kirche und Schule befinden sich im Orte und gehören zum Decanat Staatz, das Patronat von ersterer besitzt der souveraine Fürst von und zu Lichtenstein. Der Werbkreis von hier ist dem Lin. Inf. Regmt. Nro. 4 zugetheilt.

Die Rechte eines Landgerichts versieht Ravensburg; Grund-, Orts- und Conscriptionsobrigkeit ist die Herrschaft Feldsberg.

Es werden hier 174 Familien, 379 männliche, 365 weibliche Personen und 195 schulfähige Kinder; 70 Pferde, 2 Ochsen, 110 Rühe, 150 Schafe und 80 Schweine gezählt.

Die Bewohner beschäftigen sich mit Körner- und Weinbau, und fesseln auf ihren meist mittelmäßigen Gründen alle vier Getreidegattungen, nebst den gewöhnlichen Knollengewächsen und einem Wein, der schon zur bessern Gattung der österreichischen Weine gerechnet werden darf. Die Obstpflege ist unbedeutend, auch die Viehzucht wird nur mittelmäßig, ohne Stallfütterung betrieben.

Die hierortigen Landbauern, sind meist als Halblehner mit 22 Joch Hausgründen bestiftet. Von Gewerbsleuten sind hier noch anseßig 3 Schneider, 4 Schuhmacher, 1 Binder, 1 Tischler und 2 Schmiede.

Rahelsdorf hat seine Lage am Abhange eines Berges und besteht in unregelmäßig gebauten, meist mit Stroh gedeckten Häusern. Besser gestalten sich dessen nächste Umgebungen die einerseits Weinhügel, anderseits der sogenannte Rahelsdorfer-Wald bilden. Letzterer eigentlich ein Thiergarten ist eingefriedet, und enthält die verschiedensten Gattungen Wild; daselbst befindet sich auch ein kleines Jagdschloß. Die nächsten Umgebungen des Orts sind Steinthal und Schrattenberg, wohin nur Landwege führen. Ein Communicationsweg führt von hier über Böhmischfrut auf die Brünner-Hauptstraße.

Das Klima ist hier ziemlich gesund, auch das Wasser gut.

Ein sicherer Beweis hohen Alters von Rahelsdorf ist eine in der Mitte des Orts auf einem freien Platze dem Gasthause gegenüber stehende merkwürdige steinerne Säule, an welcher noch deutlich die Jahreszahl 1290 zu ersehen ist.

Gleichen Alters dürfte die in der Mitte des Dorfes auf einer Anhöhe situirte und im älteren, aber durch mehrmalige Reparaturen beinahe unkenntlichen Style erbaute Kirche seyn. Obgleich selbe im Jahre 1693 erst zur selbstständigen Pfarre erhoben wurde, so finden wir sie doch lange vorher schon als eine Filiale von Feldsberg und dürfte mehrere Jahrhunderte als eine Capelle gestanden seyn.

Das Innere dieser Kirche ist einfach und schmucklos, denn außer einem zu Ehren des heil. Apostels Bartholomäus, als Patron der Kirche bestehenden Hochaltare und zwei, dem heiligen Johann von Nepomuk und der heiligsten Jungfrau Maria geweihten Seitenaltären entbehrt dieselbe alle Zierde, und besitzt auch sonst keine bemerkenswerthen Gegenstände. Die Sorge für das Seelenheil der hier eingepfarrten Gemeinde, ist seit dem Jahre 1693 einem Pfarrer übertragen. – Außer Rahelsdorf gehört sonst kein Ort zur hiesigen Pfarre.

Der Friedhof bestand bis zum Jahre 1831 um die Kirche herum, in welchem Jahre aber, wegen Ueberfüllung des alten mit Verstorbenen an der Brechruhr, ein neuer außerhalb des Orts angelegt wurde.

Der Ort Rahelsdorf erhielt ohne Zweifel diesen Namen von seinem Stifter, und hieß daher früher Chezilinisdorf. Einen Hermann von Chezilinisdorf finden wir nach Mar. Fischers Urk. B. schon im Jahre 1135, wo er als

Zeuge in einer Urkunde, vermöge welcher Markgraf Leopold IV. dem Stifte Klosterneuburg den Zehent von Klosterneuburg zurückgibt, erscheint.

Außer diesem wird jedoch keiner dieses Namens sonst bekannt, woraus zu vermuthen ist, daß dieses Geschlecht sehr zeitlich wieder ausgeblüht haben mag. Wenn wir den Namen Chezilinsdorf in Betrachtung ziehen, so finden wir, daß solcher nicht von der örtlichen Lage genommen wurde, sondern er ihn wie schon erwähnt, von einem Sprossen dieser Familie mit Namen Chezilin, erhalten habe, der diesen Ort gründete.

Geschichtliche Ereignisse sind uns von diesem Orte nicht bekannt geworden. Während der Jahre 1831 ausgebrochenen epidemischen Brechruhr, wurden hier in kurzer Zeit über 100 Menschen ein Opfer dieser Seuche.

Rheinthal,

ein Pfarrdorf, welches 160 Häuser zählt, und wovon Nikolsburg in Mähren in einer Entfernung von 3¼ Stunden die nächste Poststation ist.

Kirche und Schule befinden sich im Orte und gehören in das Decanat Staats; das Patronat besitzt der souveraine Fürst Johann von und zu Liechtenstein, und den hiesigen Werkbreis das Linien-Infanterie-Regiment Nr. 4.

Landgericht, Grund-, Orts- und Conscriptionsobrigkeit ist die Herrschaft Feldsberg.

Hier befinden sich in 188 Familien, 307 männliche, 337 weibliche Personen und 129 schulfähige Kinder. Der Viehstand enthält 140 Pferde, 6 Ochsen, 200 Kühe, 400 Schafe, 4 Ziegen und 200 Schweine.

Die hiesigen Einwohner sind Landbauern, wovon ein behaufter Landwirth 20 Joch Äcker, 2 Joch Wiesen und etwas Weingärten besitzt; darunter befinden sich als Handwerker ein Schmid, ein Binder, drei Schneider, zwei Schuster, ein Tischler, dann ein Weber. Sie betreiben meist den Feldbau, ungleich weniger den Weinbau, der aber von guter Qualität ist. Von ersterem fesseln sie Weizen, Korn, Hafer und türkischen Weizen; wozu die Gründe gut und ertragfähig sind. In dieser Beziehung treiben sie auch einen Getreidehandel nach Wien. – Die Obstpflege ist gering, dagegen aber die Viehzucht mit Anwendung der Stallfütterung ersprießlich und bedeutend.

Der Ort Reinthal liegt von der Brünner Poststraße östlich, zwei Stunden entfernt, nahe der mährischen Grenze, an die sich weiter abwärts die ungrische anschließt, in einem Kessel, welcher von hohen Bergen gebildet wird. Einen überaus schönen und malerischen Anblick gewährt das Dorf dadurch, da die Kirche beinahe mitten im Orte auf einen bedeutend hohen Berge gelegen ist, um welchen sich die Häuser sammt ihren Hausgärten gar niedlich und lieblich herumziehen. Davon sind die meisten noch mit Stroh, nur einige mit Ziegeln gedeckt. – Die nächsten Ortschaften sind Bernhardtsthal, Alten-Lichtenwart, Ragelsdorf und Chanegg. Es führt ein Commercialweg nach Wien hier durch, der sehr lebhaft befahren wird. – Das Klima ist stärkend und gesund, das Wasser gut. Wenn man die dem Ort umgebenden Gebirge besteigt, so genießt man eine Fernsicht, besonders nach Ungarn gegen die Karpathen hin, welche überraschend ist. – Sehr nahe bei Reinthal ist der sogenannte Rhein-Wald gelegen, welcher sich eingeschlossen und mit Hochwild besetzt befindet; übrigens liefert die freie Jagd, auch ein Eigenthum der Herrschaft Feldsberg, in bedeutender Menge Hasen und Rebhühner.

Flüsse, Bäche, &c. &c. gibt es hier nicht; auch bestehen hier weder Fabriken, Wochen noch Jahrmärkte.

Die hiesige Pfarrkirche ist der einzige bemerkenswerthe Gegenstand unter den Gebäuden des Orts. Diese ist der allerheiligsten Dreifaltigkeit geweiht und war in früheren Zeiten nur eine Capelle; im Jahre 1686 wurde sie von der Gemeinde erbaut, im Jahre 1724 verlängert, und 1790 abermals vergrößert, zu welch' letzterem Bau der damals regierende Fürst von Liechtenstein 300 Gulden beitrug. Bis zum Jahre 1784 war diese Kirche eine zur Pfarre Bernhardtsthal gehörige Filiale, ward aber in eben diesem Jahre zur selbstständigen Pfarre erhoben, und zu gleicher Zeit von dem Herrn Fürsten Alois von Liechtenstein, als Patron der Kirche, das Pfarrgebäude auf eigene Kosten errichtet. Das Kirchengebäude ist ganz einfach, im neuern Styl und schmucklos; das Innere enthält ein Gewölbe und ist licht, nur das Presbyterium, als der älteste Theil, ist niedrig und feucht. Ungeachtet der zweimaligen Vergrößerung ist dieses Gotteshaus für die gegenwärtige Seelenzahl dennoch zu klein. Der Thurm, welcher 3 Glocken und eine Uhr enthält, ist mit einer runden Kuppel versehen, das Dach der Kirche aber mit Schindeln gedeckt.

Nebst dem Hochaltar sind auch noch zwei Seitenaltäre vorhanden, die zu Ehren der heiligsten Jungfrau Maria und dem heiligen Johann von Nepumuck bestehen. Ueber dem Hochaltar ist das Bild der hochheiligsten Dreieinigkeit in schwarzen Rahmen mit vergoldeten Leisten angebracht, der Tabernakel weiß staffirt und vergoldet. Leider ist die ganze Aus schmückung schon unansehnlich und zum Theil sogar vermorscht, wovon die Armuth der Kirche und die Feuchtigkeith der selben, die Ursachen sind.

An sonstigen Merkwürdigkeiten, Grab- und anderen Denkmalen ist hier nichts vorhanden; jedoch sind die Paramente hinreichend, ja für eine Landkirche sogar schön zu nennen, weil sie von aufgehobenen Klöstern geschenkt wurden.

Uebrigens besteht hier weder eine Capelle, noch gehört zur hiesigen Pfarre eine Filiale, oder ein anderer Ort, außer Reinthal. – Den Gottesdienst versieht der Ortspfarrer allein. – Der Leichenhof ist um die Kirche angelegt und von drei Seiten mit einer Mauer umfassen.

In Bezug auf das Geschichtliche der hiesigen Kirche können wir nur anführen, dass im Jahre 1673 und auch weiterhin, die verheerende Pest zahlreiche Opfer nahm, so, dass die bestürzten Einwohner sich entschlossen, eine Capelle zur Ehre der allerheiligsten Dreieinigkeit zu erbauen, welches schöne und fromme Vorhaben sie auch im Jahre 1686 ausführten. Wirklich ist noch jetzt an der äußern Seite des Dorfes ein ziemlich hoher Hügel zu sehen, welcher der Pestfriedhof genannt wird, und auf welchem gegenwärtig, nachdem das alte steinerne Kreuz umfiel, ein neues Kreuz in Form eines kleinen Altars sich befindet. Seit dieser Zeit blieb der Ort von Pestseuchen verschont; im Jahre 1832 aber am 17. August brach gegen Mitternacht plötzlich die verhängnißvolle Brechruhr (Cholera morbus) aus, die aber, Dank sei der göttlichen Vorsicht hiefür, nachdem sie 20 Personen dahin gerafft, wieder verschwand.

Der Ort, welcher zu den bedeutenden Ortschaften dieses Kreises gehört, scheint den Namen Reinthal von seiner örtlichen runden, kesselähnlichen Lage erhalten zu haben, und war lange Zeit hindurch ein Besizthum der berühmten Familie, der Herren von Ebersdorf. Benedict (insgemein Wenisch genannt) von Ebersdorf verkaufte solchen im Jahre 1500 an Christoph von Liechtenstein, seit welcher Zeit Reinthal als ein Bestandtheil zur Herrschaft Feldsberg gehört.

Bernhardsthal,

ein Pfarrdorf, welches 164 Wohngebäude zählt und wovon Poisdorf die nächste Poststation ist.

Die Kirche und Schule befinden sich im Orte. Erstere gehört in das Decanat nach Staatz und das Patronat davon dem souveränen Fürsten von und zu Lichtenstein. – Den Werbbezirk besitzt das Lin. Inf. Regmt. Nro.4. – Landgericht, Grund- Orts- und Conscriptionsobrigkeit ist die Herrschaft Rabensburg.

Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 237 Familien, welche von 531 männlichen, 498 weiblichen Personen und 192 schulfähigen Kindern gebildet werden, die einen Viehstand von 162 Pferden, 44 Ochsen, 256 Kühen, 332 Schafen und 191 Schweinen besitzen.

Die Einwohner sind Landbauern, welche sich mehr vom Acker- als Weinbau erhalten. Sie bauen Weizen, Rocken, Hafer, auch etwas Gerste, Mais und Hanf. Der ungünstigen Lage wegen oder richtiger gesagt, da seit Jahren her, die Elementareinwirkungen auf den Weinstock nachtheiligen Einfluß üben, und der Hauersmann sich nicht selten um den Schweiß seiner darauf gewendeten Mühe gebracht sieht, werden die meisten Weingärten hier ausgehauen und als Ackerland verwendet. Die Obstpflege wird nicht betrieben, desto mehr jedoch die Vieh- vorzüglich die Pferdezucht. Der größere Theil der Grundstücke ist gut, der kleinere jedoch sehr sandig, daher von schwacher Ertragskraft. Wiesen und Hutweiden gibt es hier viele, sie unterliegen jedoch den häufigen Ueberschwemmungen von dem Thalia-Flusse. Hier werden auch die unentbehrlichsten Handwerker angetroffen.

Dieses Dorf liegt in einer Fläche nahe an einem Teiche, neben welchem der Weg über Unterthanenau nach Luntenburg und Mähren führet. Die Häuser sind regelmäßig gebaut und meist mit Stroh eingedeckt. Unweit davon zwischen und Wiesen und Hutweiden fließt die Thalia, welche durch ihren Austritt oft schon große Verwüstungen verursachte. Die nächst gelegenen Ortschaften sind: Unterthanenau, Lichtenwarth, Reinthal und Rabensburg; jenseits des Waldes in Mähren liegt Lands hut. Ungeachtet der Nähe des Thaliaflusses ist doch das Klima gesund, das Wasser aber nur

mittelmäßig. Hier werden bloße Auwälder getroffen, welche besonders schöne Eichen haben, auch ist die niedere Jagd sehr beträchtlich.

Die Kirche befindet sich mitten im Orte, ist dem heiligen Abte Egidius geweiht und nach neuem Style erbaut. In selber befindet sich ein Hoch- und zwei Seitenaltäre; der erstere ist gemauert und marmorirt. Der Tabernakel ist von Holz, weiß staffirt und vergoldet; zu beiden Seiten steht ein Cherubim ebenfalls weiß staffirt und ober denselben sind zwei Engel, welche Leuchter halten, angebracht. Oberhalb des Hochaltars ist das Bild des heiligen Egidius in schwarzen Rahmen mit vergoldeten starken Leisten. Zu beiden Seiten dieses Bildes stehen auf Piedestalen die Figuren des heil. Peter und Paul von Gyps in Lebensgröße und bei 400 Pfund schwer.

Der eine Seitenaltar ist gemauert und mit dem Bilde des heiligen Johann von Nepomuck geziert; der andere ist bloß aus Holz und es befindet sich auf demselben das Muttergottesbild. Bei der im Jahre 1754 in dem Pfarrhofe ausgebrochenen Feuersbrunst sind alle Urkunden zu Grunde gegangen, welche von dem Entstehen und den Schicksalen dieser Kirche Kunde geben könnten.

Das Dorf Bernhardsthal früher Bernsthal, ist über 600 Jahre alt, da schon im Jahre 1171 eine Tausch-urkunde vorkommt, in welcher dieser Ort unter dem Namen Pernhartstal und Bernharstal aufgeführt ist. Früher war dasselbe ein Markt, später bloß ein Kirchdorf, welches Herr Heinrich von Lichtenstein im Jahre 1470 von Herrn Wolfgang von Roggendorf erkauft, und der Herrschaft Rabensburg einverleibt hat. Die Kriegsvölker des böhmischen Königs Johann eroberten im Jahre 1328 die Veste Bernhardsthal, welche Kaiser Carl IV. in dem Preßburger Frieden 1337 den Herzogen Albert II. und Otto von Oesterreich zurück gab. Zur Zeit der Zwistigkeiten zwischen Herzog Albert VI. und dem Kaiser Friedrich IV. nahm ein ungarischer Räuberanführer Namens Ludwenko, Bernhardsthal mit seiner Truppe ein.

Im dreißigjährigen Kriege wurde das hier bestandene Schloß von den Schweden ganz zerstört.

Die Ortsbenennung glauben wir von dem Patron dem heil. Bernhardus, welcher ober dem Kirchenthore in Stein gehauen sich noch befindet, herleiten zu können, um so mehr, da dieser Heilige von den früheren Einwohnern besonders verehrt wurde und es sogar zu vermuthen ist, daß, bevor der Ort entstand, hier schon ein Kirchlein zu Ehren des obigen Heiligen gestanden habe. Zu diesem Orte gehört auch der

Bernhardsthaler-Hof,

unfern dem obigen Dorf abgesondert gelegen, in einem Hause bestehend, in welchem eine Familie wohnt, die 6 männliche und 4 weibliche Personen umfaßt, und welche 2 Kühe, 1200 Schafe und 6 Schweine zum Viehstande haben. Dieser Hof ist ein Wirthschaftshof.

Katzelsdorf.

Ein Kirchdorf von 129 Häusern, wovon Poisdorf in der Entfernung von einer und einer halben Stunde die nächste Poststation ist.

Kirche und Schule befinden sich im Orte und gehören zum Decanat Staatz, das Patronat von ersterer besitzt der souveraine Fürst von und zu Lichtenstein. Der Werbkreis von hier ist dem Lin. Inf. Regmt. Nro.4 zugetheilt.

Die Rechte eines Landgerichts versieht Ravensburg; Grund-, Orts- und Conscriptionsobrigkeit ist die Herrschaft Feldsberg.

Es werden hier 174 Familien, 379 männliche, 365 weibliche Personen und 195 schulfähige Kinder; 70 Pferde, 2 Ochsen, 110 Kühe, 150 Schafe und 80 Schweine gezählt.

Die Bewohner beschäftigen sich mit Körner- und Weinbau, und fechten auf ihren meist mittelmäßigen Gründen alle vier Getreidegattungen, nebst den gewöhnlichen Knollengewächsen und einem Wein, der schon zur bessern Gattung der österreichischen Weine gerechnet werden darf. Die Obstpflege ist unbedeutend, auch die Viehzucht wird nur mittelmäßig, ohne Stallfütterung betrieben.

Die hierortigen Landbauern, sind meist als Halblehner mit 22 Joch Hausgründen bestiftet. Von Gewerbsleuten sind hier noch ansäßig 3 Schneider, 4 Schuhmacher, 1 Binder, 1 Tischler und 2 Schmiede.

Katzelsdorf hat seine Lage am Abhange eines Berges und besteht in unregelmäßig gebauten, meist mit Stroh gedeckten Häusern. Besser gestalten sich dessen nächste Umgebungen die einerseits Wein Hügel, anderseits der sogenannte Katzelsdorfer-Wald bilden. Letzterer eigentlich ein Thiergarten ist eingefriedet, und enthält die verschiedensten Gattungen Wild; daselbst befindet sich auch ein kleines Jagdschloß. Die nächsten Umgebungen des Orts sind Steinthal und Schrattenberg, wohin nur Landwege führen. Ein Communicationsweg führt von hier über Böhmischkrut auf die Brünner-Hauptstraße.

Das Klima ist hier ziemlich gesund, auch das Wasser gut.

Ein sicherer Beweis hohen Alters von Katzelsdorf ist eine in der Mitte des Orts auf einem freien Platze dem Gasthause gegenüber stehende merkwürdige steinerne Säule, an welcher noch deutlich die Jahreszahl 1290 zu ersehen ist.

Gleichen Alters dürfte die in der Mitte des Dorfes auf einer Anhöhe situirte und im älteren, aber durch mehrmalige Reparaturen beinahe unkenntlichen Style erbaute Kirche seyn. Obgleich selbe im Jahre 1693 erst zur selbstständigen Pfarre erhoben wurde, so finden wir sie doch lange vorher schon als eine Filiale von Feldsberg und dürfte mehrere Jahrhunderte als eine Capelle gestanden seyn.

Das Innere dieser Kirche ist einfach und schmucklos, denn außer einem zu Ehren des heil. Apostels Bartholomäus, als Patron der Kirche bestehenden Hochaltare und zwei, dem heiligen Johann von Nepomuck und der heiligsten Jungfrau Maria geweihten Seitenaltären entbehrt dieselbe alle Zierde, und besitzt auch sonst keine bemerkenswerthen Gegenstände. Die Sorge für das Seelenheil der hier eingepfarrten Gemeinde, ist seit dem Jahre 1693 einem Pfarrer übertragen. – Außer Katzelsdorf gehört sonst kein Ort zur hiesigen Pfarre.

Der Friedhof bestand bis zum Jahre 1831 um die Kirche herum, in welchem Jahre aber, wegen Ueberfüllung des alten mit Verstorbenen an der Brechruhr, ein neuer außerhalb des Orts angelegt wurde.

Der Ort Katzelsdorf erhielt ohne Zweifel diesen Namen von seinem Stifter, und hieß daher früher Chezilinisdorf. Einen Hermann von Chezilinisdorf finden wir nach Max. Fischers Urk. B. schon im Jahre 1135, wo er als Zeuge in einer Urkunde, vermöge welcher Markgraf Leopold IV. dem Stifte Klosterneuburg den Zehent von Klosterneuburg zurückgibt, erscheint.

Außer diesem wird jedoch keiner dieses Namens sonst bekannt, woraus zu vermuthen ist, daß dieses Geschlecht sehr zeitlich wieder ausgeblüht haben mag. Wenn wir den Namen Chezilinisdorf in Betrachtung ziehen, so finden wir, daß solcher nicht von der örtlichen Lage genommen wurde, sondern er ihn wie schon erwähnt, von einem Sprossen dieser Familie mit Namen Chezilin, erhalten habe, der diesen Ort gründete.

Geschichtliche Ereignisse sind uns von diesem Orte nicht bekannt geworden. Während der Jahre 1831 ausgebrochenen epidemischen Brechruhr, wurden hier in kurzer Zeit über 100 Menschen ein Opfer dieser Seuche.

Rheinthal,

ein Pfarrdorf, welches 160 Häuser zählt, und wovon Nikolsburg in Mähren in einer Entfernung von 3¼ Stunden die nächste Poststation ist.

Kirche und Schule befinden sich im Orte und gehören in das Decanat Staatz; das Patronat besitzt der souveraine Fürst Johann von und zu Liechtenstein, und den hiesigen Werbkreis das Linien-Infanterie-Regiment Nr. 4.

Landgericht, Grund-, Orts- und Conscriptionsobrigkeit ist die Herrschaft Feldsberg.

Hier befinden sich in 188 Familien, 307 männliche, 337 weibliche Personen und 129 schulfähige Kinder. Der Viehstand enthält 140 Pferde, 6 Ochsen, 200 Kühe, 400 Schafe, 4 Ziegen und 200 Schweine.

Die hiesigen Einwohner sind Landbauern, wovon ein behauster Landwirth 20 Joch Äcker, 2 Joch Wiesen und etwas Weingärten besitzt; darunter befinden sich als Handwerker ein Schmid, ein Binder, drei Schneider, zwei Schuster, ein Tischler, dann ein Weber. Sie betreiben meist den Feldbau, ungleich weniger den Weinbau, der aber von guter Qualität ist. Von ersterem fechten sie Weizen, Korn, Hafer und türkischen Weizen; wozu die Gründe gut und ertragfähig sind. In dieser Beziehung treiben sie auch einen Getreidehandel nach Wien. – Die Obstpflege ist gering, dagegen aber die Viehzucht mit Anwendung der Stallfütterung ersprießlich und bedeutend.

Der Ort Reinthal liegt von der Brünner Poststraße östlich, zwei Stunden entfernt, nahe der mährischen Grenze, an die sich weiter abwärts die ungrische anschließt, in einem Kessel, welcher von hohen Bergen gebildet wird. Einen überaus schönen und malerischen Anblick gewährt das Dorf dadurch, da die Kirche beinahe mitten im Orte auf einen bedeutend hohen Berge gelegen ist, um welchen sich die Häuser sammt ihren Hausgärten gar niedlich und lieblich herumziehen. Davon sind die meisten noch mit Stroh, nur einige mit Ziegeln gedeckt. – Die nächsten Ortschaften sind Bernhardsthal, Alten-Lichtenwart, Katzelsdorf und Thanegg⁴. Es führt ein Commercialweg nach Wien hier durch, der sehr lebhaft befahren wird. – Das Klima ist stärkend und gesund, das Wasser gut. Wenn man die dem Ort umgebenden Gebirge besteigt, so genießt man eine Fernsicht, besonders nach Ungarn gegen die Karpathen hin, welche überraschend ist. – Sehr nahe bei Reinthal ist der sogenannte Thein-Wald gelegen, welcher sich eingeschlossen und mit Hochwild besetzt befindet; übrigens liefert die freie Jagd, auch ein Eigenthum der Herrschaft Feldsberg, in bedeutender Menge Hasen und Rebhühner.

Flüsse, Bäche, etc. etc. gibt es hier nicht; auch bestehen hier weder Fabriken, Wochen noch Jahrmärkte.

Die hiesige Pfarrkirche ist der einzige bemerkenswerthe Gegenstand unter den Gebäuden des Orts. Diese ist der allerheiligsten Dreifaltigkeit geweiht und war in früheren Zeiten nur eine Capelle; im Jahre 1686 wurde sie von der Gemeinde erbaut, im Jahre 1724 verlängert, und 1790 abermals vergrößert, zu welch' letzterem Bau der damals regierende Fürst von Liechtenstein 300 Gulden beitrug. Bis zum Jahre 1784 war diese Kirche eine zur Pfarre Bernhardsthal gehörige Filiale, ward aber in eben diesem Jahre zur selbstständigen Pfarre erhoben, und zu gleicher Zeit von dem Herrn Fürsten Alois von Liechtenstein, als Patron der Kirche, das Pfarrgebäude auf eigene Kosten errichtet. Das Kirchengebäude ist ganz einfach, im neuern Styl und schmucklos; das Innere enthält ein Gewölbe und ist licht, nur das Presbyterium, als der älteste Teil, ist niedrig und feucht. Ungeachtet der zweimaligen Vergrößerung ist dieses Gotteshaus für die gegenwärtige Seelenzahl dennoch zu klein. Der Thurm, welcher 3 Glocken und eine Uhr enthält, ist mit einer runden Kuppel versehen, das Dach der Kirche aber mit Schindeln gedeckt.

Nebst dem Hochaltar sind auch noch zwei Seitenaltäre vorhanden, die zu Ehren der heiligsten Jungfrau Maria und dem heiligen Johann von Nepumuck bestehen. Ueber dem Hochaltar ist das Bild der hochheiligsten Dreieinigkeit in schwarzen Rahmen mit vergoldeten Leisten angebracht, der Tabernakel weiß staffirt und vergoldet. Leider ist die ganze Ausschmückung schon unansehnlich und zum Theil sogar vermorscht, wovon die Armuth der Kirche und die Feuchtigkeit derselben, die Ursachen sind.

An sonstigen Merkwürdigkeiten, Grab- und anderen Denkmalen ist hier nichts vorhanden; jedoch sind die Paramente hinreichend, ja für eine Landkirche sogar schön zu nennen, weil sie von aufgehobenen Klöstern geschenkt wurden.

Uebrigens besteht hier weder eine Capelle, noch gehört zur hiesigen Pfarre eine Filiale, oder ein anderer Ort, außer Reinthal. – Den Gottesdienst versieht der Ortspfarrer allein. – Der Leichenhof ist um die Kirche angelegt und von drei Seiten mit einer Mauer umfassen.

In Bezug auf das Geschichtliche der hiesigen Kirche können wir nur anführen, dass im Jahre 1673 und auch weiterhin, die verheerende Pest zahlreiche Opfer nahm, so, dass die bestürzten Einwohner sich entschlossen, eine Capelle zur Ehre der allerheiligsten Dreieinigkeit zu erbauen, welches schöne und fromme Vorhaben sie auch im Jahre 1686 ausführten. Wirklich ist noch jetzt an der äußern Seite

⁴ Vermutlich Themenau.

des Dorfes ein ziemlich hoher Hügel zu sehen, welcher der Pestfriedhof genannt wird, und auf welchem gegenwärtig, nachdem das alte steinerne Kreuz umfiel, ein neues Kreuz in Form eines kleinen Altars sich befindet. Seit dieser Zeit blieb der Ort von Pestseuchen verschont; im Jahre 1832 aber am 17. August brach gegen Mitternacht plötzlich die verhängnißvolle Brechruhr (Cholera morbus) aus, die aber, Dank sei der göttlichen Vorsicht hiefür, nachdem sie 20 Personen dahin gerafft, wieder verschwand.

Der Ort, welcher zu den bedeutenden Ortschaften dieses Kreises gehört, scheint den Namen Reinthal von seiner örtlichen runden, kesselähnlichen Lage erhalten zu haben, und war lange Zeit hindurch ein Besitzthum der berühmten Familie, der Herren von Ebersdorf. Benedict (insgemein Wenisch genannt) von Ebersdorf verkaufte solchen im Jahre 1500 an Christoph von Liechtenstein, seit welcher Zeit Reinthal als ein Bestandtheil zur Herrschaft Feldsberg gehört.

Franz Xaver Joseph Schweickhardt

bis 1836 auch Franz Xavier Ritter von Sickingen oder Franz Schweickhardt, Ritter von Sickingen, kam am 5. Juli 1794 in Wien als Sohn eines Baumwollschlagers zur Welt. Nach dem Abschluss des Gymnasiums in Wien besuchte er an der Wiener Akademie der bildenden Künste die Fächer Architektur und Mathematik, privat studierte er Philosophie. Von 1814 bis 1818 war er bei der Armee und unternahm danach ausgedehnte Reisen durch die Österreichischen Kronländer, deutsche Staaten und Russland. Danach widmete er sich der österreichischen Geographie und Geschichte. Da er seinen Lebensunterhalt allein durch seinen Buchverkauf bestritt, starb er völlig verarmt am 16. Mai 1858 in Reindorf, einem ehemaligen Vorort von Wien.

DDr. Richard Plaschka

Im Längsschnitt der Geschichte, 800 Jahre Bernhardsthal

800 Jahre Geschichte Bernhardsthals sind 800 Jahre Geschichte einer Ortsgemeinschaft in einer Grenz- und Brückenposition an einem zentralen Punkt Europas. Immer wieder war es mehr als das Schicksal der Ortsbewohner allein, das hier entschieden worden ist, - immer wieder war es gesamt-europäische Bewegung, die den Platz erfasste. Nacheinander tauchten sie im Thaya-March-Bereich auf: Illyrer und Kelten, Quaden und Heruler, Hunnen und Langobarden, Slawen und Awaren, Baiern und Franken, Magyaren und Mongolen, Hussiten und Utraquisten, Heiducken und Schweden, Türken und Kurutzen, Franzosen, Preußen und Russen. Sie rodeten und missionierten, erpressten und brandschatzten, blieben oder zogen vorbei gleich einer wilden Jagd. Zwischen Auseinandersetzung und Durchdringung, Aufbau und Zerstörung, Angst und Hoffnung tritt ein Jahr als fixer Punkt: die erste urkundliche Nennung des Ortes - 1171.

1171 - was geschah in Europa in dieser Zeit? Im römisch-deutschen Reich herrschte Kaiser Friedrich I. Barbarossa. Es war die Zeit der Burgen und Ritter und klösterlicher Kultur, der Grundherrschaften und Stadtrechtsentwicklung und neuer deutscher Siedlungswellen, die selbst Böhmen erfassten und das ferne Siebenbürgen. Eben, 1156, hatte der Kaiser Österreich zum Herzogtum erhoben und zwei Jahre später, 1158, hatte der Herrscher jenseits der Grenze, der Böhmenherzog Vladislav II., für treu Hilfe die Königskrone erhalten. Hof- und Fürstentage, Italienzüge, die Niederwerfung Heinrichs des Löwen unterstrichen die Machtstellung des zentraleuropäischen Kaisertums, das im Süden selbst auf Sizilien griff. Brogge und Venedig waren die sich groß entwickelnden Handelszentren Europas. Politische Bewegung hatte den Kontinent erfasst. Im russischen Bereich ging die Vormachtstellung Kiews zurück, neue Zentren im Nordosten kündigten sich an - Moskau war 1147 erstmals erwähnt worden. Im Südosten wurde eben 1171 die serbische Einheit begründet, Serbien und Bulgarien setzten an, die byzantinische Herrschaft abzuschütteln, Ungarn war kurz davor, seine Oberhoheit in Dalmatien, Kroatien und Bosnien wiederherzustellen. Im Westen setzte in England Heinrich II. seinen Herrschaftsanspruch nachhaltig durch, 1170 wurde Thomas Becket, der Erzbischof von Canterbury, von königlichen Rittern ermordet, 1171 begann die englische Eroberung Irlands. In Ägypten setzte Saladin zur Expansion an, die bis Tripolis, Damaskus und Jerusalem führen sollte. Und in China stand vor allem der Süden in blühender wirtschaftlicher Entwicklung. schon wurden Papiergeld und Buchdruck, Schießpulver und Magnetnadel verwendet.

Aber zurück zu Bernhardsthal. Mit der Welt war der Platz seit altersher über die unweit vorüberführende Bernsteinstraße verbunden, die von der Adria zur Ostsee führte. Die Welt rundum drückte den Jahrhunderten seiner Geschichte immer wieder den Stempel auf.

Urgeschichte und Germanenzeit

Die Bodenfunde weisen den Bernhardsthaler Raum als bedeutend älteren Siedlungsgrund aus, als die Jahreszahl 1171 vermuten lässt: zurückreichend bis in urgeschichtliche Zeit - bis in die Jungsteinzeit, in die Bronzezeit, in die ältere und jüngere Eisenzeit. Die „Drei Berge“, hallstattzeitliche Hügelgräber, weisen auf die Zeit der Illyrer hin, auf die die Kelten folgten. Aufschlussreiche Funde stammen aus der Frühgeschichte, aus der Zeit der schwindenden illyro-keltischen Bevölkerungselemente, da in den ersten Jahrhunderten nach Christus Germanen, Markomannen und Quaden, nordwärts der Donau, mit Zentren im böhmischen Kessel und an der March, und vorwiegend Quaden auch an der unteren Thaya siedelten. Jüngste Grabungen förderten eine Germanensiedlung zutage, deren Anfang im ausgehenden ersten und deren Aufgabe im beginnenden dritten Jahrhundert anzusetzen ist. Das Bild einer Dorfgemeinschaft gewinnt Konturen, die ihren Platz mit Wällen befestigt hatte, deren wirtschaftliche Grundlage Getreidebau und Haustierhaltung und daneben wohl der Fischfang in der Thaya gebildet haben und in der die nötigen Geräte, Gefäße und Kleidungsstücke selbst erzeugt worden sind, in der geschmiedet und getöpft, gegerbt, gewoben und geflochten worden ist - detaillierter Einblick in die tief gestaffelte germanische Grenzzone gegenüber dem römischen Limes. Zeugt auch

die gefundene importierte Keramik aus den römischen Provinzen von friedlichen Handelsbeziehungen, die Grenze blieb zugleich ein umkämpfter Streifen mit Durchbrüchen der Germanen nach Süden und Vorstößen der Römer unter Errichtung von Besatzungsstützpunkten über die Donau nach Norden.

Völkerwanderung - Heruler und Langobarden, Slawen und Awaren.

Auch der Thaya-March-Bogen des Weinviertels wurde einbezogen in die europaweiten Stamme- und Völkerbewegungen, die im vierten Jahrhundert einsetzten, sah die Markomannen und Quaden ausweichen, die Heruler auftauchen, Goten und Alanen auflösen und verschwinden, verspürte den Druck der asiatischen Reiterschwärme der Hunnen, die zur Großmacht emporgestiegen waren und an der unteren Theiß ihr Zentrum hatten, erlebte um 500 die Durchsetzung der Macht der Heruler, wenig später - 508 - den Aufstand und die Herrschaft der Langobarden, die Festigung ihrer Macht, ihre Berührung mit Byzanz schon und mit dem neu aus dem Osten ankommenden asiatischen Reiternomadenvolk der Awaren.

Nach dem Abzug der Langobarden nach Süden brandeten im Gesichtsfeld der Restbewohner in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts nördlich der Thaya und östlich der March slawische Siedlungswellen an und griffen von Norden her auch auf das Weinviertel über. Gleichzeitig, die Slawen überschichtend, gewannen die zopftragenden asiatischen Reiter, die Awaren, Herrschaftsposition: in einem breiten, von Osten her vorgeschobenen Bogen, von der Ostsee bis in die norischen Gebiete reichend. Von ihren Zentren in Pannonien her, durch vorgeschobene Stützpunkte abgesichert, übten sie auch im Weinviertel ihre Vorherrschaft aus. Ihr Griff wurde vorübergehend abgeschüttelt im großen Aufbegehren der Slawen, im Slawenaufstand unter dem Franken Samo am Beginn des 7. Jahrhunderts, 623/24. Für einige Jahrzehnte zeichnete sich eine erste größere westslawische Zusammenfassung ab, die wohl auch den March-Thaya-Bereich überlagerte. Endgültig niedergekämpft wurden die Awaren freilich erst um 800 unter den ostwärts vorgetragenen Angriffen der neuen Großmacht im Westen, des Frankenreiches Karls des Großen.

9. Jahrhundert - Fränkische Missionsbewegung und Großmährisches Reich.

Unruhig, bewegt noch, zeichneten sich im 9. Jahrhundert die neu aufkommenden staatlichen und kirchenorganisatorischen Einflusszonen ab. Im Weinviertel lebten Slawenstämme, von germanischer Restbevölkerung durchsetzt, im Wiener Becken und Alpenvorland ebenfalls Slawen und Germanen gemischt, im Osten noch durch awarische Elemente ergänzt. Nachhaltig entwickelte sich nun ab Beginn des Jahrhunderts eine Missionswelle des Frankenreiches tief in den slawischen Bereich hinein, politische Einflussnahme ging parallel und mit Schwerpunkt nördlich der Donau, abgedeckt durch den Aufbau einer Markenorganisation, ein bairisch-fränkischer Siedlungsvorstoß. Die bairische Kirche vor allem trieb die Missionsbewegung in den nun slawisch besiedelten böhmisch-mährischen Raum und in den Donaubereich gegen Osten bis in das Gebiet der heutigen Slowakei vor.

Im mährisch-slowakischen Bereich aber entstand gegen die fränkische politische und religiöse Einflussnahme eine Gegenbewegung. Mit Front gegen den westlichen Zugriff entwickelte sich ab 830 eine neue staatliche Gruppierung: das Großmährische Reich. Und Rastislav als Herrscher bot in diesem sich gegen Westen auch in der Kirchenorganisation abgrenzenden Staatswesen 863 gegen die Mission aus dem Westen Glaubenskünder der Ostkirche auf: Konstantin (Cyril) und Method, zwei aus der Gegend um Saloniki stammende griechische Priester, sich slawisch verständigend, slawische Texte im Gottesdienst einführend, später als Slawenapostel gefeiert. Die bairischen Bistümer im Westen jedoch gaben nicht auf, protestierten gegen die Blockierung ihrer Missionsrichtung, selbst in Rom. Aus der Zeit der kriegerischen Auseinandersetzung um dieses großmährische Staatswesen, das - wie Grabungen in der letzten Zeit beweisen - in Mikulčice ein starkes Zentrum hatte und auch gegen Süden in das heutige Niederösterreich vorgedrungen war, aus der Zeit der Überschichtungen der Mährerherrschaft stammen wertvolle Bernhardsthaler Gräberfunde: darunter das Bleikreuz mit Christusbild.

10. Jahrhundert - Magyarenanprall und deutsche Gegenbewegung.

Dem brüchig gewordenen Mährergroßstaat versetzten der Druck des Ostfrankenreiches und die 895 bis 900 in Pannonien aus dem Osten unter Árpád eindringenden Magyaren den Todesstoß. Bald sollten die Magyarenreiter auch im March-Thaya-Bereich auftauchen: flink, beweglich, auf schnellen Rassen, Stützpunkte einrichtend, zu Raubzügen ansetzend, gewaltige Kriegszüge nach Westen vortragend bis tief ins Bairische. Der Gegenoffensive des deutschen Königtums gegen die Magyaren, ausgehend von den entscheidenden Siegen bei Riade und bei Augsburg 933 und 955, folgte eine neue Vormarsch- und Siedlungswelle in Richtung Osten. Ab 976 gelangten im rückgewonnenen Markengebiet an der Donau die Babenberger zur Herrschaft.

11. Jahrhundert - Stabilisierung der Grenzen, Konsolidierung.

Noch waren die Grenzen im Nordostbereich der babenbergischen Mark umstritten: durch Einfälle von Mähren und Ungarn her, durch eine Großbewegung wie die von Boleslaw Chrobry aus dem polnischen Raum heraus, durch böhmische und ungarische Initiativen wie die von Bretislav, Stephan und Samuel Aba. Im Gegenstoß wurde die Thaya-March-Grenze erreicht, mit der die Grenzlage ab der Zeit um 1045 für die Zukunft im wesentlichen stabilisiert erschien. Damit war auch der Rahmen für Besiedlung und Einordnung in die Gesellschaftsstruktur des Reiches gezogen.

Die Siedlerwelle durchmaß tiefwirkend nun auch das Weinviertel, ließ das bairische Bevölkerungselement in den Vordergrund treten und prägte die Zeit als die der bauerlichen Rodung. Die Lehenspyramide von der Spitze des Königs her erfasste das Land bis in den Thaya-March-Bogen. Bairische Adelsgeschlechter und bairische Hochstifte und Stifte traten im 11. Jahrhundert als erste Grundherren auf, so die Sigeharde und die Cham-Vohburger, Regensburg, Passau und Niederalteich. Die Sigeharde werden für den Bernhardsthaler Raum vermutet - als Grundherren, die für die Grenzsicherung ebenso wie für die landwirtschaftliche Erschließung durch bauerliche Untertanen zu sorgen hatten. Der Verteidigungsbereitschaft in diesem wichtigen Dreiländereck entsprang die Burg auf der höchsten Erhebung im Ortsbereich - dem „Jägerhausberg“. Einer Burgenkette eingegliedert, sollte sie für die Respektierung der Grenze sorgen.

Die Schwungkraft der deutschen Besiedlung ließ ihre Wellen in der Folgezeit im Osten über die March und im Norden über die Thaya in ungarischen und böhmischen Herrschaftsbereich vordringen. In Bernhardsthal lösten die Grundherren-Geschlechter einander ab. Sind als erste die Sigeharde anzunehmen, werden später im 11. und 12. Jahrhundert die Tenglinger, die Peilsteiner, die Pernegger genannt. Durch Heimfallsrecht sollte die Burg an die Babenberger, an Premysl Otakar, an die Habsburger kommen. Gefolgsleute waren es meist, die auf der Burg residierten. Der Ort darunter aber entstand seit der Gründung im 11. Jahrhundert aus der Arbeit der Ansiedler, denen vom Grundherrn ein Grundstück für Haus und Hof und Gründe für Gärten, Felder und Wiesen zugewiesen worden waren. Abgaben und Arbeiten waren der Grundherrschaft dafür zu entrichten, Treue und Gehorsam waren ihr gegenüber zu halten. Der Grundherr aber übte Funktionen der Verteidigung, der Verwaltung und der Gerichtsbarkeit aus letztere in der Folgezeit mit „Stockh und Galgen“, wie es später heißen sollte.

12. Jahrhundert - Die erste urkundliche Nennung.

Mitten in dieser Entwicklung, 1171, wurde der Name Bernhardsthal zum ersten Mal urkundlich - im Klosterneuburger Traditionskodex - erwähnt, als das Stift Klosterneuburg hier Grundbesitz erwarb. Ein zweiter hervorstechender Anhaltspunkt dieses Jahrhunderts: Auch die Gestalt der Ortskirche zeichnete sich nun bereits ab. In die Zeit des ausgehenden 12. Jahrhunderts ist das romanische Kirchenschiff zurückzuführen. Die folgenden Jahrhunderte sollten in der Aufbauarbeit freilich immer wieder durch Krisenzeiten unterbrochen sein. Noch im 12. Jahrhundert, 1176, hatten die Böhmeneinfälle unter Sobeslav II. die Reihe solcher Bedrängnis eröffnet.

13. Jahrhundert

Zunächst tauchten die Mongolen auf, Reitergeschwader, die über die russischen Steppen hereinbrachen, 1241 bei Liegnitz in Schlesien, im selben Jahr bei Muhi an der Salz(a) in Ungarn siegreich, Mähren durchziehend, bis ins Weinviertel ausschwärmend. Vorher und nachher aber war der Thaya-March-Bereich mehrfach Schauplatz böhmischer und ungarischer Einfälle, verdichtet unter Přemysl Otakar II. - bis zur großen Entscheidung. Als 1246 der letzte Babenberger gestorben war, hatte jener Přemysl Otakar südwärts auf Österreich und über Steiermark und Kärnten bis an die Adria gegriffen und war ostwärts in Oberungarn eingedrungen. Südlich des Bernhardsthaler Raumes, auf dem Marchfeld bei Dürnkrut, verlor er gegen Rudolf von Habsburg Schlacht und Leben. Die Folgen des Geschehens, der Rückzug der Geschlagenen, der Vormarsch der Sieger, berührten auch Bernhardsthal.

14. Jahrhundert

Ab 1328 bis 1336 reihten sich die Einfälle, die der kriegs- und abenteuerfreudige Böhmenkönig Johann von Luxemburg über die mährische Grenze unternahm. Unter den Burgen, die die Böhmen eroberten, war 1328 auch Bernhardsthal, damals im Besitz der Haunfelder. Auch die Ungarn unter Karl I. von Anjou wirkten ein, legten ebenfalls Hand auf Bernhardsthal. Ein friedlicher Erfolg für den Ort: Die nun mit Bernhardsthal belohnten Wehinger erwirkten 1370 für den Ort vorübergehend das Marktrecht. Ein gefährlicher Ansatz zum Ende des Jahrhunderts: erste Raubritterzüge aus Mähren.

15. Jahrhundert - Raubritter, Hussiten und Utraquisten.

Raubgruppen aus Österreich, Mähren und Ungarn - am Jahrhundertbeginn mit Zentren in Hohenau und Laa, um die Jahrhundertmitte besonders von den Herren von Vötau und Boskowitz gestützt - beunruhigten den Thaya-March-Bereich das Jahrhundert hindurch. 1424, 1426 und 1428 erschienen die Hussiten im Gesichtskreis: Die Umgebung Lundenburgs, das sich als Konzentrationspunkt der Kampfhandlungen erwies, hatte unter den Streifzügen besonders zu leiden. Ein Einfall aus Böhmen traf Bernhardsthal - in diesem Jahrhundert bis 1470 in Händen der Herings und der Roggendorfer - noch in den Nachwehen der Hussitenzeit. 1458 fiel der utraquistische König Georg von Podebrad ins Österreichische ein. Zu den wenigen Festungen, die Widerstand leisteten, zählte Bernhardsthal. Schließlich wurde sie von den Böhmen erstürmt. Nach der Wiedereroberung wurde die Burg, die zu verteidigen man nicht genügend Mannschaft hatte, um sie nicht neuerlich in Böhmenhände fallen zu lassen, selbst zerstört.

In den folgenden Jahren beunruhigten böhmische und ungarische Truppenbewegungen - so 1486 Söldnertruppen des Königs Matthias, der 1485 Wien eingenommen hatte - weiter die Gegend. In Bernhardsthal aber scheint inzwischen ein sichtlich neu erbauter Herrnsitz auf: Als 1470 Bernhardsthal an die Liechtensteiner verkauft wurde, ist von einem Schloss die Rede. Nach kaum hundert Jahren darf auch das Schloss als abgeräumt angenommen werden.

16. Jahrhundert - Aufkommende Türkengefahr.

1526 kämpften sich die Osmanen bei Mohacs den Weg nach Mitteleuropa frei. 1529 standen sie vor den Toren Wiens. Erstmals machte man marchaufwärts mit den Streitscharen des neuen Gegners Bekanntschaft. Nach dem Gegenschlag beherrschten die Habsburger - ab Ferdinand I. nun auch Könige von Böhmen und Ungarn - den Westen und Nordwesten des ungarischen Königreichs. Die Donau- und Alpenländer, Böhmen und Ungarn sollten einer gemeinsamen Entwicklung entgegengehen. Die Thaya-March-Region war nun Etappe der nach Osten vorgeschobenen Türkenfront.

17. Jahrhundert - Heiducken und Schweden.

In Ungarn war ein Aufstand gegen Habsburg ausgebrochen. Istva'n Bocskai schlug 1604 los, sammelte Heiduckenscharen um sich, fand türkische Unterstützung, besetzte Debrecen und Kassa, wurde zum Fürsten von Siebenbürgen gewählt. 1605 überschritt eine Streitschar der Heiducken die March und plünderte auch Bernhardsthal. Wenig später pochten die Landsknechtsregimenter des Dreißigjährigen Krieges an die Tore, vor allem am Anfang und am Ende dieses Krieges: gleich 1619 ein Vorstoß aus Mähren, dann 1621/22 des Siebenbürgers Gabriel Bethlen standestützender Einfall nach Ostmähren, den österreichischen Grenzbereich miterfassend, 1622/23 Konzentrierung von Kaiserlichen in Lundenburg, ab 1641 die gegen Wien operierenden Schweden, unterstützt von György Rákóczi, schließlich die Gegenoffensive der Kaiserlichen. Erst der Friedensschluss 1648 ließ das Marodieren und Einquartieren, Erpressen, Rauben und Morden ausklingen.

Kurz danach meldeten sich erneut die Türken. 1663 überquerten Streiftruppen die March, plünderten und trieben Gefangene in die Sklaverei - auch Bernhardsthal stand in Flammen. Und nochmals brannte es 20 Jahre später - 1683 -, als die Türken zum zweiten Mal Wien belagerten und Thökölys Scharen, die Gelegenheit nützend, über die Grenze her Plünderungseinfälle unternahmen. Die von Wien heimwärts ziehenden Polen sah das geplagte Land im Herbst dieses Jahres. Einschneidend war auch die in Österreich kritisch gewordene soziale Lage der untertänigen Bauern gegenüber druckenden Obergriffen der Grundherren. Dass die Gegend auch von der Pest erfasst war, kommt zur Not dieser Jahrzehnte hinzu. Dass Österreich in den letzten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts an der Schwelle seiner Großmachtstellung stand, war im örtlichen Bereich noch ohne Belang.

18. Jahrhundert - Kurutzen und kaiserliche Besatzung.

Am Beginn des Jahrhunderts stand Europa wieder in einem gesamtkontinentalen Krieg: im Spanischen Erbfolgekrieg, parallel dazu im Nordischen Krieg. Wieder war auch die Marchgrenze Frontgebiet, wurde befestigt und durch Wachtposten gesichert. Kurutzeneinfälle trieben das Land, ab 1704 auch das Weinviertel und Südmähren, erneut in Angst und Not. Die Kurutzen - das Wort geht auf das lateinische „cruciatu“, die Kreuzzugszeit und Dózsas Bauernaufstand zurück - überfielen im Jahre 1705 auch Bernhardsthal. Noch blieben in den nächsten Jahren kaiserliche Einheiten zum Schutz der gefährdeten Orte präsent. In den folgenden Jahrzehnten aber ging Österreich unter Maria Theresia der Verteidigung seiner Großmachtstellung und gleichzeitig ihrer Festigung entgegen.

19. Jahrhundert - Franzosen, Preußen und Cholera.

1805 sah Bernhardsthal Franzosen auf dem Vormarsch, vor und nach ihrem Sieg bei Austerlitz. Der Ort hatte Einquartierung durchmarschierender Truppen; im Pfarrhof zechten Offiziere, einer ritt - so berichtet der Pfarrer voll Obermut mit dem Pferd die Stiege hinauf in das Speisezimmer. 1809 sah Bernhardsthal die Franzosen zum zweiten Mal. Im Frühjahr waren sie zwar bei Aspern besiegt worden, hatten sich mühsam nur bei Wagram durchgesetzt, dennoch behielten sie das Land im Griff. Viereinhalb Monate waren sie in Bernhardsthal einquartiert. Eine zweite Entscheidung europäischen Maßstabs berührte den Ort in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts: der Ansatz zum preußisch-deutschen Nationalstaat. Das Jahr 1866 brachte die Preußen - als Sieger von Königgrätz - auch nach Bernhardsthal: ebenfalls mit Einquartierung, damit als neuerliche Belastung, wenn auch als Soldaten mit gutem Benehmen beschrieben. Dass in diesem Jahrhundert ab 1831 auch die Cholera den Ort einige Male erfasste, zuletzt auch 1866, ergänzt das Bild. Dieses 19. Jahrhundert aber brachte mehr. Das 19. Jahrhundert brachte, fußend noch in der Zeit der Aufklärung des 18., den Durchbruch jener sozialen und nationalen Strömungen, die unsere Gesellschaftsstruktur bis heute entscheidend bestimmen: Die Reformbestrebungen der Zeit Maria Theresias und Josephs II., nicht zuletzt die neue Wirtschaftsauffassung des Merkantilismus und der erweiterte und vertiefte Bildungsprozess hatten die Ausgangspositionen gebildet. Was nun folgte, war die wirtschaftliche Entwicklung mit dem Zug zu verstärkten Produktionszentren, neuen Verkehrsverbindungen und neuen Marktbereichen, die soziale Entwicklung im Rahmen des Zuges zur arbeitsteiligen Gesellschaft, die nationale Entwicklung mit neuen und neu vertieften Gruppenabgrenzungen. Auf den Barrikaden und in den Parlamenten der Jahre 1848 und 1849 verdichteten sich die Anliegen der Zeit. Der einsetzende Demokratisierungs-

prozess überwand das Untertänigkeitsverhältnis der Bauern, führte zur Grundentlastung, und er setzte zunehmend einschneidende soziale Markierungen in die expandierende kapitalistische Entwicklung. Die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, 1836 vom Kaiser genehmigt, ab 1839 auch über die den Ort passierende Teilstrecke in Betrieb, war Sinnbild des Anschlusses auch Bernhardsthal an die neue Entwicklung.

20. Jahrhundert

Dass diese neue Entwicklung nur über Krisen, die die Welt erschütterten, vorwärts schritt, sollte das 20. Jahrhundert schmerzlich erkennen lassen. Extrem-Strömungen, nationalem wie wirtschaftlichem und sozialem Nährboden entsprungen, führten sie herbei. Zwei große Kriege gingen über Europa und die Welt hinweg. Sie ließen Gegner auftreten, die einander immer weiter über die Fronten hinausgreifend tödlich erfassen wollten, bis in die wirtschaftlichen Basen, bis in die Widerstandskraft auch im zivilen Bereich, und die in ihrer Zerstörungsstrategie die Technik als entscheidende Waffe bis in ihre damals letzten Möglichkeiten einsetzten. Auch Bernhardsthal hatte seinen Zoll zu zahlen. Auf den Kriegsschauplätzen beider Kriege fanden Bernhardsthaler ferne Gräber. Der Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn war schon nach dem Ersten Krieg untergegangen, und Bernhardsthal sah sich ab 1918 erneut an einer einschneidenden Grenze. Dass diese Grenze 1938 eine Verschiebung erfuhr, erwies sich als ebenso kurzlebiges Phänomen wie das unter extremen Vorzeichen in Expansion geratene Deutsche Reich. Bomben, Front und Besatzung bezogen im Zweiten Weltkrieg auch Bernhardsthal selbst nochmals in unmittelbares Kriegsgeschehen ein. Dennoch steuerte der Ort nach 1945 in eine eindrucksvolle Phase des friedlichen Aufbaues.

Noch einmal streift unser Blick den Platz- Wo die Thaya als Grenzfluss ihre Bögen zieht, wo Kiefern- und Eichenbestände ihre Ufer säumen und südwärts sich zur Au öffnen, dehnt sich landeinwärts fruchtbare Ebene - an ihren Rändern Hügelketten, in ihrer Mitte der Ort. Unter seinen Dächern der stetige Wechsel einander ablösender Generationen. Was verbindet diese Generationen im Längsschnitt ihrer Geschichte? Sicher die dem Platz zugewandte Interessenlage. Aber sicher auch mehr: die quer durch die Jahrhunderte führende Abforderung von Entscheidungen unter denselben örtlichen Voraussetzungen, Entscheidungen der Tat wie der Haltung, Entscheidungen unter dem Druck der Umstände und dennoch in der Freiheit innerer Stellungnahme, Entscheidungen, die zugleich eine Frage der Bewährung waren - vor sich selbst, vor der Gemeinschaft, vielleicht im Anruf des Letzten. Nicht wenige hier haben in der Vergangenheit die Probe bestanden. Dass sich dies in der Zukunft nicht ändern möge, bleibt unser Wunsch zur 800-Jahr-Feier Bernhardsthal.

Erschienen in der Festschrift „800 Jahre Bernhardsthal“
anlässlich der Feierlichkeiten vom 1. bis 3. Juli 1977.

Literaturverzeichnis:

H. Adler: Die erste planmäßige Ausgrabung einer germanischen Siedlung in Österreich. In: Kultur NO Berichte. Wien Februar 1977, S. 10f,

Karl Gutkas: Geschichte des Landes Niederösterreich. 3. Auflage. St. Pölten 1973.

Franz Hlawati-. Bernhardsthal. Beitrag zur Geschichte eines niederösterreichischen Grenzortes. Wien 1938.

Kamil Krofta: Deiny Ceskoslovenske'. Praha 1946.

Kamil Krofta: Geschichte der Tschechoslowakei. Berlin 1932.

Ervin Pamlenyi (Red.).- Die Geschichte Ungarns. Budapest 1971.

Anton Schultes: Deutsch-slawische Nachbarschaft an der March. Wien 1954.

Robert Franz Zelesnik: Heimatbuch der Marktgemeinde Bernhardsthal. Wien 1976.

Erich Zöllner: Geschichte Österreichs. 4. Auflage. Wien 1971.

o. Univ. Prof. DDr. Richard Georg Plaschka

* 8. Juli 1925 auf Burg Vötau bei Znaim, Südmähren; † 27. Oktober 2001 in Wien.

Nach dem Besuch der Mittelschule in Znaim Studium an der Universität Wien.

1954 Promotion zum Dr.phil.,

1958 - 88 Leiter des Österreichischen Ost- und Südosteuropainstituts, Vorstand des Instituts für ost-europäische Geschichte und Südostforschung an der Universität Wien.

1967 - 88 Universitätsprofessor für osteuropäische Geschichte an der Universität Wien,

1981 - 83 Rektor der Universität Wien.

Als gebürtiger Sudetendeutscher war er auch Mitglied in der K.a.V Saxo - Bavaria Prag in Wien im ÖCV der Cartellverbindng der Heimatvertriebenen aus Böhmen und Mähren in Österreich, bei deren Wiederbegründung 1951 in Wien er maßgeblich beteiligt war.

Wirkliches Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und einer der führenden Vertreter der österreichischen Habsburgforschung und bemühte sich Zeit seines Lebens um Verbindungen zu seinen Kollegen in Mittel- und Osteuropa.

1989 erhielt er den Wilhelm-Hartel-Preis.

Seit 2004 wird von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften alle zwei Jahre der „Richard-Georg-Plaschka-Preis“ vergeben. Er richtet sich an wissenschaftlich tätige Personen, die außerordentliche Leistungen auf dem Gebiet ost-, ostmittel- und südosteuropäischen Geschichte erbracht haben und jünger als 40 Jahre sind.

DDr.Plaschka war mit der Bernhardsthalerin Maria Weilingner (№ 15) verheiratet und hatte auf № 487 seinen Zweitwohnsitz.

Dieter Friedl Mundartgedichte

Übersicht:

[Mineralien saumln](#)

[Die Thaya](#)

[Weinviertel Dreiländereck](#)

[Im Urlaub](#)

[Vegetarischer Albtraum](#)

Mineralien sauml'n (Juni 1977)

„Bist faruckt“, sogd d’Frau zu mia
„Loss’ do de bledn Schdana hia
Du saumlsd scho seit zwanzich Joahn,
Unsa Haus is scho a Schdahbruch woan.
De gschnizde oide Whiskybaa
Is fia d’Schdana jezd scho z’klaa.
Des Bodezimma is zum Wahna,
Olas foi mid lauta Schdana.
In da Kuchl jedes Ladl,
In mein Kostn jedes Kladl,
In dem Haus kaunsd ned faschnaufm,
Es is nua meah a Schdanahaufm.”

„Wos Du do sogsd, des hod kan Weat,
Weu i hob fon an Fochmau gheat:
Ma kau goa nia gnua Schdana haum,
A Grossteu is jo no fagrohm.
Schau da den au, de schene Foab,
Gemman eine glei in Koab.
Der do is jo aus da Noam,
Hod der ned a schene Foam?”
Und mia fühn des Auto au,
Das ma foahn grod ah no kau.
Kumd da Auspuff aum Bodn aun,
Schick ma d’Koffa mid da Bauhn.

Mei Frau liegt scho in an Marmorschrein,
Der passt ins Auto grod no rein.
Jo d’Apothekn is seah wichtich,
De Gress fias Schdanasauml'n richtich.
De Schah und’s Pflosta loss ma z’haus,
Mia fühn den Plotz mid Schdana aus.

Jo Griechnlaund, des wah mei Traum,
Lauta Schdana, fost ka Baum.
Auf da Akropolis do drohm,
Do kuntasd in de Schdana tohm.
Aum Schdraund a poa Filosofmbana
Und sunsd nua Schdana, nix ois Schdana.
Du kaunsd zwoa bodn scho ah geh,
Doch waunsd do drinnan schdehst im See,
Do sixd und gschbiasd, gaunz unt aum Grund,
So irrfüh Schdana, kuntabunt.

Jezd kaufsta do a Tauchagwandl,
Tauchst owe weng an jedn Schdandl
Und hoisd, wos nua zum Hoin duat is,
Do untn is ah no ka Gries
Um'd Schdana, und des is wiakli klass,
Do mocht des Sauml'n no ahn Schbahss.
Im Endeffekt hosd di zwoa gschundn,
Doch so schene Schdana hod no kana gfundn.

I mecht des gaunze jezd so lossn
Und nua meah gaunz kuazz zsaummanfossn:
Olle Suahng wahn rosch fuabei,
Du bist imma full und hei,
Dei Auto is zwoa schwa wia Blei,
Doch mid de Schdana bist easchd frei!

Die Thaya (Oktober 1989)

Die Thaya, traurig owa woah,
Is nimma so, wia's fria woah.
Fria woah's sauba, is Wossa gloskloa,
Aum Grund hod ma gsehng in winzigstn Schdoa.

Ah Fisch hod's gehm, es woah a Traum,
Wöhs und Hecht, heit kaum meah z' Glaum.
Ollas faschwundn, faseicht und hie,
Bestn Daunk aun de Chemie.

De Chemie hühfd an jedn, des is jo ned neich,
Sei's daham, aum Föhd oda im Wiatschoftsbereich.
Owa hühfds ma ah wiakli, so wia i des siech,
So iwalebt de Chemie und es schdiabt a jehz Fiech.

Ma soi jo fia de Zukunft kane schwaoazzn Bühda ned moin,
Schließlich gibts fo da Statistik ah positive Zoin.
Denan zufoige is jo des ollas ned woah,
Und de Thaya is sauba und is Wossa gloskloa!

Weinviertler Dreiländereck (Juni 2000)

Da Tourismusfabaund „Weinfiatla Dreiländaeck“
Hod de Aufgob und den Zweck
Fühle Leit, uns unbekannt,
Aufmerksam z'mochn auf unsa Laund.

Aufmerksam z'mochn auf unsa Kuitua,
Auf unsan guadn Wei, oba ned nua,
Weu ah unsa Haundweak, is guade Essn,
Deaf ma dabei ned fagessn.

Ah gibt's bei uns fia de freie Zeit
Fost jede Oat da Schboatlichkeit.
Asphaltschdockschiassn, Tennisschbühn,
Zwa Beischbüh nua fo Oizufühn.

Jaga und Fische haum ah eahna Freid,
De schenste Auswoih weit und breit.
Und wer si's faschdeht auf Weinkuitua,
Der findt bei uns fuh meah ois gnua.

Zum Abschluss mecht i ahns nua sohng:
Ma muass ka Göhd ins Auslaund trohng,
Weu nua daham, im eigan Laund,
Hod ma in Urlaub bei da Haund !

Im Urlaub (Lanzarote, Jänner 2007)

Wüh ma bei uns gschwind pinkln wo geh,
Bleibt ma gaunz afoch bei an Bahm wo schdeh.
Und befua's no druckt und schdicht,
Hod ma sei Gschäft ah scho faricht.

In Lanzarote is des so afoch ned,
Weu söhtn wo a Palme schdeht.
Und waunn amoi wo Palmen schdengän,
Grod Urlauba schbazian duat gengan.

Oda de Palme schdeht grod duat,
In da Mittn fon an Uat.
Ob wenig, fühl, ob kane Leid,
Der Plotz is sicha ah ned gscheid.

Ah gibt's dadohdan wenich Eckn,
Wo ma si kunnt fileicht faschdeckn.
Und wia bei de Palmen is do ah,
Es gibt ka Eckn fia ahn allah.

Glaubt ma schbähda daunn noch Schdundn,
Ma hätt sei Platzerl endlich g'fundn,
Daunn fageht's da schnöh ois wia,
Weu Tausnd aundre woan scho hia.

So schee ah fremde Lända san,
Nua waunns do duat gibt kane Bam,
Daunn is aum schenstn do daham!

P.S.
I daunk mein Herrgott, dass i bin a Mau,
Weu Frau'n san no fühl ärma drau!

Vegetarischer Albtraum (August 2007)

Mia schmeckt ka Schnitzl, mia schmeckt ka Faschiats,
Ah ned ka Hendl, egal, is a brohdans oda paniats.
Owa aum schlimmstn, wos i jo iwahaupt ned kapia,
Dass i fia an Lebakahs, scho rein goa nix faschbia.

Do kau da Lebakas egal wia guad ah no sein,
Auf Gordn Blöh Oat, mit an Schinkn no drein.
I sogad drauf nua, bitte sahds ma ned behs,
I hätt gern a Butterbrot mit Schnittlauch und Käs.

Glaunz und Duft ana Schdöhzn fablossn,
Geng an greanan Salohd mit Sojaschbrossn.
A Fettaungsuppm, gmocht aus Rindaleichn,
Wiad ana Kürbiscrem niemois-nia is Wossa reichn.

A Eintopf aus Gurkn, Paradeisa und Karottn,
Schdöhd jedes Bauchfleisch in den Schottn.
Söhbsd jede Blunzn kau bleim mia gschdoin,
Geng an Zuchini oda a Dille mit greane Fisoin.

Und während i mi so gaunz im Greazeig falia,
Auf amoi wos feichts auf meina Waungan gschbia.
Es is unsa Kotz, di si putzt und mei Gsicht dabei schleckt,
Sie hod mi aus mein vegatirschen Oibtraum gweckt.

Dem Herrgott sei Daunk, i hob ollas nua drahmd,
Ka Schdickl fo oi dem guadn Fleisch ned fasamd.
I weas fia mei Lehm wahrscheinlich niemois fagessn,
Und fuam Schlofmgeh ned no amoi wos Schwarres essn!

Dieter Friedl

kam 1957 in Wien zur Welt und wuchs als drittes Kind der Kaufmannsfamilie Friedl in Retz auf. Nach 4 Klassen Volksschule in Retz und vier Klassen Gymnasium in Horn folgte ein fünfjähriges Studium der Holztechnik an der HTL Mödling mit Maturaabschluss. Beruflich als Arbeitsvorbereiter in der Möbelbranche beschäftigt. Nach einem sechsjährigen „Zwischenaufenthalt“ am Altlichtenwarther Mühlberg wurde Bernhardsthal im Juni 1988 zu seiner zweiten Heimat.

Anton Grois

„Als 1947/48 das Erdgas in Bernhardsthal Einzug hielt“

eine Jugenderinnerung, erzählt von Anton Grois, notiert von Dieter Friedl.

Hat auch Franz Zelesnik im Jahre 1976 im Kapitel 8.2.6 „Die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg“ die Erinnerungen des Gemeindegerechts Alois Stix in unser Bernhardsthaler Heimatbuch aufgenommen, so ist es mir – als Sohn des ehemaligen ÖVP-Bürgermeisters Georg Grois – schon lange ein großes Bedürfnis, auch meine Erinnerungen an diese Zeit festzuhalten.

Mein Vater Georg Grois (1910-1964), Landwirt auf № 14, war in der schweren Nachkriegszeit von 1945 bis 1950 Bürgermeister von Bernhardsthal. Als er bei seinen Schwiegereltern in Neusiedl an der Zaya gesehen und gelernt hat, wie praktisch es ist mit Gas zu kochen und zu heizen, bekam er – durch die Nähe der Erdöl- und Erdgasförderung am Mühlberg – das große Verlangen, auch in seiner Gemeinde das Erdgas einzuführen. Mit Unterstützung des Vizebürgermeisters Josef Pfeiler (160) und des Gemeindegerechts Alois Stix (211) versuchte mein Vater mit der russischen Verwaltung des Mühlbergs Kontakt aufzunehmen. Waren die Verhandlungen auch nicht gerade einfach, so gelang es ihm dennoch, mit Angeboten wie Bereitstellung von Naturalien wie Fleisch, usw., diese erfolgreich abzuschließen.

Nach Rücksprache mit der Bezirkshauptmannschaft Mistelbach wurde ihm allerdings nahegelegt, dieses Projekt aufgrund der vorherrschenden schwierigen Situation auf etwas ruhigere Zeiten zu verschieben. Davon hielt mein Vater aber rein gar nichts. Für ihn galt das Motto „Aufgeschoben ist gleich aufgehoben“. Dies erwähnte er auch des Öfteren in seinen zahlreichen Gesprächen. Nachdem auch der gesamte Gemeinderat einstimmig für dieses Projekt stimmte, konnten mit Hilfe des Vizebürgermeisters Josef Pfeiler die notwendigen Gasrohre angeschafft und mit den Arbeiten begonnen werden.

Jeder Hausbesitzer oder Grundeigentümer wurde verpflichtet, die Künetten vor ihrem Haus und für den Hausanschluss selbst zu graben oder graben zu lassen. War ich damals auch noch ein recht kleiner und junger Bub, so kann ich mich dennoch sehr gut an die Arbeiten erinnern. Einige hatten mit dem Pflug die feste Erde aufgeackert oder mit einem Rübenausackerpflug den Boden aufgerissen. Andere wiederum mussten sich mit Krampen und Schaufeln abplagen. Wir Kinder sind natürlich gerne in den Gräben herumgelaufen. Mit dieser Vorarbeit hat die Ortsbevölkerung einen Großteil für die danach folgende Verlegung der Gasleitung geleistet.

Leider entzieht es sich meiner Kenntnis, welche Firma mit dem Verlegen der Hauptleitung und der Hausanschlüsse betraut wurde.

Bereits 1948 konnte man in Bernhardsthal mit Erdgas kochen und heizen. Waren auch die Vorarbeiten nicht immer recht einfach zu bewältigen, so war letztendlich die gesamte Bevölkerung von dieser Neuerung, die es damals in nur wenigen Ortschaften gab, mehr als begeistert.

Die recht aufwändige Arbeit, das Holz für Kochen und Heizen bereitzustellen, gehörte seither bei den meisten Bewohnern Bernhardsthals der Vergangenheit an.

Bernhardsthal, 21. Juli 2023

Ernest Hösch „Als das Licht kam“

Mein Heimatort befindet sich ganz an der Grenze im Nordosten Österreichs. Die Bevölkerung bestand nach dem Ersten Weltkrieg vorwiegend aus kleineren und größeren Landwirten. Es ist eine geschlossene Gemeinde mit zwei Ortsteilen, dem Unterort und dem Oberort, dazwischen ist eine lange Gassenfront, wo die Bauern beiderseitig ihre Häuser haben beziehungsweise Wirtschaften besitzen.

Im Herbst 1919 gründeten Bauern und Geschäftsleute eine Lichtgenossenschaft. Ein Benzinmotor mit einer Lichtmaschine und einer Ladebatterie wurde angeschafft und ein entsprechender Raum gemietet. Nach Legung einer Freileitung und entsprechenden Hausanschlüssen und weiteren Installierungen wurde der Betrieb aufgenommen. War der Motor in Betrieb, gab es ein besseres Licht, als wenn nur die Batterie den Strom lieferte. Die Straßenbeleuchtung war nur an bestimmten Punkten angebracht.

Schon im Jahre 1923 ging man daran, von einem größeren E-Werk aus der Bezirksstadt Strom zu bekommen, und so konnte der ganze Ort mit elektrischem Strom versorgt werden. Das Zeitalter der elektrischen Kraft war gekommen. Und wie war es vorher?

Als Hauptlichtquelle gab es die Petroleumlampe. Je nach Gebrauch verwendete man Stehlampen oder Hängelampen, die, je nach Erfordernis, kleiner oder größer waren. Damals war der Reinheitsgrad des Petroleums nicht so gut, man musste den Glaszylinder öfter putzen und den Docht zustutzen, sonst gab es kein schönes Licht. Später gab es auch die Petroleumgaslampen, die hatten statt des Dochtes Glühstrümpfe (erfunden von Carl Auer von Welsbach), die auf ein Fingerhut ähnliches Gebilde gestülpt wurden. Diese Lampen gaben ein besseres Licht, so auch die Karbidlampen, die sehr widerstandsfähig waren. In eine Starkblechdose wurde Karbid in kleinen Stücken gegeben, Wasser zugeetzt und mit einem Deckel fest verschlossen, an welchem ein Brenner war; dieser wurde angezündet, und das ausströmende Gas (Acetylgas) war die Lichtquelle. Diese beiden letzteren fand man in den Geschäften und Kirtagsbuden.

Die einfachsten Lichtquellen waren die Kerzen. Diese bestanden aus Wachs, Stearin, Paraffin oder Rindertalg. Kerzen wurden überall im Haushalt, Stall, Keller, Fuhrwerk, am Abend und besonders in der Kirche verwendet. Die Wachszieherei ist ein uraltes Gewerbe, hauptsächlich wurde mit Bienenwachs gearbeitet. Viele Kerzen wurden industriell erzeugt.

Ich kann mich noch gut erinnern, es war kurz nach dem Ersten Weltkrieg; man konnte nichts kaufen, weil es einfach nichts gab, so auch Kerzen nicht. Licht brauchte man, und da half man sich folgendermaßen: In ein Glasrohr, zirka fünfundzwanzig Zentimeter lang und zwei bis drei Zentimeter im Durchmesser, das auf einer Seite eine konische Verengung mit einem Loch hatte, wurde heißer Talg oder Paraffin gegossen. Zuvor zog man einen Docht durch das Loch und hielt das Rohr so, dass der Docht in der Mitte war. Das Ganze ließ man kalt werden, und die Kerze war fertig. Freilich musste man die Kerze aus dem Glasrohr bringen, das dürfte durch leichtes Erwärmen oder In-warmes-Wasser-Geben gegangen sein.

Das Kerzenlicht hatte manche Aufgaben zu erfüllen, besonders im Weinkeller. Wenn im Herbst die Weinlese anbrach und der junge Most zu gären begann, so war die Kerze eine große Hilfe für die Weinbauern. Da es in den Kellern kein Licht gab, ging der Hauer mit seiner Kerze in den Keller, und wenn das Licht erlosch, war es höchste Zeit, den Keller zu verlassen, denn der Keller war mit Gärgas voll, und da gab es keinen Sauerstoff mehr, was unweigerlich den Tod bedeutete. Erst wenn man die Kellertür geöffnet und durch einen Luftschacht, den jeder Weinkeller hat, Frischluft hineingepumpt hatte – und nach der Kerzenprobe –, konnte man den Keller betreten. Heute werden ganz andere Methoden beziehungsweise Einrichtungen angewendet, damit ein ungestörtes Arbeiten im Weinkeller möglich ist.

Das elektrische Licht ist aus unserem Leben nicht mehr wegzudenken, aber wie es angefangen hat, war es ein enormes Ereignis. Dass die vorhergehenden Lichtquellen sehr feuergefährlich waren, ist erwiesen, aber der elektrische Strom ist heute nicht minder gefährlich, muss gezähmt und überwacht werden, dafür gibt es auch entsprechende Vorschriften.

»„Als das Licht kam“: Erinnerungen an die Elektrifizierung (Damit es nicht verloren geht...)«
Herausgegeben, bearbeitet und mit einer Einleitung versehen von Viktoria Arnold.
Berndorf, Verlag Kral Jänner 2003. 288 Seiten, ISBN 978-3-99024-133-2

Ernest Hösch kam 1914 in Bernhardsthal (Kellergasse № 188) zur Welt. Von 1939 bis 1979 arbeitete er als selbstständiger Drogist in Deutschfeistritz in der Steiermark. Aufgrund der enormen Konkurrenz wurde 1990 die Drogerie geschlossen. Ernest Hösch starb im Jahre 2003 und fand in Deutschfeistritz seine letzte Ruhestätte.

Rudolf Kern „Der Krieg.“

Im März 1938 wurde Österreich an Deutschland angeschlossen.

Und schon kurz darauf wurde die erste Feier abgehalten. Am Postplatz, dem heutigen Museumsplatz, versammelten sich die einzelnen Verbände. Schulkinder, die Deutsche Jugend (DJ), der Bund deutscher Mädchen (BDM), die Hitlerjugend (HJ), die Sturmabteilung (SA) und die Funktionäre der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiter Partei (NSDAP), aufgestellt in Reih und Glied und wie auf einem Foto zu sehen, in jeder Formation, einige schon in der richtigen Uniform. Wer noch keine Uniform hatte trug zumindest ein weißes Hemd mit schwarzer Krawatte.

Die Feiern liefen alle im gleichen Stil ab. Man hörte die Festansprache des Parteiobmannes und am Schluss wurde mit ausgestrecktem erhobenem Arm das Horst Wessel Lied und das Deutschland Lied gesungen. Ich war damals 11 Jahre alt, wir hatten diese beiden Lieder in der Schule im Schnellverfahren eingepaukt bekommen. Gewundert habe ich mich aber, wo es die anderen gelernt hatten, denn gesungen hatten es alle, die dabei waren.

Bei derartigen Feierlichkeiten war fast das ganze Dorf anwesend. Die meisten waren mit Begeisterung dabei, manche aus Neugierde und andere wieder weil sie Angst hatten, dass es Ihnen übel genommen wird, wenn sie nicht daran teilnahmen.

Ein Großteil der Bevölkerung im Dorf und auch im ganzen Land war mit dem Anschluss an das Deutsche Reich sowieso einverstanden. Hofften doch alle, dass die Not, die im ganzen Land und für alle, egal ob Arbeiter oder Bauer, gleich war, jetzt ein Ende hat. Aus der Geschichte weiß man welche Zustände im Land herrschten. Bei uns im Dorf war es nicht anders.

Viele im Dorf hatten keine fixe Arbeit. Das Wort Arbeitslose wurde damals noch nicht verwendet. Diese Leute fielen auch nicht besonders auf. Sie waren nirgendwo registriert und bekamen auch keine Unterstützung. Dass es viele waren merkte man, wenn gelegentlich Arbeitskräfte gebraucht wurden und immer welche zur Verfügung standen. Beispielweise beim Verladen der Zuckerrüben wo an die 20 Arbeiter nötig waren. Oder beim Landdrusch, beim Rüben Vereinzeln, ... Zu jeder Arbeit standen mehr Leute zu Verfügung als vonnöten waren, so wurde auch bewusst ein gedrückter Lohn in Kauf genommen wie auch jede Arbeit angenommen. Viele verbrachten ihre Zeit bei der Thaya um zu fischen, aber nicht als Hobby, sondern um die Familie mit Nahrung zu versorgen.

Es ist daher nicht sehr verwunderlich, dass diese Menschen an diesen Feierlichkeiten teilgenommen haben, in der Hoffnung bald eine Arbeit zu bekommen. Das war der eine Grund. Ein anderer war die Angst vor den neuen Machthabern, die schon am Tag nach dem Anschluss gezeigt haben was den Menschen droht die da nicht mitmachen. Sie hatten nämlich Hr. Mandl, den damaligen Pächter des Meierhofes, geholt und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Die Hoffnung Arbeit und Beschäftigung zu bekommen hat sich zwar erfüllt, aber nicht so wie es sich die Menschen vorgestellt hatten. Die jungen wurden nicht zur Arbeit, sondern zu den Soldaten gerufen und dort für den schrecklichsten Krieg, der dann folgte, ausgebildet. Zu Beginn waren noch Begeisterung und Stolz zu verspüren, einer Armee anzugehören, die am Anfang des Krieges so viele Erfolge erzielte.

Meine Aufzeichnungen beschränken sich natürlich nur auf meine eigenen Wahrnehmungen und in erster Linie auf mein Heimatdorf. So könnte ich auch die Personen in meinen Schilderungen beim Namen nennen, doch aus Rücksicht auf deren Nachkommen will ich dies besser nicht tun.

Ich kannte auch einen jungen Burschen, der nur mit Hausschuhen zur Einberufung kam. Sein einziges Paar Schuhe überließ er seinem Vater, der sie dringend gebrauchen konnte. Als er seinen ersten Urlaub daheim verbrachte und ich mit ihm sprach, war er nicht immer ganz bei der Sache. Er besah sich nämlich immer wieder von oben nach unten. Es war es noch nicht ganz in sein Bewusstsein eingedrungen, dass er nun genau so gekleidet war wie alle anderen Menschen. Aufgewachsen in den ärmlichsten Verhältnissen kommen diese zum Militär, wo sie gleichwertig behandelt und durch gute Führung sogar zu einem Vorgesetzten befördert werden. Um noch mehr Anerkennung zu bekommen und dann im Heimatdorf Bewunderung zu erwecken, womöglich auch noch einen Orden zu bekommen, haben solche wahre Heldentaten vollbracht. Ich erinnere mich noch an seine Worte, als wir ihn

am Bahnhof verabschiedeten: „Beim nächsten Wiedersehen habe ich das Ritterkreuz.“ Einige Wochen später kam die traurige Nachricht, dass er für sein Vaterland gefallen ist. Ich hoffe, er bekam wenigstens ein schlichtes Holzkreuz.

Als sich die Nachrichten häuften, dass ein Familienmitglied gefallen war, ließ die anfängliche Begeisterung schnell nach. Diese Nachricht bekam zuerst der Ortsgruppenleiter und dieser verständigte die Angehörigen. Wahrlich keine angenehme Aufgabe. Einige Häuser musste er sogar ein zweites Mal aufsuchen. Was all diese Menschen empfunden haben, man kann es sich gar nicht vorstellen.

Der kleine Ort Bernhardsthal hatte 65 Gefallene und 28 Vermisste zu beklagen. Im Zuge der Kampfhandlungen rund um den Ort kamen 6 Zivilpersonen ums Leben.

Am 17. April 1945 um 2 Uhr Nachmittag rollten die ersten Panzer der Russen in Bernhardsthal ein. Über diese Zeit kann man auch im Heimatbuch ausführlich nachlesen.

In den nächsten Zeilen möchte ich über meinen persönlichen Bezug zum Leben in Großdeutschland und als Soldat im Krieg berichten.

Da mein Vater auch an den Zusammenkünften der illegalen NSDAP noch vor dem Anschluss teilnahm, wurde mein Beitritt zur DJ natürlich gefördert. Und wie man auch auf einem Bild sehen kann, hatte ich auch schon eine Uniform. Auf Grund meines Benehmens und meiner sportlichen Erfolge, auf die besonders Wert gelegt wurde, kam ich nach Mistelbach in eine Vorstufe für die Adolf Hitler Schule. Hier wurden die besten aus dem Bezirk ermittelt. Dies wiederholte sich noch zwei weitere Male. Diese Ermittlungen wurden dann aber abgebrochen und keiner erfuhr warum.

Durch das Arbeitsamt wurde ich an die Firma Siemens-Schuckert verwiesen, wo ich bei einem Vermessungstrupp arbeitete. Die Arbeit hat mir gut gefallen. Hr. Ing. Haushofer war mein Vorgesetzter. Einmal sprachen wir über die Lebensmittelbeschaffung. Ich erwähnte, dass wir die Butter, die uns durch die Lebensmittelkarte zustand, gar nicht alle kauften. Vorsichtig fragte er nach, ob wir denn welche abgeben würden. Von da an kauften wir alle Butter und um 90 Pfennig, das war der Einkaufspreis, verkaufte ich das Viertel Kilo an ihn. Aus diesem Beispiel ist ersichtlich, dass vor allem in der Stadt die Lebensmittelzuteilung schon ein wenig knapp war. Wir hatten die Trasse für die noch heute bestehende Starkstromleitung vermessen, die am Meierhof vorbei bis nach Schlesien führt.

1944 wurde ich zum Reichsarbeitsdienst (RAD) nach Pitten einberufen. Es war eine Vorstufe zur Wehrmacht. Die Ausbildung dauerte in der Regel sechs Monate. Gegen Ende des Krieges wurde die Dauer auf 6 Wochen reduziert. Die Ausbildung bestand ausschließlich aus Waffenkunde und körperlicher Ertüchtigung. Acht Tage nach der Entlassung, hatte ich bereits die Einberufung zur Wehrmacht in den Händen.

Treffpunkt war das Hotel Wimberger in Wien. Hier wurden wir auf verschiedene Standorte aufgeteilt. Ich kam nach Wels in die Alpenjäger Kaserne, wo wir für die Artillerie ausgebildet wurden. Wir hatten Geschütze mit einem Kaliber von 10,5-cm und diese wurden damals noch mit Pferden gezogen. Ein Geschütz wog 4 Tonnen, dazu kam noch die von 3 Paar Pferden gezogene Protze⁵, an die ein Geschütz angehängt wurde. Für jedes Pferdepaar war ein Reiter zuständig, der auf dem linken Pferd ritt. Da sich zu dieser Zeit die Deutsche Armee ausschließlich im Rückzug befand, hoffte man und so wurde es uns auch erklärt, mit einer starken Artillerie den Vormarsch des Feindes zu stoppen.

Schon nach kurzer Zeit wurde eine Einheit zusammen gestellt. Es war eine Mischung aus alten Erfahrenen und jungen Burschen die noch keine 18 Jahre alt waren. Als unsere Geschütze eintrafen und wir vollständig ausgerüstet waren ging es an die Front. Von den Ausbildern kam keiner mit. Vorgesetzte und Mannschaften mussten sich erst kennenlernen.

Ich erwähne das aus dem Grund, weil es eine gewisse Bedeutung für meine Lebensweise hatte. Dazu muss ich einige Beispiele anführen, die vielleicht ein wenig nach Eigenlob riechen. Schon in der D.J. war ich Jungzugführer. Und, was vielleicht noch bedeutender war, das ist die Tatsache, dass ich auch akzeptiert wurde. Was bei gleichaltrigen Jungen nicht immer der Fall war. Beim RAD waren wir in der Stube 12 Mann. Nach der Vorstellung des Untertruppführers und nach dem Gespräch wurde

⁵ einachsiger Karren, der zum Transport eines Geschützes mit der Lafette (ein meist fahrbares Gestell, auf dem eine Waffe montiert werden kann) verbunden wird.

ich als Stubenältester bestimmt. Dieser war verantwortlich für alles, was in dieser Stube zu tun oder nicht zu tun war. Unter anderem auch für die Reinigung der Stube, die dann durch den Truppführer abgenommen wurde. Ich hatte zu bestimmen, wer an der Reinigung teilnehmen durfte. 3 Mann unter meiner Aufsicht waren jeden Samstag daran beteiligt. Die anderen waren im ganzen Revier aufgeteilt und mussten verschiedene andere Arbeiten verrichten. Und weil es in unserer Stube nie Beanstandungen gab, durfte ich abends ins Kino gehen.

Als wir an die Front abkommandiert wurden, war ich für den Transport der Schusterwerkstatt, zwei Pferde und einen Planwagen in dem das Werkzeug und dergleichen untergebracht war, zuständig. Bei Nacht und Nebel ging es zum größten Teil auf Nebenstraßen Richtung Ungarn. Ich erinnere mich noch heute an den Anblick vom Stift Melk, das wir im Morgengrauen erreichten und ich zum ersten Mal sah. Es hat bei mir einen bleibenden Eindruck hinterlassen.

Die ersten Tage fuhren wir noch bei Tage. Als wir aber immer näher an die Front kamen und von Tieffliegern angegriffen wurden, fuhren wir nur noch bei Nacht. Als wir durch eine schöne geschlossene Hauptstraße fuhren, wo ein Haus an das andere angrenzte, wurden wir von Tieffliegern beschossen. Dies war sozusagen meine erste Feuerprobe. Da war ich schon als Geschützfahrer eingesetzt.

Wie ich schon berichtet habe, lernten auf diesem Marsch auch die Vorgesetzten erst die einzelnen Kameraden und deren Fähigkeiten kennen. Am dritten Tag wechselte ich vom Schusterwagen zum Munitionswagen und somit auch vom Tross zur Kampfgruppe. Als wir später im Einsatz waren und die Munition zu den Geschützen gebracht werden musste, erforderte es manchmal einiges Können, da die Geschütze oft im unwegsamen Gelände aufgestellt waren.

Aber auch die Geschützfahrer wurden vor manch schwieriger Aufgabe gestellt. Da der Feind immer schneller nachrückte, musste jeder Stellungswechsel rasch durchgeführt werden. Beim dritten Zug war ein Kamerad den Anforderungen nicht ganz gewachsen und so betraute mich Rittmeister Mazner zum dritten Mal mit einer noch schwereren Aufgabe.

Beim Marsch zum Einsatz benötigten die Pferde Ruhepausen. Einen Tag vor uns war ein Trupp unterwegs, der die Quartiere für uns ausfindig machte. Es waren meistens Heustadeln, in denen sich die Pferde und Mannschaften ausruhen konnten. Ich weiß heute nicht mehr wie lange wir unterwegs waren, um ganz ehrlich zu sein, es hat mich damals auch gar nicht interessiert. Es ging bis an die Ungarische Grenze und dann nur mehr zurück. Ich habe mich in der Zeit in der ich bei der Wehrmacht war überhaupt nicht mit irgendwelchen Gedanken beschäftigt. Ich war, wie die meisten, ein sogenannter Befehlsempfänger. Manchmal ging dabei die Sorglosigkeit die ich an den Tag legte schon in Leichtsinnigkeit über. Dazu ein kleines Beispiel: Als wir wieder einmal unterwegs waren und die ganze Kolonne zum Stillstand kam, sah einer einen Hasen im Feld und rief „Das wäre mal eine Abwechslung im Speiseplan.“ Ich stieg ab, nahm mein Gewehr, ging ins Feld und pirschte mich näher an den Hasen heran. Ich dachte noch bei mir, weiter darf ich nicht gehen, sonst flüchtet er. Also legte ich an und schoss. Ich hatte so gut getroffen, dass er zusammensackte und sofort tot war. Ich holte ihn und wir nahmen ihn mit. In späteren Jahren und auch erst als ich eine Familie hatte, habe ich oft darüber nachgedacht, dass diese Sache für mich sehr böse hätte enden können.

Die Situation war damals sehr angespannt. Hätte man es weitergeleitet, würde man es gegebenenfalls so auslegen, dass die Kugel, die für den Hasen verschwendet wurde, ein Feind weniger hätte sein können.

Ich berichte jetzt über ein Erlebnis das zeigt, wie gefährlich die Zeit war und wie dramatisch harmlose Begebenheiten ausgelegt wurden und in einer Tragödie endeten. Kurze Zeit vor Ende des Krieges waren wir in Hafnerbach, einem Ort in der Nähe von St. Pölten, stationiert. Die Männer des Ortes waren alle zum Volkssturm eingezogen worden. Zwei ältere Männer, einer war ein Kriegsinvalide aus dem ersten Weltkrieg, der andere der Gemeindediener im Ort. Beide waren im Gemeindeamt als letzte offizielle Ansprechpartner zurückgeblieben. Als die Front immer näher rückte, sollten die Einwohner evakuiert werden. Die Frauen kamen mit den Kindern zur Gemeinde und fragten sie was nun zu tun sei. Die beiden Männer sagten zu ihnen, sie sollen daheim bleiben, denn der Krieg wird sowieso bald zu Ende sein. Diese Aussage wurde der Obrigkeit zugetragen, beide Männer wurden abgeholt, am Platz vor der Kirche durch ein Standgericht zum Tode verurteilt und das Urteil gleich vollstreckt.

Wir Soldaten mussten auf Befehl an dieser Zeremonie teilnehmen. Es sollte uns als abschreckendes Beispiel dienen. So mussten wir mit ansehen, wie diese zwei Männer ängstlich da standen und auf ihre Hinrichtung warteten. Das Standgericht bestand aus vier Herren in brauner Uniform. Einer von Ihnen ging zum Auto, nahm eine Maschinenpistole heraus, ging zu den Verurteilten und schoss mit zwei Salven beide zu Tode. An jeden wurde eine schon vorgedruckte Tafel mit folgendem Spruch angelehnt: Dieser Mann übte Verrat am Deutschen Volke und wurde in dessen Namen hingerichtet. Unserer Einheit wurde noch befohlen, die Toten zu bewachen, denn sie mussten dort liegen bleiben.

Ich wurde später noch ein zweites Mal mit diesem Geschehen konfrontiert, da ich zur Bewachung von 10 Uhr bis Mitternacht eingeteilt war. Es war stockfinster als sich eine gebückte Gestalt näherte, und weil ich nicht wusste was da vor sich ging brachte ich mein Gewehr in Anschlag. Schon bald erkannte ich, dass es eine Frau war die sich nieder kniete und leise weinte.

Einige Jahre später, als wir schon ein Auto hatten, waren meine Frau und ich wieder in Hafnerbach. Ich zeigte ihr den Platz wo die Hinrichtung stattfand. Wir gingen auch zum Friedhof und suchten nach den Gräbern dieser Männer. Der eine hieß Nagl Alois, wir fanden auch sein Grab mit dem Datum seines Todes. Als wir einige Jahre später noch mal vorbei kamen war das Grab nicht mehr zu finden. Nur das Grabkreuz lehnte noch an der Mauer. Ich habe ein Foto davon.

Die Verlegung unserer Einheit an die Front ging noch einigermaßen geregelt vor sich. Der Rückzug aber wurde immer hektischer und bereitete schon mehr Schwierigkeiten. Manchmal hielten wir die Stellung einige Tage, und manchmal mussten wir schon nach einer Stunde die Geschütze abholen um die Stellung zu wechseln. Man war somit immer in Bereitschaft. Einmal am Tag gab es warmes Essen. Es wurde beim Tross der zirka 5 Kilometer weiter hinten stationiert war zubereitet und zu uns gebracht. Wenn wir unterwegs waren gab es nur kalte Marschverpflegung. Das Frühstück besorgte ich mir selbst. Wir waren ja bei den Bauern einquartiert und Milch war reichlich vorhanden. Abends wurde Kaltes gegessen, das wir schon mittags empfangen.

Nach Möglichkeit wurden die drei Paar Pferde die einem Geschütz zugeteilt waren in einem Haus untergebracht. Solange sich die Geschütze in Feuerstellung befanden, hatten wir die Pferde zu versorgen und stundenlang Wache zu schieben. Eine Abwechslung war der Ritt zum vorgeschobenen Beobachtungsposten um eine Meldung zu überbringen oder abzuholen. Auch sein Essen bekam er auf diesem Weg. Dieser Beobachter lag, je nach Sicht, oft noch näher beim Feind als die Infanterie und war manchmal nur über ein Stück Weges das vom Feind eingesehen war zu erreichen. Dies wurde vorher mit den Vorgesetzten abgesprochen. Diese Strecke wurde dann im vollen Galopp zurückgelegt.

Übrigens, den Hasen, welchen ich geschossen hatte, hat eine Bäuerin zubereitet und wurde von den Herren Offizieren verspeist.

Als uns zum ersten Mal klar wurde, dass der Krieg verloren war, wurden verschiedene Möglichkeiten beraten, wie man heil aus diesem Desaster heraus kommt. Vier Tage vor Kriegsende taten sich einige Kameraden zusammen und beschlossen zu flüchten. Ich wurde mehr oder weniger bestimmt, ein Gefährt aufzutreiben und mit meinen Pferden an dieser Himmelfahrt teilzunehmen. Gott sei Dank erfuhr dies unser Batteriechef der uns beim Appell erklärte, dass sich die ganze Einheit nach Westen absetzen wird um sich bei den Amerikanern zu ergeben. Von da an ging es nicht mehr geordnet sondern fluchtartig in Richtung Steyr, das war der kürzeste Weg zur Enns, der Demarkationslinie.

Die Brücke in Steyr zu passieren war die einzige Chance der russischen Gefangenschaft zu entgehen. Und das wussten alle die an der Ostfront eingesetzt waren. Es war ein Wettrennen mit der Zeit. Anfangs wollte man noch alle Waffen mitnehmen, damit sie nicht in russische Hände fielen. Da wir aber mit den Geschützen nicht so recht weiterkamen, haben wir sie zurückgelassen, den Verschluss gesprengt und somit unbrauchbar gemacht.

Ohne irgendwelche Befehle hieß unsere Parole: „Erreichen der Enns Brücke“. Wie und auf welche Weise blieb jedem selbst überlassen. Ich hatte meine beiden Pferde. Mein Rucksack befand sich auf der Protze, diese wurde gegen einen Mistwagen getauscht, die Rucksäcke umgeladen und weiter ging die Flucht. Da für mich das zweite Pferd eine unnötige Belastung war, machte ich bei einem Bauernhaus halt und ließ dort ein Pferd zurück. Der Bauer wollte aber unbedingt das Sattelpferd, das etwas stärker war. Daher musste ich umsatteln, dachte mir aber, dass ich die dafür aufgewendete Zeit wieder

gutmachen konnte, da das Handpferd schneller war. Ich bekam vom Bauer 50 Mark und ein schönes Stück Speck. Inzwischen waren meine Kameraden schon weg und ich saß auf um sie einzuholen.

64 Jahre sind seither vergangen und ich sehe noch alles vor mir. Ich sehe das Gasthaus mit den Lindenbäumen wo Freibier ausgeschenkt wurde und ich mir meine Feldflasche anfüllen ließ. Ich sehe die stark abschüssige Straße die vor mir lag, wo ich das Tempo etwas zurücknehmen musste weil das Pferd fast gestürzt wäre. Ich sehe noch die Wiese rechts neben der Straße, wo die zweite Batterie ihren Ballast zurück ließ.

Mein Pferd wieherte, es fühlte sich einsam, und wollte unbedingt weg von der Straße in die Wiese zu den anderen Pferden. Nur mit Sporeneinsatz gelang es mir, auf der Straße entlang zu reiten. Als ich meine Kameraden erreichte, sah ich wie sie gerade das ganze Gepäck, natürlich auch meinen Rucksack, vom Mistwagen auf ein Lastauto luden und auch selbst aufstiegen. Das Auto begann zu fahren, ich sprang vom Pferd und erreichte es im letzten Augenblick. Meine Kameraden halfen mir und zogen mich über die Bordwand hoch. Als ich zurückblickte sah ich noch wie sich einige Landser um mein Pferd raufen, wo in den Satteltaschen die 50 Mark und das Stück Speck steckte. Unsere Fahrt stockte nach einigen Kilometern in einem Stau und es ging dann nur mehr schrittweise weiter. Es war nicht weiter verwunderlich, dass man immer langsamer voran kam. Links und rechts der Straße bildeten sich zwei neue Kolonnen, die alle dasselbe Ziel hatten. Vereinzelt überholten Panzer und auch Reiter diese drei Kolonnen. Des Öfteren sah man, dass Fahrzeuge liegen blieben weil ihnen der Sprit ausgegangen war. Vor uns fuhr ein großer Laster, wo zwei Mann ununterbrochen Acht-Acht Granaten⁶ über die Bordwand in den Straßengraben warfen. Wahrscheinlich um das Gewicht zu reduzieren und Sprit zu sparen. Als die Stehpausen immer länger wurden nahmen wir unsere Rucksäcke auf den Rücken und gingen zu Fuß weiter.

Es ist unvorstellbar was ein Mensch physisch zu leisten imstande ist. Als ich am Beginn unserer Flucht in den Sattel stieg hatten wir bis zur Brücke 70 Kilometer vor uns. Wir benötigten dafür 29 Stunden. Jeder Soldat in diesem Frontabschnitt setzte alles daran, nicht in russische Gefangenschaft zu kommen. Um dies zu verhindern gab es nur eine einzige Möglichkeit: Die Ennsbrücke passieren. Verwundete und auch Sterbende baten mitgenommen zu werden. Die Vorstellung von den Russen gefangen und nach Sibirien transportiert zu werden war der Grund, dass mit aller Härte und auch mit unfairen Mitteln versucht wurde, die Brücke zu erreichen. Gelinde gesagt, es war nicht schön anzusehen.

Es war schon dämmrig als wir die Brücke passierten und den ersten amerikanischen Soldaten sahen. Vor ihm lag schon ein Haufen Pistolen welche von den Soldaten im Vorbeigehen dorthin geworfen wurden. Mit der Trennung von der letzten Waffe, und das waren die Pistolen, hatte man sich endgültig als Kriegsgefangener bekannt.

Als wir am westlichen Ufer der Enns ins Gras sanken, es hat leicht geregnet, reichte es gerade noch aus um die Zeltplane auszupacken, bevor man in einen todähnlichen Schlaf versank.

Es war schon Mittag als ich aufwachte, und das erste was ich empfand war Durst. Den anderen Kameraden ging es nicht anders. So nahm ich mir das Pferd unseres Meldereiters und begab mich auf die Suche nach Wasser. Ich ritt kreuz und quer durch die lagernden Menschen. Später erfuhren wir, dass es an die 60.000 waren die es geschafft hatten an dieser Stelle die Enns zu überqueren. Zwischen den Amerikanern und Russen war vereinbart, dass die Brücke bis Mitternacht passierbar bleiben soll. Als der Russe merkte, dass noch Zigtausende die Möglichkeit haben werden das andere Ufer zu erreichen, fuhren drei Panzer auf die Brücke und verhinderten den Übergang⁷. Einige Soldaten versuchten die Enns schwimmend zu überqueren, hatten aber in dem kalten Wasser, es war der 8. Mai und die Enns führte zu dieser Jahreszeit noch reichliches Schneewasser mit sich, keine Chance. Sie wurden abgetrieben aber auch durch Schüsse an der Flucht gehindert.

Als ich so suchend dahintritt rief jemand plötzlich meinen Namen: „Peter“. Da dies mein Spitzname war den nur Bernhardsthaler kannten, konnte es auch nur ein solcher sein. Es war der Kern Karl, der

⁶ Geschoße für die 8,8-cm-FlaK 18/36/37, auch „Acht-Acht(er)“ genannt. Diese vorwiegend im Zweiten Weltkrieg gebaute und eingesetzte deutsche Flugabwehrkanone kam häufig auch gegen Bodenziele zum Einsatz.

⁷ Lange Zeit hieß es, dass die Russen die Brücke früher abgesperrt haben. Aus späteren Dokumentationen weiß man heute, dass es die Amerikaner waren, weil sie die vielen Menschen nicht mehr mit Nahrung versorgen konnten.

vom Arbeitsdienst hierher verschlagen wurde. Sein Bruder ist der Kern Josef aus der Hauergasse. Gemeinsam fanden wir Wasser und brachten es zu meinen Kameraden.

Jeder blieb bei seiner Einheit. Die Offiziere wurden weiterhin als Vorgesetzte akzeptiert, um die Disziplin aufrecht zu halten. Es wurde eine Lagerleitung gegründet, welche notwendige Maßnahmen schaffte, dass 60.000 Menschen die Zeit bis zur erwarteten Entlassung friedlich und vor allem gesund durchhalten. Oberstes Gebot war Reinlichkeit, um eine Seuche zu verhindern.

Das Lager wurde in den nahe gelegenen Wald verlegt. Dort bauten wir aus Ästen und Zweigen Hütten für je 6 Mann. Latrinen wurden gegraben und - obwohl sie kaum benützt wurden - nach kurzer Zeit wieder zugeschüttet und wieder eine neue gemacht. Benützt wurden sie deshalb nicht, weil wir nichts zu essen bekamen. Amerikaner, bis auf den Lastwagen der mit Kameras bestückt war und von den Gefangenen Aufnahmen machten, haben wir eigentlich nur wenige gesehen. Sie waren nicht imstande, für so viele Menschen Essen aufzutreiben. Ihnen fehlte wahrscheinlich auch das deutsche Organisationstalent. Hier lernte ich wirklich den Hunger kennen. Ich war 18 Jahre alt. Die Kameraden waren alle älter und kamen scheinbar mit den Hunger besser zurecht oder sie hatten vorgesorgt und einige Bissen im Rucksack. Auch ich hatte was im Rucksack, und zwar die eiserne Ration die ein jeder Soldat ausgefasst bekam.

Wenn wir nicht gerade eine neue Latrine bauten, lagen wir irgendwo herum und beobachteten das Treiben in solch einem Gefangenenlager. Da das Grüßen der Offiziere nach wie vor Pflicht war und wenn einer vorbei kam, musste man sich schon rechtzeitig und langsam erheben. Denn beim schnellen Aufstehen wurde einem schwarz vor den Augen und man sackte zusammen. Man könnte meinen, dass jetzt, wo der Krieg zu Ende war, einige aufsässig waren oder vielleicht gar Rache an den Offizieren üben werden. Nichts dergleichen geschah. Einmal bekamen wir nach stundenlangem Anstellen ein Stück Käse. Das Brot dazu wurde an anderer Stelle ausgegeben. Wieder folgte ein langes Anstellen und ich kann nicht sagen wer es geschafft hat, Brot und Käse gemeinsam zu essen. Ich jedenfalls nicht. Denn als ich mein Brot bekam hatte ich den Käse wahrscheinlich schon verdaut. Obwohl mir die Kameraden mit der Begründung, die Lage könnte noch schlechter werden, davon abgeraten haben die eiserne Ration zu essen, habe ich sie in der nächsten Nacht gegessen. Es war eine Dose Schmalzfleisch und ein kleines Packerl Knäckebrötchen. In meinem Leben hat mir noch nie etwas so gut geschmeckt.

Jede Einheit war auf sich gestellt, und brauchte die Vorräte, die sie besaßen, nicht abgeben. Ungefähr ein Dutzend Mongolen, die an der Seite der Deutschen gekämpft hatten, waren auch im Lager. Sie dürften einiges Mehl mitgebracht haben, denn sie saßen täglich rund ums Lagerfeuer und buken große Flecken. Rundherum standen Dutzende Landser und schauten mit hungrigem Magen zu. Und nicht einer getraute sich um ein Stück zu bitten, geschweige denn eins zu entwenden. Diese Mongolen hatten einen Gesichtsausdruck, dass man das Gefühl hatte, ein Messer in die Brust zu kriegen, wenn man sie hier stört. Vier andere waren getrennt von ihrer Einheit mit einem Lastwagen hier, in dem waren hunderte Kilo Butter geladen. Sie war aber schon ranzig. Sie suchten im Wald nach Brennnesseln und kochten sich eine Speise.

Die Fahrzeuge standen alle am Ufer der Enns. Einmal durfte ich das Geschirr zur Enns tragen und dort waschen. Aber vorher konnten wir die reichlichen Reste aufessen. Ein zweites Mal ging ich nicht mehr hin, denn mir war schlecht und ich habe alles erbrochen.

Viele waren mit den Pferden hergekommen, man sah sie auf der Wiese weiden. Und hier traf ich wieder einen Bernhardsthaler. Und zwar den Schmaus Franz aus der Hauergasse. Er hatte 2 Pferde betreut. Viel später hat er sich von Oberösterreich ein Pferd geholt. Vielleicht hatte er es dort zurückgelassen und bei erster Gelegenheit nach Hause geholt.

Nach einigen Tagen begannen die Amis mit der Registrierung der Gefangenen. Eine gewisse Anzahl wurde abgeholt und der Kommission vorgeführt. Es waren 10 Kommissare und jeder fragte nach etwas anderem. Einige Fragen habe ich noch in Erinnerung. Zuerst musste man das Soldbuch vorlegen. Wer das nicht konnte, wurde von einer anderen Kommission einvernommen. Diese untersuchten zuerst den linken Arm, da hatten nämlich die SS Soldaten ein Zeichen eingebrannt.

Von welcher Einheit? Wer waren die Vorgesetzten? Wo war die Ausbildung? Welche Kaserne? Wohnort? Wer war dort Ortsgruppenleiter? Wer war Bürgermeister? Wie viele Einwohner? Wo war

man eingesetzt? Als wir diese Zeremonie hinter uns hatten, haben wir am Rückweg eine außergewöhnliche Tatsache feststellen können: Wir sahen eine SS Einheit mit ihren Fahrzeugen und schweren Waffen in Reih und Glied aufgestellt und bewacht von einem SS Soldaten mit Gewehr und neben ihm ein amerikanischer Soldat bewaffnet mit einer Maschinenpistole. Darüber wurde zwar nie öffentlich berichtet, doch hinten herum hörte man, dass die Amis mit einer Auseinandersetzung mit den Russen gerechnet hatten und die SS Verbände mit einbezogen hätten. So ungefähr nach 14 Tagen hatten dann aber auch sie abgerüstet.

Die Amerikaner hatten keinerlei Interesse tausende Menschen durchzufüttern und so wurden alle die ihren Wohnsitz in den westalliierten Zonen hatten entlassen. Der Petershofer Max machte den Vorschlag, doch seine Adresse anzugeben, damit auch wir entlassen werden. Und so wanderten wir zu viert nach Dorf an der Pram, wo er zu Hause war. Ich denke noch oft an die erste Nacht in seinem Elternhaus, wo wir drei im Pferdestall in einer leeren Box schliefen. Wir waren müde, hatten gut gegessen und es war angenehm warm. Und dann kam noch das Gefühl hinzu, alles war gutgegangen, alles war vorbei. Ich hatte so gut geschlafen, wie noch nie in meinen Leben.

Karpf Karl blieb bei Max, Kern Karl ist bei einem Elektriker in Riedau untergekommen und ich kam zu einem Bergbauern, zur Familie Straßer in Großreiting. Max hatte beim Kirchgang am Sonntag mit den „Beringer-Bauer“, so nannte man ihn hier, gesprochen. Dem kam sein Anliegen gerade recht, denn am selben Tag ist sein kriegsgefangener Russe abgereist.

Max zeigte mir den Weg, das Bauernhaus lag auf der Anhöhe und war von dort zu sehen. Ich nahm meinen Rucksack, bedankte mich nochmals bei ihm für sein großherziges Entgegenkommen. Sehr oft denke ich darüber nach, wer weiß ob es ohne sein menschliches Angebot auch so gut ausgegangen wäre. Danke Max!!

Meine Frau und ich haben ihn zwei Mal besucht. Beim letzten Mal hatte er geweint und auch mir fiel der Abschied schwer. Als ich einmal angerufen habe, erfuhr ich, dass er verstorben war.

Als ich beim Bauernhaus ankam war niemand zu sehen. Ich ging ums Haus herum und sah alle im Kartoffelfeld bei der Arbeit. Bauer und Bäuerin, Großmagd und Kleinmagd und der Großknecht, der Russe. Ich stand da in Uniform, mit meinen Reitstiefeln, der Reithose mit eingesetztem Lederfleck und einem Rucksack. Sie waren schon informiert über mein Kommen. Das erste was ich zu hören bekam war die Frage des Russen: „Du haben viele Russen erschossen?“ Meine Antwort war: „Ich bin noch nicht lange dabei.“ Er fuhr noch am selben Tag ab.

Ich bezog sein Bett, das nicht in einem Zimmer, sondern im oberen Flur stand und übernahm auch die Agenden eines typischen Großknechts, die dort in jedem Bauernhaus vertreten waren. Um vier Uhr früh aufstehen, die Sense nehmen und für die drei Pferde auf der Wiese vor dem Haus einen Schubkarren voll Gras mähen. Ein zweites Mal raus und einen Wagen voll für die Kühe mähen und mit dem Pferd nach Hause fahren. Pferde putzen und Stall ausmisten. Erst dann ging man frühstücken. Zum Frühstück gab es Milchsuppe mit Broteinlagen. Am Sonntag gab es Kaffee und Kuchen. Die Bauersleute hatten keine Kinder. Er war ein Pferdenarr. Und da ich mit Pferden gut umgehen konnte, war ich bei ihm gut angeschrieben.

Meine Wäsche bestand aus zwei Hemden, zwei Unterhemden und aus zwei langen Unterhosen. Die zwei Mädchen Fanni und Resi, Großmagd und Kleindirn, wuschen meine Wäsche mit. Obwohl der Bauer verhältnismäßig reich war und ich von den beiden Mädchen erfahren habe, dass 4 große Bottiche Wäsche versteckt waren, hatten sie mir kein Stück abgegeben. Und so musste ich auch im Sommer bei großer Hitze mit der langen Unterhose arbeiten. Erst drei Wochen bevor ich heim fuhr schenkte er mir ein Hemd. Ich wusste nicht, wie ich mich einstufen sollte. War ich noch immer Kriegsgefangener oder war ich ein normaler Zivilist? Wir dürften allerdings nach wie vor bei den Amerikanern registriert gewesen sein, denn von diesen kam die Order, zugestellt über das Gemeindeamt, dass wir uns in Ried einzutreffen haben, um nach Hause entlassen zu werden.

Der Gemeindesekretär der die Nachricht ins Haus brachte sagte, dass ein Abkommen zwischen den Alliierten ausgehandelt wurde, wonach einem jeden zugesichert wurde, dass er wieder heimkehren darf. Meine Zeit als Großknecht war somit zu Ende und ich trat am 15. Oktober 1945 meine Heimreise an.

Ich muss gestehen, ich weiß heute nicht mehr wie ich nach Ried gekommen bin. Bei dem Treffen waren jedenfalls auch Frauen und Kinder dabei, die vor den Russen geflüchtet sind und nun wieder nach Hause wollten.

Die Amerikaner brachten uns mit riesigen Lastkraftwagen zu einem Bahnhof. Mit dem Zug ging es in die Heimat. Die erste Kontrolle durch die Russen gab es in Enns bei der Demarkationslinie. Ich hatte schon ein mulmiges Gefühl im Bauch, aber es ging alles glatt. Das zweite Mal wurde ich bei der Floridsdorfer Brücke kontrolliert. Die Brücke war gesprengt und man musste zu Fuß über notdürftige Holztreppen drüber gehen.

Der Zug, es war nur ein einziger pro Tag, kam in Bernhardsthal um 20 Uhr an. Er wurde täglich von zirka hundert Leuten erwartet. Jeder der täglich zum Bahnhof ging, hoffte einen seiner Angehörigen empfangen zu können. Man wusste ja nicht, wann einer und ob er überhaupt einmal heimkommen wird. Alle hofften, dass der Erwartete vielleicht heute eintreffen würde. Und als dann der Zug schon zu sehen war, stieg die Spannung ins Unermessliche. Wenn keiner dem Zug entstieg, war man enttäuscht und man hoffte erneut auf den nächsten Tag. Und ist auch nicht der Erwartete sondern ein anderer gekommen, freute man sich mit den Angehörigen. Wenn längere Zeit keiner heimkam, sank die Hoffnung. Umgekehrt war es genau so. Wenn fast jeden Tag einer ankam, stieg die Chance, dass er einmal dabei sein würde.

Es waren manchmal Herz zerreißende Szenen, die sich damals am Bahnhof abgespielt haben. Und die Kunde, dass der Sohn oder der Vater gekommen ist, erreichte die Angehörigen die nicht am Bahnhof waren, früher als der Heimkommende. Am Bahnhof waren alle seine Bekannten und Freunde und man hatte vieles zu fragen und vieles zu erzählen. Durch die frühe Verständigung konnte man inzwischen daheim schon den Empfang vorbereiten.

Auch bei mir war es so. Als ich heimkam, wusste man schon Bescheid. Mein Vater war schon im Bett und ist auch gar nicht aufgestanden. Bei anderen Familien wurde ein Fest veranstaltet. Bei mir, oder besser bei uns, war es halt anders.

Rudolf Kern

kam 1927 als Sohn von Josef Kern jun. und Josefa Größl aus Saitz [Zaječí] auf Schulstraße № 192 zur Welt. Seine Geschwister sind Josef und Helene, verheiratete Bednarik.

Wie aus seinen Aufzeichnungen aus dem Jahre 2009 zu entnehmen, wurde er bereits 1944 mit 17 Jahren zum Reichsarbeitsdienst nach Pitten und nur wenige Tage nach Abschluss seiner Ausbildung zur Wehrmacht einberufen. Als Kriegsgefangener im amerikanischen Sektor konnte er bereits Ende 1945 wieder nach Bernhardsthal zurückkehren.

Als Fußballer stand er 1946 bei der „Austria Bernhardsthal“ im Tor, 1971 hatte er die Funktion des Sektions-Leiter des „SC Bernhardsthal“ inne. Beruflich war er bei der Österr. Bundesbahn beim Verschub tätig.

1951 heiratete er Rosa Höß (*1928 †2006) vom Oberort № 136. Aus dieser Ehe stammt ihr Sohn Helmut, der als Wirtschaftsprüfer und Steuerberater tätig und Partner der BDO⁸ Austria ist, einer der größten Wirtschaftsprüfungsgesellschaften des Landes.

⁸ BDO International ist ein weltweites Netzwerk von Firmen, die vor allem in der Wirtschaftsprüfung tätig sind. Das Netzwerk wurde 1963 als Gesellschaft Binder, Dijker Otte & Co. gegründet, deren Initialen später der Namensgebung für die Gruppe dienten.

Auszug aus dem Zeitzeugengespräch meines Kriegskameraden Max Petershofer, Habetswohl 13, aus dem Heimatbuch seiner Heimatgemeinde Dorf a. d. Pram:

Mein letzter Kampfeinsatz war als berittener Artillerist in der Nähe von St. Pölten, wo wir im Abwehrkampf gegen die Russen waren. Dort hat uns der Kommandant, ein Leutnant zusammengehalten, so dass ein organisierter Rückzug in Richtung Steyr möglich wurde. Mit Ross und Geschütz sind wir viele Kilometer in Richtung Oberösterreich unterwegs gewesen. Die zurückströmenden motorisierten Truppen haben die Straßen und Wege verstopft, so dass ein Weiterkommen unserer berittenen Artillerieeinheit fast nicht mehr möglich war. Bei einem Waldstück haben wir dann die Geschütze zurückgelassen und die Pferde entkoppelt. Zu Fuß haben wir uns dann auf den Weg Richtung Heimat gemacht bis uns dann eine motorisierte Einheit mitgenommen hat. Das war am 7. Mai 1945 und das Ende des 2. Weltkrieges.

Um 19 Uhr abends haben wir einen Wegweiser mit der Aufschrift: „21 Kilometer nach Steyr“ gesehen. Da nun mehr auch dieser Transport mit LKW's zum Stehen kam, habe ich mich mit drei ganz jung eingerückten Soldaten zu Fuß auf den Weg in Richtung Steyr gemacht. Um ca. 23³⁰ Uhr sind wir dann in Steyr über die Enns gezogen und eine halbe Stunde später wurde von den Russen diese Brücke gesperrt. Dieser letzte Abschnitt, der Weg über die Brücke war unbeschreiblich. Dort haben wir viel Leid gesehen, unzählige Verwundete und Tote hat es dort gegeben. Zu Tode getrampelt oder unter die Räder gekommen, blieben viele dort liegen.

In den weiteren Stunden und Tagen haben noch viele versucht die Enns schwimmend zu überqueren und dabei wurden viele erschossen. In der Nähe von Steyr, in Gleink waren wir dann zwei Wochen in einem Lager, das in einem Waldstück war, mit ca. 15 Baracken zu je 20 Bewohnern untergebracht. Dort bin ich dann endgültig von den Amerikanern entlassen worden. Von diesem Lager aus wurden viele LKW-Transporte von ehemaligen Wehrmachtsangehörigen in ihre Heimatorte zusammengestellt. Meine Ausstiegsstelle des Transportes, der nach Bayern weiter ging, war St. Willibald. Das war am Pfingstdienstag des Jahres 1945.

Die drei jungen Niederösterreicher, welche in der Nähe von Gänserndorf zu Hause waren, sind mit mir auch nach Dorf entlassen worden. Es wurde einer bei mir im elterlichen Hof, einer beim Berger in Reiting und einer beim Elektro-Voglmaier in Riedau untergebracht. Sie blieben bis Weihnachten 1945 noch hier, bevor sie sich auf den Heimweg machten.

Max Petershofer

Luis Raffener

„Die Toten tun uns nichts“

Ich war einer von rund 170.000 Mann, die hier in Deutschbrod gefangen waren. An organisierte Verpflegung war angesichts dieser enormen Menschenmenge nicht zu denken. Hätte ich geahnt, was auf mich zukommen würde, hätte ich das Säckchen Kleie, das ich bei einem Rundgang am Flughafen in einem Fiaker entdeckt hatte, nicht so achtlos liegen lassen. Später dachte ich mit großer Reue daran. Es ging bald das Gerücht um, dass die Österreicher freikommen würden. Es gab sogar ein eigenes Komitee, und es wurde veranlasst, dass sie sich in Hundertschaften zu versammeln hatten. Aus den herumliegenden Flugzeugen wurden die Hakenkreuzfahnen herausgeholt: Daraus wurden rot-weiß-rote Fahnen gemacht, an einem Stock befestigt, und jede Hundertschaft bekam nun eine solche österreichische Fahne. Insgesamt waren an die 1.800 Österreicher im Gefangenenlager. Die Hundertschaften wurden in drei Kompanien aufgeteilt. Jede Kompanie legte den Russen eine Namensliste mit Herkunftsort und der Information vor, wohin jeder einzelne der Soldaten zu gehen gedenke. Wir mussten nicht lange warten. Die Russen erteilten meiner Kompanie, 500 Mann, die Genehmigung loszumarschieren. In Iglau verbrachten wir einen ganzen Tag auf einem Hang in der prallen Sonne. Ich teilte mir mein Brot sorgfältig in kleine Rationen ein, denn es gab keine Verpflegung. Wir kamen als Nächstes nach Brünn.

Es war schon Ende Mai, als ich mit meinem Kameraden Hans Bachlechner aus dem Osttiroler Defereggental in einem Granattrichter saß und wir darüber nachgrübelten, wie wir uns etwas zu essen beschaffen könnten. Er saß da und weinte, weil man ihm über Nacht seinen Laib Brot, den einzigen Essensvorrat, gestohlen hatte. Ich gab ihm von meinem spärlichen Vorrat, und wir vereinbarten, dass wir alles teilen und uns auch sonst gegenseitig helfen würden. Plötzlich fiel mein Auge auf ein Gebäude, das wie ein Lazarett aussah. Ich wusste, dass es dort sogenannte Teeküchen gab. Da drinnen konnte ich etwas Essbares finden. Vor dem Gebäude wachte ein russischer Posten - im geeigneten Moment schlich ich mich jedoch hinein. Das Lazarett war leer, und in der Teeküche fand ich außer ein paar Teebeuteln nichts. Nun musste ich mich zurück zu meiner Kompanie beeilen, sonst wären sie ohne mich weitermarschiert. Plötzlich stieg mir der unverkennbare Geruch von gekeimten Kartoffeln in die Nase. Er kam vom Kellerschacht herauf, an dem ich gerade vorbeigegangen war. Ich hielt also meinen Kopf in den Schacht, wartete ein wenig, bis sich meine Augen an das Dunkel des Kellers gewöhnt hatten, und sah meine Vermutung bestätigt. Nun suchte ich mir schnell einen Behälter und ließ mich dann über die Kohlerutsche in den Keller hinunter. Rasch klaubte ich ein paar schrumpelige Kartoffeln in den kleinen zerbeulten Blechkübel und wäre beinahe nicht mehr aus dem hoch gelegenen Schachtloch herausgekommen. Nur unter größter Anstrengung konnte ich mich hochziehen.

Als ich zur Kompanie zurückkam, flüsterte ich Hans ins Ohr, dass er Feuer machen sollte. Er hatte glücklicherweise noch Streichhölzer, die er in einer Folie verpackt hatte. Jeder Gefangene trug neben Kochgeschirr, in der Regel eine Blechdose, auch ein kleines Bündel Reisig bei sich. Hatte man etwas Essbares gefunden, konnte man es sofort kochen, ohne Aufsehen zu erregen. Zubereitung und Verzehr erfolgt so unauffällig wie möglich, um sich vor Mundraub zu schützen. Hans machte ein bescheidenes Feuerchen, ich schichtete drei Kartoffeln mit ein wenig Wasser in die Büchse, und voller Vorfreude warteten wir auf die Mahlzeit. Nach der kleinen Stärkung kam auch schon der Befehl zum Weitermarschieren.

Wir kamen bald durch ein Waldstück, neben dem ein Bach floss, über den in Abständen immer wieder kleine Brücken führten. Mein Kumpel Hans und ich beschlossen, uns von der Kompanie abzusondern und uns allein durch die Wälder zu schlagen. Dadurch erhofften wir uns eher die Freiheit zu erlangen. Zu unserem Pech kam uns ein russischer Posten in die Quere, der eine andere Kompanie begleitet hatte und sich auf dem Rückweg befand. Er hatte ein Maschinengewehr bei sich und forderte uns auf, stehen zu bleiben. Danach säckelte er uns aus, fand aber nichts. Als ich bemerkte, dass er sein Maschinengewehr in Anschlag nahm, um uns zu erschießen, schrie ich verzweifelt mit abwehrenden Händen: „Stoi pan!“ Das bedeutete „Halt Mann!“. Ich hatte doch etwas, was wir für unser Leben eintauschen konnten. Im Innenfutter meiner Hose hatte ich ein neues Nagelpflegetui eingenäht. Also

fingerter ich dieses Etui aus der Hose. Der Russe hatte inzwischen sein Maschinengewehr abgelegt. Ich zeigte ihm die nagelneuen Teile und deren Funktion. Der Russe fand sichtlich Gefallen daran, gab uns beiden einen kräftigen Tritt in den Hintern und ließ uns laufen. Wäre er ein Schwein gewesen, hätte er uns dennoch umgebracht. Unser Leben hing diesmal an einem Nageletui und dem Augenblick einer menschlichen Regung.

Mit größter Vorsicht pirschten wir uns bis zur nächsten Brücke voran unter der wir uns erst einmal versteckten. Wir hatten beschlossen, auf die nächste österreichische Kompanie zu warten. Als sie kam, stellten wir uns dem Feldwebel vor und baten ihn, uns mitzunehmen. Dieser zog eine Liste heraus, kontrollierte unsere Namen und nahm uns auf. Wir hatten Glück, denn dieser Feldwebel war ein schlauer Bursche. Unterwegs hieß er uns am Fuße eines Hügels Platz nehmen und erklärte uns seinen Plan. Er war überzeugt, dass wir nicht in die Freiheit entlassen, sondern nach Russland verschleppt werden würden. Zudem kannte er sich in der Gegend gut aus und wusste, dass bis zur Stadt Lundenburg an der Grenze zu Niederösterreich alle Brücken zerstört waren. Er wollte uns in die Freiheit führen: Dafür verlangte er Disziplin von uns, das hieß ordentlich marschieren mit hochgehaltener österreichischer Fahne an der Spitze unserer Gruppe, und wenn er den Befehl gab, im Parademarsch aufzutreten. Wenn die Russen uns unterwegs aufhielten, würde er ihnen erklären, dass er den Auftrag hatte, die Kompanie von Brünn nach Wien zum Arbeitseinsatz zu führen.

Bis zur Österreichischen Grenze waren drei Tage Gewaltmarsch zu bewältigen. Immer wieder blieb jemand entkräftet entlang dem Weg zurück. Am späten Abend des zweiten Tages, an dem es auch noch zu allem Überfluss regnete, suchten wir in einer Ziegelei Unterschlupf. Hans und ich konnten gerade so viel trockenes Holz für ein Feuer vor dem Regen retten, um uns in unserer Konservenbüchse die letzten drei Kartoffeln zu kochen. Damit waren unsere letzten Essensvorräte aufgebraucht. Nach einer kurzen Erholungspause mussten wir um zwei Uhr nachts weitermarschieren. Vor dem Aufbruch erklärte uns der Feldwebel, dass wir bei diesem letzten Gewaltmarsch durch Lundenburg marschieren mussten. Es gab keinen anderen Weg. Der Feldwebel machte uns Mut, dass wir es schaffen und noch heute in die Freiheit gelangen würden.

Hunger und die Strapazen der letzten Zeit zehrten dermaßen an den Kräften, dass ich mich nicht imstande fühlte, ohne Essen diesen bevorstehenden Kraftakt zu bewältigen. So kurz vor der Freiheit war das ein quälender Gedanke. Ich hatte das Gefühl, dem Ende nahe zu sein.

In der Früh des entscheidenden Tages, so gegen sechs oder sieben Uhr, kamen wir durch ein kleines Dorf. Ich musste mir hier unbedingt etwas zu essen besorgen, sonst war es aus mit mir. Ich hatte noch meine Uhr, eingenäht in meine Mütze. Ich rannte mit meiner Uhr in der Hand in ein Haus hinein, zeigte sie den Leuten und gestikulierte mit der anderen Hand in Richtung Mund. Sie verstanden, dass ich sie gegen Essen eintauschen wollte. Der Mann riss den Küchenschrank auf, holte einen Laib Brot mit einem Durchmesser von etwa 40 Zentimetern heraus und kam auf mich zu. Da fuhr seine Frau dazwischen, riss dem Mann den Brotlaib aus der Hand und gab mir stattdessen ein viel kleineres Stück Brot. Der Mann hatte im Gegensatz zu seiner Frau ein gütiges Herz, griff in das obere Regal und drückte mir noch rasch ein Stück Speck in die Hand. Das alles spielte sich in kürzester Zeit ab. Mit einem Dankesruf auf den Lippen stürmte ich zur Tür hinaus und schnaufend meiner Kompanie hinterher. Nun hatten Hans und ich wenigstens wieder ein paar Bissen, um den Tag zu überstehen.

Vormittags gegen zehn Uhr am 20. Mai 1945, es war Pfingstsonntag, erreichten wir endlich Lundenburg. Der Ort war voll von russischen Soldaten. Wir marschierten parademäßig durch die Straßen: Fahne voraus, auf Befehl Augen links oder rechts, wenn ein russischer Offizier zu grüßen war. Es war richtig anstrengend. Es hielt uns niemand an, wir erweckten demnach einen organisierten Eindruck. Wir kamen zur ersten Brücke, die über die Thaya führte. Dort stand ein russischer Posten, der Papiere verlangte. Deshalb schwenkten wir links ab und gelangten zur zweiten Brücke, an der wiederum ein Posten stand. Bei der dritten, es war die Postbrücke, erklärte unser Feldwebel schon im Anmarsch auf Russisch, dass wir den Auftrag hätten, nach Wien zu marschieren. Der Posten rief: „Davai!“ und ließ uns passieren. Wir überquerten den Fluss und marschierten ununterbrochen weiter. Es war mittlerweile 14 Uhr geworden, und es waren noch fünf Kilometer bis zur Grenze. Weil dort garantiert russische Grenzposten waren, schlugen wir einen Feldweg ein und kamen marschierend in das erste österreichische Dorf Bernhardsthal. Kurz vorher hatten wir ein Hinweisschild passiert, dass

Mistelbach bei Wien 30 Kilometer entfernt lag. Wir marschierten ordentlich mit der Fahne an der Spitze durch das Dorf und mussten feststellen, dass dieses vollkommen in russischer Hand war. Einheimische trugen weiße Armbinden. Gegen 17 Uhr, wir hatten das Dorf ungescholten durchquert und befanden uns auf freiem Feld, machten wir endlich die erste Pause. Der Feldwebel mahnte uns, dass wir uns hier nicht lange aufhalten sollten, das war zu gefährlich. Außerdem riet er uns weder nach Salzburg noch nach Wien zu gehen und mindestens zu zweit, aber maximal zu fünft zu marschieren. Der Feldwebel war ein Pfundskerl, abschließend gab er auch noch Hinweise, wie wir uns an den Sternbildern am Nachthimmel orientieren konnten.

Als der Feldwebel uns gerade die letzten Anhaltspunkte gab, hörten wir Geräusche. Es waren an die 40 tschechische Polizisten, die auf klapprigen Fahrrädern daherrollten. Mit den Gewehren im Anschlag befahlen sie uns, die Hände hochzunehmen und fragten nach dem Führer der Truppe. Unser Feldwebel meldete sich sogleich und erklärte hartnäckig, er hätte die Aufgabe, uns nach Wien zu bringen. Aber es half nichts: Wir mussten zurück nach Bernhardsthal. Dort wurde unser Feldwebel über eine Stunde lang von den Russen in die Mangel genommen, wie er uns später berichtete. Wir bettelten inzwischen bei der einheimischen Bevölkerung um etwas Essbares. Ich werde die Gutherzigkeit dieser Leute nie vergessen. Die letzten eingemachten Büchsen und Vorräte holten sie für uns aus dem Keller. Die Familie, bei der ich bettelte, stellte noch rasch einen Saukessel voll Kartoffeln auf, und wir konnten uns nach Langem wieder einmal satt essen.

Dann kam auch schon der uns bekannte russische Befehl zum Aufbruch, und wir mussten den Weg, der uns beinahe in die Freiheit geführt hätte, wieder zurückgehen. Um Mitternacht waren wir in Lundenburg angekommen. Gerne hätten wir uns hier ausgeruht, wir waren vom Regen durchnässt. Stattdessen bekamen wir ein paar kräftige Arschtritte und mussten noch drei Stunden weitermarschieren. Es hatte zwar aufgehört zu regnen, wir waren aber nass bis auf die Haut. Die Nacht war kalt, und wir bekamen schlimmen Schüttelfrost. Um drei Uhr in dieser Nacht kamen wir in ein Städtchen. Wenn wir jetzt kein trockenes Plätzchen fanden, dann gingen wir drauf, das war uns klar. Sogleich machten wir uns auf die Suche. Bald entdeckten wir ein stattliches Gebäude mit Arkaden, das erst vor Tagen abgebrannt sein musste.

In das Gebäude führten Stufen hinab, überall kauerten Soldaten. Wir sahen etwas tiefer unten einen kleinen Lichtschein. Wir arbeiteten uns vor, stiegen über die Körper der Ruhenden und sahen auf einem Fenstersims eine Kerze stehen, die das Umfeld schwach erleuchtete. Überall lagen Soldaten wie die Heringe aneinandergereiht, es schien alles überfüllt zu sein. Da fiel unser Blick in eine Ecke, in der sich niemand befand. Wir steuerten auf das Plätzchen zu und entdeckten, dass sechs oder sieben verkohlte Leichen dort lagen. Ich sagte zu meinem Kameraden: „Du Hans, das sind nur verkohlte Leichen, die Toten tun uns nichts!“ Daraufhin ebneten wir ihre Überreste ein wenig ein und legten uns in die noch warme Asche. So verbrachten wir dankbar die Nacht darin. Die Verbrannten retteten uns damals wahrscheinlich das Leben.

Luis Raffener, Wir waren keine Menschen mehr.

Erinnerungen eines Wehrmachtssoldaten an die Ostfront. Aufgezeichnet von Luise Ruatti.

Bozen, Edition Raetia 2010. 229 Seiten, mit zahlreichen Schwarz-Weiß-Abbildungen,

ISBN 978-88-7283-372-8.

Luis Raffener kam 1917 in Karthaus im Südtiroler Schnalstal zur Welt. 1939 optierte er für Deutschland und wurde in die Wehrmacht überstellt. Als Panzerwart einer Sturmgeschützabteilung zog er 1941 in den Krieg gegen Russland. Nach der Gefangenschaft in Georgien kam Raffener völlig kaputt und ausgebrannt nach Südtirol zurück und widmete sich einem heftigen Aufbau- und Arbeitsprogramm als Selbsttherapie.

Eduard Richter

„Die Stunde kommt...“

Geboren in einem Land der Österreichischen Monarchie. Dort, wo die Berge, Täler, die grünen Wälder und klaren Bäche der Landschaft das Gepräge geben.

An einem Doppelfeiertag, Sonntag und zugleich Lichtmess (Maria), den 2. Februar 1913 in Mitoka-Drăgomișna, Region Suceava, ehemalige Bukowina, am frühen Morgen das Licht der Welt erblickt. Es war diese Landschaft, die mit der Härte des Winters, dem heißen Sommer, meinen eigentlichen Lebensstil schon von Anfang an prägte und damit meine Vererbung ergänzte.

Die ersten Jahre der Kindheit wuchsen wir inmitten der großen Wälder am Busen der Natur auf. Erinnerungen sind bis heute noch an diese Zeit geblieben. Wir wohnten in einem großen, ebenerdigen Haus mit großem Obstgarten. Die Birnen eines alles überragenden Baumes waren sehr groß und besonders saftig.

Im Jahre 1917 marschierten die Russen in Galizien ein und so wurde auch dieses Land, eine sehr schöne Gegend, von Ihnen besetzt.

Um unser Leben fristen zu können, waren unsere Mutter, wir Kinder, zu Fuß nach Gurahumora unterwegs. Bei unseren Großeltern, die eine Landwirtschaft ihr Eigen nannten, wollten wir Lebensmittel holen. Ein Zweiradkarren der Russen überholte uns. Wir durften mitfahren. Die Straße war aber so holprig, dass es nicht sehr einfach war, auf solch schwankendem Gefährt sich halten zu können. Bei den Großeltern angekommen, sahen wir auf einer ansteigenden Wiese 40-50 Stück geschlachtete Schafe liegen. Es war Kriegsgebiet und da requirierten die Russen, wo eben noch etwas vorhanden war.

Für uns Buben war diese Besetzung der Anlass, alle Möglichkeiten wahrzunehmen, die sich uns im Lauf der Zeit boten. Mit meinem Bruder Franz, der bereits 10 Jahre alt war, untersuchten wir die von den Russen angelegten Munitionsbunker. Die gefundenen Patronen legten wir auf den Einschnitt eines Kilometersteines. Mit einer Hacke brachten wir die Patronen zum Abschuss. Auch mit den Gewehren waren wir sehr vertraut. Laden, entladen, war für uns eine spielerische Angelegenheit. Dennoch wäre uns fast diese Spielerei zu einem Verhängnis geworden. Beim Entladen blieb meinem Bruder eine Patrone im Lauf. Er zog ab, der Schuss ging durch den Diwan, auf dem ich lag, und durch die Mauer hinaus. Damit gaben wir diese Spielerei auf. Die Russen waren 5-6 Wochen in der Bukowina. Meine Mutter wunderte sich, als ich plötzlich fast perfekt russisch sprechen konnte. Mit 5 Jahren beherrschte ich somit die deutsche, rumänische und russische Sprache. Leider machten meine Eltern bei unserer Rückkehr nach Kleinösterreich keinen Gebrauch von diesen Sprachen und so verlernten wir diese.

Von meinen Verwandten ist mir nur der Onkel Dominik in Erinnerung. Alle waren in der Scheune mit Kukuruzauslesen beschäftigt, als er in Offiziers-Uniform auf Urlaub kam. Wer einen roten Kukuruz fand, durfte sich einen Kuss holen nach freier Wahl. Es war eigentlich sehr lustig.

Mit Ende des Krieges wurde die Monarchie zerrissen. Österreich wurde eine kleine Republik. Die Zollbeamten wurden mit ihren Familien in gedeckte Güterwagen verladen und per Bahn nach Österreich transportiert. Jede Familie bekam einen halben Waggon zugeteilt. In Lundenburg, Grenzkontrolle, wurde uns das Bargeld weggenommen. Bis wir dieses zurückbekamen, konnten wir die Wände tapezieren.⁹ Die mitgebrachten Lebensmittel mussten wir unter dem Bettzeug verstecken, damit wir die ersten Tage im neuen Österreich überleben konnten.

In Rabensburg an der Nordbahn bezogen wir eine Wohnung. Mein Vater war im Bahnhofszollamt Hohenau als Grenzkontrolleur tätig. In Rabensburg besuchte ich die 1. und 2. Klasse der Volksschule. Unser Lehrer war sehr streng. Wenn keiner mehr eine Antwort wusste, da fragte er seine Tochter als unsere Mitschülerin. Wir zitterten immer für sie, dass sie die Frage beantworten könne, ansonsten wurde sie von ihrem Vater sehr streng bestraft.

⁹ Soll vermutlich heißen: Als wir dieses zurückbekamen, konnten wir damit (wegen des geringen Werts) die Wände tapezieren.

Bei der Mühlbachmündung in die Thaya war es. Ein sehr schöner Badetag. Auch ich badete im Mühlbach. Plötzlich fiel ich in ein 2 m tiefes Loch. Das Wasser war so klar, die Sonnenstrahlen konnte ich unter Wasser ausmachen. Kurz entschlossen ruderte ich mit meinen Armen, wie ich es von den Hunden gesehen hatte und war gleich über Wasser. Am Nachmittag schwamm ich schon über die Thaya und zurück.

Zu Ostern waren mein jüngerer Bruder und ich mit geflochtenen Weidenruten unterwegs um Oster-eier. Im Lauf des Tages bekam mein Bruder 19 Stück Eier. Er schlug jedes Ei sofort auf und verspeiste es ohne Salz. Es war ein Glück, dass wir den ganzen Tag laufen mussten, so nahm er dabei keinen Schaden.

Mein Vater wurde zum Zollamt Bernhardsthal versetzt. Wir wohnten im Zollhaus, ca. 3 km vom Ort entfernt. Die 3. und 4. Klasse Volksschule besuchten wir in Bernhardsthal. Täglich liefen wir die Strecke bis zu viermal, weil wir auch Nachmittag Schule hatten. Wenn wir abends noch Turnen liefen, legten wir diese Strecke sechsmal zurück. Für uns Buben waren diese Turn- und Dienststunden beim Turnverein ein besonders Erlebnis. Auch Fußball war in unserem Programm enthalten. Unser Nachbar im Zollhaus, Schmidt, hatte zwei Buben, die etwas jünger waren wie wir beide. Mit Literflaschen, Gläsern usw. machten wir oft Gelage. Die Buben von Schmidt mussten oft trinken, dass sie einen großen Bauch bekamen. Einmal wollte mein Bruder diese schrecken, zog sich den Pelz von Vater verkehrt an und brummte wie ein Bär. Ich holte einen Nudelwalker aus der Lade, hieb ihm diesen über den Rücken und damit war der Spuk zu Ende.

Unser Zollhaus stand ganz am Waldrand. Diesen Wald mit all seinen Schlupfwinkeln sowie allen Tieren kannten wir besser als der zuständige Heger. Dieser Heger wohnte mitten im Wald. Wir mussten von ihm täglich abends die Milch holen. Aber auch nachts fanden wir uns im Wald gut zurecht. In der Gelsenzeit mussten wir mit einem Räuchertopf durch den Wald wandern, ansonsten war es nicht auszuhalten. Kamen Kameraden zum Zollhaus hinaus, veranstalteten wir mit langen Stangen Turniere, wie die früheren Ritter, spielten Räuber und Gendarmen. Jeder musste in einem Jungwald mit ca. 4 m Höhe auf einen Baum klettern und sich dann von Baumwipfel zu Baumwipfel fallen lassen. So ging das Spiel oft stundenlang. Unsere Gewandung wurde dadurch sehr in Anspruch genommen.

Zehn Schüler der 4. Klasse Bernhardsthal gingen nach Hohenau zur Bürgerschule. Wir waren die stärkste Vertretung. Täglich um 3.30 Uhr aufstehen. Der Weg zum Bahnhof oft quer über das Feld, dann am Bahndamm entlang. Der Zug fuhr schon um 5.45 Uhr ab. Ob Sommer oder Winter, jeden Tag aufs Neue. Rückkehr meist abends 19.00 Uhr. Immer allein nur mit einer kleinen Handlaterne. Das Essen wurde kalt mitgenommen. Finanziell war es anders nicht zu bestreiten. Hie und da gab es einige 10-Groschenstücke für eine warme Suppe. In diesen 3 Schuljahren hatten wir Kämpfe mit den Hohenauern und den Rabensburgern zu bestehen. Wir durften nur in Gruppen von mindestens 10 Schülern gehen, damit wir zahlenmäßig nicht unterlegen waren. Ich war ein guter Durchschnittsschüler. Nur die letzte Klasse war für mich und damit auch für meine Eltern eine Enttäuschung. Als Spätstarter habe ich in den späteren Jahren das Meiste aufgeholt und noch Vieles dazugelernt.

Im Jahre 1927 begann für mich der eigentliche Ernst des Lebens. Die Lehrzeit bei der Firma Schle-mann in Zistersdorf. Diese 3 Jahre waren die schwersten meines Lebens. Lebensmittel, Textilien hatte die Sen. Chefin. Lederwaren, Schuhzugehör, aber auch Kohle war dem Sohn, Schle-mann Hans, zugehörig. So war meine Arbeit als kaufm. Lehrling von 5.00 Uhr bis oft 21.00 Uhr eine gehörige Strapaze. Zu Allerheiligen weckte mich die Sen. Chefin um 11.30 Uhr auf. Ich musste zu dem 2 km entfernten Friedhof gehen, um die Blumen zuzudecken. Ich tastete mich ohne Licht bis zum Familiengrab durch, deckte die Blumen zu und marschierte wieder nach Hause. Mir war nicht bange bei diesem Unternehmen, weil ich die Nachtwanderungen vom Zollhaus aus gewöhnt war. Einzig allein am Sonntag von 13.00 bis 18.00 Uhr hatte ich Ausgang. Fußball spielen und spazieren mit meinen Lehrlingskollegen war das einzige Vergnügen. Das Violinspiel am Abend war mir ein gewisser Trost. Mit dem Sohn unserer damaligen Hauspartei verstand ich mich sehr gut.

Eine weitere Episode im alltäglichen Lehrlingsleben. Zwischen dem Hasenstall und der Mauer war ein Spalt frei. Hier kam der Nachbarkater immer zu uns herüber. Ich nagelte an diesem Spalt ein Brett vor, ließ unten einen Durchschlupf und hängte eine Spagatschlinge vor. Am nächsten Tag musste ich für die Dachdecker etwas holen. Zurückgekommen empfing mich die Sen. Chefin mit den Worten: „Du Katzenmörder!“. Der Chef lachte über das ganze Gesicht. Draußen fragte ich die Dachdecker, was eigentlich passiert sei? Sie erzählten mir, dass die Chefin den Kater von der Schlinge befreien wollte. In seiner Angst zerkratzte der Kater ihr die Hände. Zwei Jahre gingen so leidlich dahin.

Die Lieferfahrten nach Hohenau und Rabensburg mit den vielen Paketen Leder- und Schuhzugehör waren eigentlich Schwerstarbeit. Im Rucksack 3 - 5 Pakete, oft 8 – 12 Pakete als Reisegepäck nach Hohenau. In Hohenau erwartete mich mein jüngerer Bruder, der die Schule in Hohenau besuchte. Er half mir tragen, damit wir in Hohenau früher fertig waren. Dann ging es mit den Restpaketen zu Fuß nach Rabensburg. Mit dem nächsten Zug fuhren wir nach Bernhardsthal. Aufgepöppelt trat ich die Rückfahrt nach Zistersdorf an, wo ich um 20.00 Uhr eintraf. Es war immer schön, wenn auch nur für kurze Zeit zu Haus sein zu können.

Das letzte Lehrjahr war für mich nur mehr ein Lustspiel mit dramaturgischen Einlagen. Der Sen. Chefin konnte ich schon nimmer ins Gesicht schauen, ohne dass ich innerlich lachen musste. Mit den Jun. Chef und seiner Frau kam ich sehr gut aus.

In der Gewerbeschule bekam ich nur sehr gute Noten. Ich lernte sehr leicht und die Lehrer waren zum Teil noch unsicher. Somit ging auch das 3. Lehrjahr zu Ende. Die Sen. Chefin wollte mich um 3 Monate früher freisprechen, um sich den Lohn für den Verkäufer zu ersparen. Ich ging zur Kammer, protestierte und bekam recht. Sie musste mir die 3 Monate nachzahlen. Das schmerzte sie sehr, weil der sprichwörtliche Altersgeiz und das Ausnützen der Mitmenschen in das große Stadium getreten war. Jedenfalls erklärte sie mir, dass sie lieber das Geschäft zusperrt, bevor sie mich noch 3 Monate länger behält. Ich denke oft noch zurück, denn ich musste sehr oft einen 20 Tonnen Kohlewaggon alleine ausladen. Das war wirklich keine Kleinigkeit.

Sehr oft war ich schon um 5.00 Uhr im Garten beim E-Werk. Jäten, Bäume ausschneiden, Rosen veredeln, Ribiseln ernten und alle anderen Gartenarbeiten lernte ich von einem bekannten Oberlehrer, der ehrenamtlich in diesem Garten schalten und walten konnte. Nur die Marillen an der Spaliermauer durfte ich nicht essen. Aber ich kümmerte mich nicht darum.

Eine typische Episode im 3. Lehrjahr. Ich kehrte den Hof sauber. Die Häuflein lagen noch. Auf einmal kam die Chefin heraus und mit dem Fuß schubste sie den Kehricht auseinander. Wahrscheinlich hatte sie sich über eine Kunde geärgert und wollte sich abreagieren. Ich schmiss den Besen hin, setzte mich in das Hofklosett und kam lange nicht nach vor. Die Tür hatte ich verriegelt. So stocherte die Sen. Chefin mit einem Stock bei einem Astloch hinein. Ich zog den Stock in das Innere und damit war die Auseinandersetzung beendet. Diese Jahre, die mir sehr oft die negativen Seiten von Vorgesetzten gezeigt haben, waren für mich nichts mehr als ein Härtetest. Später hat mich nichts mehr erschüttern können.

Ein neues Kapitel, schön und anregend, waren die kommenden Seiten des Lebens. Nach meiner Lehre war ich fast ein Jahr bei der Firma Moser, Bernhardsthal, zur Vervollkommnung meiner kaufmännischen Kenntnisse eingestellt. Moschinger Michael war als Verkäufer zumeist nur den leichteren Arbeiten zugewandt. In diesem Betrieb war ich ausersehen, die schweren Arbeiten zu erledigen. Es machte mir nichts weiter aus, denn es war trotzdem eine schöne Zeit. Mit den Söhnen enger befreundet, war ich fast wie zu Hause. Sport, Fußball, Radfahren, Schwimmen war unsere Freizeitbeschäftigung. An den Abenden spielten wir meist mit Gitarre und 2 Violinen leichte Musik, die sehr gut ins Ohr ging. Auch die Begegnungen mit den Töchtern des Hauses waren, wenn auch auf Distanz, dennoch schön.

Mein Grundsatz war schon damals auch mein Leitspruch. Erst musst du etwas werden, dann kannst du dich um ein Mädchen bewerben! Auch bei einem gemeinsamen Ausflug nach Hohenau zu Oberförster Schultes habe ich mich an dieses Prinzip gehalten. Die kleinen Flirts am Rande des sportlichen Geschehens beeindruckten mich nicht. Vielleicht war ich noch zu unreif auf diesem Gebiet. Wenn ich ab und zu mit verschiedenen Mädels verkehrte, so war dies rein freundschaftlich, ohne

Auswirkung für alle Beteiligten. Ein Gefühl, das sich immer allen Bindungen entgegensetzte, war der unbändige Wille zur Freiheit. Schon allein des Sportes wegen. Hatte ich ein Treffen mit einem Mädchen vereinbart, so tat es mir schon etwas später leid, meine Zusage gegeben zu haben.

Bei unserem Fußballverein, den auch ich durch 5 Jahre führte, mussten wir alle den Sportplatz ebnen. Tore, Netze, Dressen, Schuhe, Stutzen, Bälle wurden mit eigenem Geld erworben. Bei Auswärtsspielen brachten wir höchstens 10 Räder zusammen. Den Rest der Mannschaft mussten wir auf der Stange mitnehmen. Bis zu 30 km weit fuhren wir hin, spielten und dann ging es wieder der Heimat zu. Mit 13 Jahren spielte ich zum ersten Mal in der Ersten in Hohenau und Dürnkrot.

Von der Firma Moser verabschiedend trat ich bei der Firma Pisk, Lederwaren und Zugehör, Wien, als Verkäufer ein. Es war dies für mich das Sprungbrett zum Eingewöhnen in Wien. Nach kurzer Zeit wechselte ich zur Firma Bachmeyer, Wien Neubaugasse, Lebensmittel und Farbwaren. Dort musste ich auf dem Farbsektor noch sehr viel lernen. Eine Wohnung erhielt ich auch von meinem Chef. Im gleichen Haus eine Zimmer - Küche Wohnung. Die erste Nacht dort war schrecklich, ein Heer von Wanzen stürzte sich auf mich. Sie mussten schon sehr ausgehungert gewesen sein. Sehnsüchtig wurde das nächste Opfer erwartet. Schon am ersten Wochenende fuhr ich nach Bernhardsthal. Mit einer Flitspritze setzte ich eine Wolke in die Räume. Dichtete alle Fenster und Türen ab und am Montag waren alle Wanzen verschwunden. Die Monate Juli und August waren in Wien derart heiß, dass ich in dieser Zeit nur von Milch und Semmeln lebte. Es hat mir sehr gut getan und ich fühlte mich sehr wohl. Hie und da kam es vor, dass Kunden gleich 100 kg Zucker oder Reis kauften. Einmal musste ich diesen 100 kg Sack bis in den vierten Stock in einem Zug hinauftragen. Die beiden Lehrlinge, die diesen Sack auf einem Wagerl hingebraucht haben, konnten mir dabei nicht helfen.

Man kann sagen was man will, es gibt in einer Stadt oft wirklich komische Leute. Einmal kam ein Malermeister und wollte Signalrot in Pulverform. Ich brachte ihm dieses. Weil das Kilogramm nur 4,80 S kostete, war ihm dies nicht recht und zu billig. Er wollte es wesentlich besser und teurer haben. Ich holte eine andere Lade, füllte das gleiche Pulver hinein und verlangte dafür 6,40 per kg. Diese war ihm recht und ich musste alle Angestellten aufmerksam machen, wenn dieser Kunde kommt, dann kostet das Signalrot immer 6,40 S.

Im Frühjahr 1933 wechselte ich zur Firma Pribitzer, Altlichtenwarth. Da war es nicht so weit von zu Hause weg. Auch dort war es eine schöne Zeit, wenn auch der Geschäftsbetrieb schon um 5.00 Uhr begann und um 8.00 Uhr abends endete. Immer wenn die Bauern mit der Milch in die Molkereigenossenschaft gingen, kauften diese zugleich ein. Kondition konnten wir bei diesen Arbeiten genügend tanken für unsere Belange. Getreidesäcke, Mehlsäcke, 80 kg schwer, wanderten auf unseren Schultern in die Lagerhallen. 100 kg Kunstdüngersäcke nahmen wir gleich wieder herunter. Essen konnten wir so viel wir wollten. Und für einen jungen Menschen war dies keine schlechte Einladung. Zur Vormittagsjause ein großes Brot, darauf gleich ein $\frac{1}{4}$ Paket Butter, nur ein bisschen abgestrichen, so wurde dies gegessen. Wein, Bier, obwohl wir einen eigenen Weingarten und eine Bierniederlage hatten, lehnte ich strikt ab.

Deswegen gab es genügend Gespött, doch als Sportler ließ ich mir dieses nicht aufzwingen. Sonntag war um 11.00 Uhr Geschäftsschluss. Essen und dann saß ich schon auf dem Rad in Richtung Bernhardsthal. Sport war die große Devise. Zu Silvester war ich bis 5.00 Uhr bei einer Tanzunterhaltung. Auf das Rad gesetzt und um 6.00 Uhr war ich wieder in Lichtenwarth. Bis 11.00 Uhr im Geschäft und am Neujahrstag wieder bis 5.00 Uhr beim Tanz. So musste ich im Geschäft sehr achtgeben, besonders am Vormittag, dass ich nicht eingeschlafen bin. Nachmittags hätte ich schon wieder ausgehen können.

1934 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt. Ich entschloss mich gleich meine 9 Monate Dienstzeit zu absolvieren. Bei der Stellungskommission von einem Stabsarzt untersucht. Als er meinen durchtrainierten Körper sah, sagte er zu den anderen Mitgliedern: „Solche Stellungspflichtige müssten wir mehr haben“.

Im April 1934 rückte ich zur 4. Batterie (Gebirgsbatterie) des A.R. 3¹⁰ nach Stockerau ein. Es war für mich der Beginn einer schönen, aufstrebenden Zeit. Die Grundausbildung erledigte ich spielend. Fast jeden Tag stand ich zeitig auf und lernte, oft auch abends nach Dienstschluss. Nach 4 Wochen kamen die Ausbilder zu mir fragen, wenn sie wissen wollten, welche Regimenter da oder dort liegen usw. Ich wusste alles auswendig. Nach dieser Grundausbildung wurde ich in die Kanzlei des Wirtschaftsunteroffiziers versetzt. Mir sagte dieser Dienst nicht zu. Ich musste oft 2 - 3 Tage hungern, weil ich bei dieser sitzenden Beschäftigung immer an Gewicht zunahm.

Nach kaum 3 Monaten Dienstzeit mussten wir in Stockerau ausrücken, um den viereckigen Hauptplatz abzusperren. Von der einen Seite zogen die Sozialisten, von der zweiten die Heimwehr, von der dritten Seite waren die Großdeutschen in Richtung Hauptplatz in Marsch. Die Absperrung verhinderte ein Zusammentreffen der Gegner und damit eine radikale politische Auseinandersetzung. Ein Beiwagenfahrer wollte mit seiner Maschine unbedingt auf den Hauptplatz einfahren. Der Posten hielt diesem das aufgepflanzte Bajonett entgegen und sagte: „Fahren Sie, wenn Sie glauben!“ - Dann sah der Mann das doch ein, es war besser, wenn er das unterließ.

Nach meiner Grundausbildung wurde ich in die Kanzlei beordert, als Hilfe für den Wirtschaftswachtmeister Altrichter. Mit meiner Arbeit war ich bald soweit, dass ich bei meinem Batteriechef einen Stein im Brett hatte.

Noch im Laufe des Jahres kamen wir nach Krems, Wachau, und waren 4 Wochen auf Übung mit der 1. Batterie im Lager Mautern. Es war eine anstrengende Zeit. Jeden Tag um 5.00 Uhr Tagwache. Um 6.00 Uhr ging es los mit einem Marsch in die Berge der Umgebung. Da übten wir oft bis 3.00 oder 4.00 Uhr nachmittags. Die Küche kam immer nach und so um 17.00 Uhr waren wir zu Hause in der Baracke. Anschließend spielte alles, vom Kanonier bis zum Hauptmann, auf der Wiese vor der Baracke Fußball. Wurde es dunkel, marschierten wir in Gruppen zum Heurigen. Und selten kamen wir vor 24.00 Uhr nach Hause. Dann wurde schnell geschlafen und um 5.00 Uhr war wieder Tagesbeginn. Waren wir beim Heurigen, so sangen wir und es dauerte nicht lange, war Wein und vieles Andere auf unserem Tisch. So hielten wir uns mit dem bescheidenen Taschengeld von 50 Groschen über Wasser.

Nach 9 Monaten in Stockerau wollte ich abrüsten. Meine Vorgesetzten redeten mir zu, ich solle mich noch für ein Jahr verpflichten. Ich entschied mich, noch ein Jahr zu bleiben. Wann und wo konnte ich besser und sorgloser leben als beim Bundesheer. Doch die Zeit nutzte ich. Jeden Tag stand ich um 4.00 Uhr auf und lernte bis 7.00 Uhr. Absolvierte den Wirtschaftskanzleiunteroffizierskurs, den Kraftfahrkurs und den KFZ-Unteroffizierskurs beim KFZ Jägerbataillon mit Hauptmann Kahlhammer. Außerdem legte ich die Stenotypistenprüfung und die Beamtenregistraturprüfung ab. Den Kraftfahrkurs machte ich als einziger Kaufmann mit 44 Schlossern und Mechanikern und ging mit Rang vier aus diesem ab. Der erste Kurs dauerte 4 Monate, davon 6 Wochen Stadtfahren. Ich lernte nur 4 - 6 Wochen, dann beherrschte ich den ganzen Stoff. Die Straßenverkehrsordnung kannte ich wortwörtlich auswendig. Bei jeder Frage konnte ich Seite und Absatz mitsagen. Vor Beginn des Kurses mussten wir zur psychologischen Prüfung. Dauer 7.00 bis 16.00 Uhr. Wer bestand, kam zum Kraftfahrkurs. Während des Unterrichts stenografierte ich und unser Kursleiter hatte nichts dagegen, weil ich bei diversen Prüfungen alles wusste. So war es auch bei der Abschlussprüfung. Vor mir war ein Kamerad zur Prüfung. Der konnte nicht viel. Nach diesem kam ich dran und musste über die Schmierung sprechen. Welche Arten es gibt, welche Fehler auftreten können und wie man diese behebt. Ich sprach eine ganze Stunde und der Kursleiter war zufrieden. Zwei Monate später war die Geländeprüfung. Als mich Hauptmann Kahlhammer aufrief, sah er mich an und sagte: „Sie können sich setzen, von Ihnen weiß ich, dass Sie es können“. So musste ich als einziger Kursteilnehmer bei der zweiten

¹⁰ Artillerie Regiment.

Prüfung nicht antreten. Nach dem Kurs wurde ich der III. Kompanie als Kraftfahrer zugeteilt. In der Kaserne unter den Linden lernte ich fleißig für meine nächsten Kurse.

Von Stockerau marschierten wir nach Kaisersteinbruch zum Scharfschießen. Es war ein ausnehmend heißer Sommertag. Die Sonne meinte es besonders gut, sogar der Asphalt wurde weich. Unsere Schuhe klebten fast auf der Straße. Es war gut, dass wir schon 14 Tage unsere Füße und auch die Fußfetzen mit Hirschtalg eingeschmiert hatten, sonst wäre es zu einer Hitzekatastrophe gekommen. Bis Wien ging ja alles glatt und zügig. Doch in Wien wollte die Engerthstraße kein Ende nehmen, noch dazu war ein Kopfsteinpflaster. Endlich waren wir in der Kaserne im 2. Bezirk. Am nächsten Tag ging es schon besser und endlich landeten wir auf dem Truppenübungsplatz. Wir mussten Scharfschießen. Ich war im Sonnenschein neben der Kanone eingeschlafen. Meine Kameraden schossen ohne meine Mitwirkung. Im Schlaf hörte ich nur so dumpfe Schläge. Es waren dies die Abschüsse. Eines Abends waren wir im Kino. Zwei alte Diener nahmen sich eine Kiste Bier mit ins Kino. Der Film gefiel ihnen nicht, so warfen sie mit Bierflaschen nach der Leinwand.

Zwei Landwirtssöhne, deren Väter gestorben waren, mussten abrüsten, weil sie die Wirtschaft übernehmen mussten. Ich sehe sie heute noch vor mir, wie sie die Stiegen hinab stiegen. Ein Großer und ein Kleiner. Der Abschied war für sie schwer, denn die Kameradschaft war bei uns ausgezeichnet, sie weinten, als sie sich von uns verabschiedeten.

Zu den Manövern im Waldviertel fuhr ich mit einem 3 Tonnen Lastwagen mit einem 10 cm Geschütz. Es klappte sehr gut. Nur eine Kurve hatte ich falsch berechnet. Sie war steiler, als ich angenommen hatte. Als ich in der Kurve war, konnte ich nicht mehr bremsen, sonst hätte mein angehängtes Geschütz den Wagen in den Graben gezogen. Also musste ich Vollgas geben, um den Wagen durchzuziehen. Ich hatte Glück und kam durch die Kurve. Wenn auch die Mannschaft auf die andere Seite flog und das Geschütz nur mehr auf einem Rad lief.

Wir wurden wieder nach Krems versetzt. Doch vorher waren wir mit der Wagenkolonne unterwegs zum Dachstein und retour. In einem Tag erreichten wir Obertraun und mich schmerzte die rechte Hand vom Schalten. Die Straßen waren ja eine Berg- und Talbahn.

Ein schönes Erlebnis aus der Stockerauer Zeit muss ich noch nachholen. Nach einer Stammersdorferwache unternahm ich mit einigen Kameraden eine Fahrt nach Niederkreuzstätten zu einem Kameraden, der abgerüstet hatte, weil sein Vater verstorben war. Er musste die Landwirtschaft weiterführen. Abends 19.30 Uhr Ankunft in Niederkreuzstätten. Unser unfreiwilliger Gastgeber lag schon im Bett. Also musste er aufstehen und die ganze Gesellschaft ging ins Gasthaus. Und anschließend in seinen Keller, zum Schluss neuerlich ins Gasthaus. Ich weiß nur, dass der Weg bergab ging, die Straßenlampen strahlten ein mildes Licht aus, die Häuser wackelten ein wenig und wahrscheinlich auch wir. Bei ihm zu Hause angelangt, erhielt jeder eine Decke und traumlos war der Schlaf im Heu. Fröhlich, beim Schuheputzen, bekamen wir immer noch das Übergewicht. Dieser Besuch war ein schöner Wochenabschluss.

Krems: In Krems war es sehr schön. Wir waren 27 Mann in einem großen Zimmer. Es herrschte eine sehr gute Kameradschaft. Wir gingen zumeist in Gruppen, meist aber das ganze Zimmer geschlossen aus. Einmal waren wir nach Dürnstein unterwegs. Wir 26 Mann in Zivil und ein A-Mann¹¹ in Uniform. Es kamen 4 junge Burschen auf Fahrrädern daher und dieser A-Mann hatte mit ihnen plötzlich eine Kontroverse. Die Radfahrer sprangen ab und fielen über den A-Mann her. Doch im Nu griffen wir in diese Auseinandersetzung ein. Wir hielten die 4 Burschen fest und verklopften ihnen den Hintern sehr gründlich. Alles geschah mitten auf einer Straße. Auf beiden Seiten standen die Autos und hupten, weil die Durchfahrt nicht möglich war.

In Krems war ich der Schreibstube zugeteilt. Dort hatte ich eine so starke Stellung, dass mir selbst der dienstführende Ofw.¹² Simanek nichts sagen konnte.

¹¹ A-Mann ... Armee-Mann (uniformierter Soldat).

¹² Oberfeldwebel.

1935 marschierten wir von Stockerau nach Obertraun und damit auf den Dachstein zum Scharfschießen. Es war ein herrliches Leben, täglich um 4.00 Uhr auf, Abmarsch um 5.00 Uhr. Bis Mittag hatten wir die 40 - 45 km bis zum nächsten Quartier heruntergespult. Nach dem Mittagessen wurde alles fertiggemacht für den nächsten Marschtag. Nachmittags spielten wir Fußball, stiegen in die umliegenden Berge oder sahen uns die Sehenswürdigkeiten an. Nach dem Abendessen spielten wir Karten oder kegelten oft bis Mitternacht. Dann nahm jeder seine Decke in die Hand und es wurde noch schneller geschlafen. Der Restschlaf wurde im Weitermarschieren nachgeholt. Schön waren die Gegend, durch die wir marschierten. In 4 Wochen waren wir in Obertraun, dann ging es durch ein schweres Gewitter bergauf auf den Dachstein, Krippensteinhöhe. Dort waren in den Baracken unsere Quartiere. Von der Krippensteinhöhe schossen wir auf den Gletscher. Dieser war an Übungstagen militärisches Sperrgebiet. Hauptmann Kastner von der Geräteverwaltung wurde auch zum Schießen beordert. Wir rechneten die Kode aus und schon nach dem ersten Schuss rauchte es aus dem Gletscherloch, dem eigentlichen Ziel, heraus. Es gab ein großes Hallo, weil er mit einem Schuss seinen Auftrag erfüllt hatte. Er bezahlte Bier für alle durstigen Kehlen. Am Wochenende waren wir immer in den Bergen unterwegs.

Aufstieg zum Dachsteingipfel über Simonihütte und Gletscher. Wir mussten Stufen schlagen. Auf dem Rückmarsch fiel dichter Nebel ein. Uns machte es nichts aus, wir gingen nach Karte und Kompass. Am Fuße des Gletschers trafen wir 4 Touristen, die schon eine Stunde im Kreis gingen. Wir nahmen diese bis zum Krippenstein mit. Bei der Simonihütte wehte ein so starker Sturm, dass wir auf dem schmalen Rückweg auf allen Vieren nur kriechen konnten, um nicht vom schmalen Grat in die Tiefe zu rutschen.

Nach dem Ende der Übungen blieben wir 8 Tage unten in Obertraun, um uns zu erholen. Obwohl die Sonne strahlte, waren die Traun und auch der See sehr kalt. Wir schlossen Wetten ab, wer es länger in der Traun aushalten würde. Aber länger als 1 - 2 Minuten hielt es keiner aus. Der Rückmarsch wurde über eine andere Route angetreten, so kamen wir auch durch das Gesäuse. Es war windstill, die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel. Es war heiß wie in einem Backofen. Einen Durst konnten wir löschen, da alle 500 Meter eine Quelle oder ein Bacherl über die Straße sprang. Da konnten wir ein wenig duschen und uns laben. Vor unserem nächsten Quartier, Annaberg, erwischte mich ein Schüttelfrost. Mir wurde schwarz vor Augen. Ich musste mich hinsetzen. Nach einiger Zeit marschierte ich doch die restlichen 6 km bis zum Ziel. In der Nacht schwitzte ich mit Chinin, wechselte 3 Mal die Wäsche. Am nächsten Tag marschierte ich, als ob überhaupt nichts gewesen wäre. In Stockerau eingetroffen, erhielt jeder Mann von dem übrig gebliebenen Verpflegungsgeld 3 Stangen Hartwurst als Endverpflegung.

Im Spätsommer waren wir 4 Wochen auf Übung in Mautern bei Krems. Jeden Tag waren wir oft bis 16.00 Uhr im Gelände. Die Küche kam nach. Es war immer schön, in freier Natur essen zu können. Heimgekehrt wurde zu Abend gegessen. Dann spielten alle, vom Hauptmann bis zum Kanonier, vor der Baracke Fußball. Mit Dunkelwerden gingen wir in kleinen Gruppen zum Heurigen. Meist um Mitternacht Rückmarsch in die Quartiere. Gerade vor dem Quartier unseres Hauptmanns fiel ein schwankender Heimkehrer um. Seine 2 Begleiter hoben ihn immer zugleich beim Kopf und seinen Beinen auf. Wenn sie ihn 1 Meter hoch hatten, fielen sie auf ihn drauf und so ging das eine Zeit lang weiter. Erst als sie draufkamen, ihn von einer Seite aufzustellen, konnten sie den Heimmarsch fortsetzen. Beim Morgenappell war es keiner gewesen, der den Lärm gemacht hatte.

Unser Hauptmann Kasten, erst vor kurzem von der Geräteverwaltung zu uns gestoßen, kurze und dicke Figur, saß auf seinem Reitpferd wie eine Kugel. So musste auch Napoleon auf seinem Pferd ausgesehen haben. In der linken Hand die Zügel und in der Rechten die Vorschrift. So zogen wir beim formellen Exerzieren im Kreis vorbei. Beim Hinmarsch zum Defilierungspunkt mussten wir die Zähne zusammenbeißen, um nicht zu lachen. Waren wir jedoch nach der Defilierung weiter entfernt, lachten wir aus vollem Halse, wenn auch fast lautlos. Ansonsten waren wir mit dem Hauptmann sehr zufrieden. Auf mich hielt er so große Stücke, dass mir nicht einmal der diensthabende Feuerwerker etwas sagen durfte.

1935/36 wurden wir nach Krems verlegt. In der Infanterie-13 und Pionierkaserne erhielten wir einen Gebäudeflügel zugewiesen. Wir lagen 27 Mann in einem großen Zimmer. Neben mir lag ein Grobschmied aus Tulln. Er hatte 3 Schwestern und erzählte uns sehr viel von zu Hause. Er erhielt Wochenendurlaub und fuhr nach Hause. Wir setzten uns zusammen, verfassten einen Liebesbrief an eine seiner Schwestern. Die Post ging ab, eingeschrieben. Der Brief wurde Sonntag zugestellt. Weil seine Schwester nicht zu Hause war, musste er sie aus der Trafik, ihrem Arbeitsort, holen. Sie las zu Hause den Brief vor und unser Urlauber wurde entsprechend gerügt. Nach Krems zurückgekehrt, redete er 3 Wochen überhaupt nichts mit uns. Aber eines Morgens las er den ganzen Zimmerangehörigen diesen Brief vor. Alle bogen sich vor Lachen.

Jeden Tag waren wir in der Umgebung von Krems auf einem Berg. 30 km Marsch war unser tägliches Vormittagpensum. Aufregend waren die Fußballspiele zwischen Artillerie, Infanterie und Pioniere. Es gab immer genügend Zuschauer und harte Kämpfe.

Ich war in der Kanzlei tätig, damit einen Posten, der außer Fachkönnen auch Selbstbehauptung verlangte. Ich übte sehr viel Stenographie und auf der Schreibmaschine für die kommende Stenotypistenprüfung. Unser 2. Offizier, Abteilungsleiter Hübler, hatte den Unteroffizierskurs über. Eines Tages kam er zu mir, stellte mir das Ansinnen, die Beurteilung für die Kursteilnehmer zu schreiben. Da ich diese fast nicht kannte, ersuchte ich ihn um gewisse Angaben. Darauf habe ich seinen Auftrag ausgeführt und für alle Kursteilnehmer eine gute Beurteilung ausgestellt.

Wenn wir bei unseren Ausflügen bei einem Heurigen einkehrten, bestellten wir nur $\frac{1}{4}$ Wein, dann fingen wir zu singen an und der Rest des Abends war für uns zechfrei.

Krems 1936: Der Winter war dahin. Die Natur kleidete sich in ein neues Grün. Die Frühjahrsparade der Garnison war angesagt. Ein Pionieroberst führte die ausgerückte Truppe an. Als Artillerie marschierten wir gleich als Anfangsabteilung. Vor dem Gerichtsgebäude und der Kaserne standen die Honoratioren. Wir kamen durch das Steiner Tor. Der Kapellmeister hob den Taktstock, die Musik setzte ein. Das Pferd des Pionieroberst erschrak, stellte sich auf und der Oberst fiel vom Pferde. Ein Soldat fing das Pferd ab. Der Oberst verlor die Kappe, der Säbel war im rechten Winkel abgebogen. Der Oberst humpelte in die Kaserne. Wir marschierten ohne Führung weiter. Es war eine gewaltige Blamage.

Einmal hatte ich Torwache. Ein Pionieroberleutnant ließ sich sein Pferd aus dem nahen Stall führen. Der Leutnant stieg in den Sattel. Das Pferd drehte sich um und marschierte in den Stall zurück. Hätte sich der Reiter nicht tief im Sattel gebückt, wäre er abgestreift worden. Anschließend ließ er sich das Pferd bis auf die Straße führen und saß auf. Ohne einen Augenblick zu zögern, ging der Ritt durchs Kasernentor wieder dem Stall zu. Das Pferd merkte, dass dieser Pionieroffizier nicht reiten konnte.

Am Wochenende ging ich in ein Kaffeehaus tanzen. Ich tanzte mit allen Damen des Tisches meinen Pflichttanz. Als letzte der Damen war eine sehr gewichtige dran. Die Musik spielte einen Tango. Den konnte die Dame nicht tanzen, so musste ich nicht nur ihre Füße, sondern auch das Schwergewicht durch den Saal schieben. Zu allem Unglück wurde der Tango wiederholt. Aber dann ging ich sofort nach Hause und legte mich nieder, da ich so müde war. Mir fehlte wahrscheinlich die Kondition.

Es kam der Sommer. Wir rückten zum zweiten Marsch nach Obertauern und dem Dachstein aus. Die Marschroute war etwas anders. Annaberg war eines der Übernachtungsziele, aber zum zweiten Mal. Für 3 Kameraden war dies eine Überraschung. Da standen 3 Mädchen mit ihrem Nachwuchs und empfingen die Väter. In Admont waren wir vom Samstagabend bis Montag früh im Quartier. Sonntag stiegen ein Kamerad und ich in die Reichensteingruppe auf. Ein herrlicher Sonntag. Wir hatten jeder nur eine Feldflasche Kaffee und 2 Weckerln mit. Als wir abends wieder im Tal waren, ging es im Laufschrift zur Küche, denn es wurde uns schon schwarz vor Augen vor Hunger.

Beim Rückmarsch, ein heißer Nachmittag, mussten wir einen sehr steinigen Feldweg hinauffahren. Dort stand ein Bauernhaus. Die neue Ernte sah schon bei den Fenstern herein. Der Bauer war sehr

¹³ Sich zu Fuß bewegend und mit Handfeuerwaffen ausgerüstete Soldaten.

freigiebig. Er und seine Hausgenossen schleppten große Krüge mit Most herbei. Dieser Most war sehr gut und wir tranken, um den Durst einigermaßen löschen zu können. Die ganze Einheit war nach einer halben Stunde angeheitert.

Nach der Rückkehr wurde ich von Krems zum Ministerium für Landesverteidigung in Wien versetzt und machte im Herbst 1936 die Prüfung als Beamtenregistrator. Dort war für mich ein herrliches, sorgloses Leben. Es war eigentlich ein Leistungsbetrieb. Wer schneller und richtig schreiben konnte, war früher fertig. Wir halfen unseren langsameren Kameraden sehr oft und so waren wir meist schon um 15.00 Uhr dienstfrei. Benutzten die Freizeit um noch viel dazuzulernen. Wir waren natürlich auch sehr viel in unserem Stammcafé.

Schön waren die Urlaubsfahrten, die ich mit meinem Bruder Erwin unternahm. Wir hatten zwar nur gewöhnliche Räder, doch unsere sportliche Kondition war so, dass wir bei keinem Berg abstiegen und mit Schwung und Kraft alle Steigungen meisterten. Mein Bruder ging zumeist einkaufen. Ein Kranz Dürre, ein Laib Brot. Damit setzten wir uns zu einer Quelle und es war für uns immer ein Festessen. In Hinterstoder, dem Gesäuseeingang, blieben wir in einem netten Gasthaus über Nacht. Dort waren auch einige Wiener Familien mit Töchtern auf Urlaub. Wir tanzten bis 23.00 Uhr und stiegen morgens um 5.00 Uhr auf. Meine Finger zitterten, wahrscheinlich von den 2 Krügerln Most. Sofort die Badehose angezogen und ich legte mich in den Trog mit Quellwasser, gleich war das Zittern weg. Dennoch schien das Rad 2 - 3 Stunden wie angeklebt zu sein. Bis die Kohlensäure von dem Most ausgeschwitzt war. Ich schwor mir damals, nie mehr Most zu trinken.

Weiter ging's bis Schladming. Auch dort lebten wir in einem Gasthaus. Es waren Verwandte einer Köchin von der Firma, in der auch mein Bruder beschäftigt war. Für uns ein Glücksfall, denn das Zimmer war sehr billig. Daneben aber war ein kleines Zimmer mit einigen Ballons Schnaps und Likören. So tankten wir hier öfter einige Stamperl. Auf dem Rad hatte ich am Gepäckträger eine feste Persilschachtel montiert. Die Stutzen und Socken (weiß) wurden jeden Tag gewaschen, auch die weißen Hemden. Da blieben wir 8 Tage. Im Bunde war noch eine Bankangestellte aus Wien. Wir lernten noch 2 Schwestern kennen, eine Lehrerin, eine Beamtin aus Pressburg. Schon jeden Tag um 5.00 Uhr war Abmarsch, Rückkehr 15.00 - 16.00 Uhr, dann ging's noch ins Bad. Abschluss in einem Eissalon oder Kino. Es war eine heitere Zeit ohne jede Bindung, wie es heute kaum mehr möglich ist. Die Mädchen trugen ihre Rucksäcke genau so lange wie wir, sie wollten keine Tragesel. Nach 8 Tagen war unser Urlaubsgeld so zusammengeschmolzen, dass wir nach einem kurzen Abschied fast die Flucht ergriffen und auf Heimatkurs gingen. Vor Amstetten ersuchten wir einen Bauern um Nachtlager. Es wurde bewilligt. Zum Frühstück erhielten wir eine Stoßsuppe, die so fett war, dass wir sie nicht essen konnten.

In Salzburg, in einem Wochenendhaus, war Gelegenheit zum Übernachten, sind aber bis zu einem Meierhof weitergefahren und dann St. Pölten und heim.

In Amstetten hatten wir noch je 1,50. Davon kauften wir 3 Eis, dann ging es geschmiert bis Korneuburg und Stockerau. Der Gegenwind am vorletzten Tag war das einzige Unangenehme bei diesem schönen Urlaub.

In der Zeit im Ministerium ging ich mit 2 Mädchen zweimal wöchentlich aus. Ich bezahlte für uns drei und anschließend wurde der Betrag durch 3 geteilt. Die Mädchen bezahlten ihre Anteile selber, ansonsten wäre es nicht möglich gewesen, 2 Mal wöchentlich auszugehen. Dieses Verrechnen war der Ordnung wegen notwendig.

Im Frühjahr 1938 Einmarsch von Hitler in Österreich. Wir wurden XVIII. A.K.¹⁴ Es gab viel Arbeit, Ende nie!

Doch 3 Monate später wurde ich wieder eingezogen. Ich erhielt die Aufgabe, als 1. Schreiber die Motor-Artillerieabteilung aufzustellen. In 3 Monaten stand diese Art. Abt. 103¹⁵ und der Kommandeur Hauptmann Winkler aus Ostpreußen übernahm die Abteilung. Er konnte mich, und ich ihn nicht verstehen. Wenn er etwas aus seinem Zimmer herausrief, nahm ich einige Trümmer von meinem Schreibtisch und ging hinein. Irgendetwas würde er schon brauchen, dachte ich mir. Aber viel, auch mein Schreibstil, war ihm zu wienerisch. Nach 4 Wochen war der Schreibstil gebilligt und die gegenseitige Verständigung schon sehr weit gediehen. Es kamen dazu in kurzer Folge Lt. Löscherer als Adjutant und Lt. von Neumann als Führer des Stabes. Gleichzeitig wurde die Verlegung nach Meiningen, Thüringen, verfügt. Meiningen ist eigentlich eine sehr schöne Garnisonstadt. Schöne Lokale und vor allem das schöne Hoftheater. Hier gab es nicht nur die Möglichkeit, der Kunst zu huldigen. Man konnte auch das Publikum gut studieren. Junge Damen hatten ein Make-up, das schon einer Kriegsbemalung gleichkam.

Mein Dienst als Ia Schreiber war für mich sehr interessant und mit vielen Vollmachten gespickt. Der Tagesablauf gliederte sich so, dass ich die Post in Empfang nahm, diese auf alle Abteilungen aufteilte. Die ausgefertigte Post musste bis 11.00 Uhr wieder bei mir einlaufen. Ausbildungsbefehle wurden von mir automatisch für unsere Batterie umgeschrieben. Der Abteilungsbefehl wurde bis auf die Offiziers-Kasino-Angelegenheiten ebenfalls nach den einlangenden Unterlagen von mir erstellt. Der Adjutant hatte den Auftrag, den ganzen Schriftwechsel zu zeichnen und damit zur Kenntnis zu nehmen. Zur Unterschrift beim Kommandeur musste ich persönlich erscheinen, weil ich lückenlos über alle Vorgänge Bescheid wusste. Meist waren alle Dienstangelegenheiten ca. 14.00 bis 15.00 Uhr erledigt. Wir hatten dann noch genügend Zeit für Weiterbildung und private Erledigungen.

In dieser Stellung habe ich auch die Erfahrung gemacht, dass ein Offizier von seinem Gehalt allein nicht leben kann. Ein Offizier hat es nicht einfach. Tritt er seinen Dienst in einer neuen Garnison an, kosten ihn Besuche und Gegenbesuche sehr viel Geld. Noch mehr kosteten oft die Gelage im Offizierskasino. Wie oft musste ich für meinen Kommandeur private Briefe in Geldangelegenheiten schreiben. Ein Offizier muss eigentlich reich heiraten, damit Geld nicht nur für die Kautions, sondern auch für den aufwendigen Lebensstil vorhanden ist.

Eine Auseinandersetzung mit dem Führer des Stabes, Lt. Neumann, möchte ich noch erwähnen. Er wollte, dass ich zum Exerzieren ausrücken solle. Ich erklärte ihm, dass ich entweder Ia Schreiber sei oder Außendienst mache. Wenn ich einen Befehl zum Ausrücken erhielt, setzte ich das Gegenteil im Abteilungsbefehl. Der Kommandeur unterschrieb. Damit war alles auf normal geschaltet. Eines Tages kam der Leutnant wütend zur Abteilung und erklärte: „Richter, Sie, wenn ich könnte, würde ich Sie einsperren lassen“. Worauf ich ihm prompt erklärte, dass er dies ja doch nicht könne.

So vergingen die Tage und es war im Sommer, da flatterte ein Schreiben auf den Abt. Tisch, Versetzung zur Luftwaffe ist möglich. Der Schreiber der Abt. Ila und ich meldeten uns sofort. Die Zeit hatte Flügel. Mein Ila Schreiber wurde zur Luftwaffe versetzt. Ich aber wurde als unabkömmlich behalten und musste in den Polenfeldzug.

Im September 1939 wurden wir nach Ostpreußen an die polnische Grenze verlegt. Mit einigen Unteroffizieren war ich als Quartiermeister voraus. Nach Eintreffen der Einheit wurden die Soldaten den Quartierinhabern übergeben. Einige waren aufgebracht, weil sie keine Soldaten erhalten hatten, sodass wir umgruppieren mussten. Der Feldzug in Polen war für uns als mot. Artillerie¹⁶ mehr ein Fahren. Nur hie und da gab es Widerstand. In 8 Tagen waren wir am Flugplatz in Warschau. Der Vormarsch ging so schnell, dass oft die polnischen Soldaten noch frühstückten. Wir nahmen ihnen nur

¹⁴ 18. Artilleriekommando.

¹⁵ Artillerie Abteilung.

¹⁶ motorisierte Artillerie.

im Vorbeifahren die Gewehre ab. Gefangene machen konnten wir keine. Wir hatten nur ein Ziel, immer weiterfahren. Am Rande des Warschauer Flugplatzes fanden wir in einem Haus ein Klavier. Einer von uns spielte und wir sangen fast den ganzen Abend. Am nächsten Morgen drangen einige Panzerfahrzeuge in das Stadttinnere ein, kamen jedoch nach einiger Zeit wieder zurück. Sie wurden von fanatischen Frauen von hoch oben mit heißem Wasser begossen. Auch die Laufrollen haben durch die noch vorhandenen Pak-Geschütze¹⁷ Schaden erlitten. Nach einer Woche war der Widerstand der polnischen Armee gebrochen und an der Weichsel zeichneten sich bei den Polen die Strapazen der Eingeschlossenen ab.

Oft musste ich als Ia Schreiber die schriftlichen Arbeiten in vorderster Linie während der Gefechte erledigen.

Der Polenfeldzug war zu Ende. Wir wurden zurück nach Meiningen verlegt. Dort angekommen, ersuchte ich um Enthebung als Ia Schreiber. In einem zweiseitigen Gesuch führte ich an, was im Polenfeldzug alles falsch gemacht wurde. Der Kommandeur und der Adjutant lasen das Gesuch und nun wollte mich der Kommandeur zum Feldwebel befördern. Meine Dienstzeit war leider nur 3 Monate zu kurz. Das Gesuch wurde zum Regiment nicht weitergegeben. Es erfolgte meine Versetzung zur I. Batterie und ihrem Chef Hauptmann Mahler, den ich schon in Stockerau als Leutnant kannte. In 3 Monaten hatte ich den Truppendienst im kleinen Finger. Hptm. Mahler fragte ich, was soll ich bei euch wirklich machen. Es sind hier eine Menge U-Wachtmeister und dadurch keine Möglichkeit einer Beförderung. Ich ersuchte um Versetzung. Hpt. Mahler lehnte ab, so machte ich die Vermessungsausbildung. Mit Winkelfunktionen und Logarithmen wurde ich sehr vertraut.

Frankreich:

Vor dem Frankreichfeldzug wurden wir in den Raum von Köln verlegt. In Lüdenscheid waren wir in der Kaserne stationiert. Es war Winter. Ein schönes Städtchen. Mein ehemaliger Bettnachbar aus Krems, Goldschmitt, ging abends fast jeden Tag zu seinem Mädchen. Er musste über eine knarrende Treppe in den 1. Stock. Er zog die Stiefel aus und stellte diese beim Treppenaufgang ab. Es war sehr kalt und als wir die Stiefel sahen, füllten wir diese mit Wasser an. In Socken und die gefrorenen Stiefel unter dem Arm musste er in die Kaserne zurückkehren. Das war für den Posten ein köstliches Bild. Ich selbst war so erkältet, dass ich den Befehl erhielt, mich einige Tage ins Revier zu legen. Erhielt jeden Tag eine Handvoll Pillen zum Lutschen. Nach 4-5 Tagen war ich durch die Bettwärme gesund. Die Pillen gab ich alle zurück.

Einige Monate vor dem Frankreichfeldzug wurde die Abteilung in den Raum Düren verlegt. Es war für mich als Quartiermeister nicht leicht, die eigene Batterie in einem kleinen Ort unterzubringen, da schon eine Infanterie- und eine Pioniereinheit dort lagen. Mit Charme und viel Reden gelang es doch. Ich war bei einem alten Ehepaar in Quartier. Ein befreundeter Unteroffizier bei ihrer verheirateten Tochter. Alles einfache Leute und wir fühlten uns in diesem Ort sehr wohl.

Unser Leutnant machte uns Beschwerden. Beim Exerzieren sollten wir ihm das Lied „Lili Marleen“ singen. Aus Bosheit, weil wir ihn nicht gut leiden konnten, sangen wir es trotz oftmaliger Aufforderung nicht. So mussten wir strafexerzieren, in einem aufgeweichten Feld robben. Doch uns machte dies überhaupt nichts aus.

Ich bekam 10 Tage Urlaub nach Bernhardsthal. Es war schön, weil man wieder in vertrauter Umgebung war. Freunde und viele Menschen traf und somit etwas aus dem militärischen Schritt kam. Bei meiner Rückkehr vom Urlaub kaufte ich in Wien 10 Liter Likör. Im Quartier angekommen, wurde eine Wiedersehensfeier arrangiert. Es gab zu essen, Rheinwein zu trinken, Kuchen und Gebäck. Zuletzt kam noch mein Likör an die Reihe. Wir saßen um einen runden Tisch mit einer Unterplatte. Dort stellte ich mir ein Krügelglas hinein und kippte den Schnaps aus dem Stamperl in dieses. Alle waren schon so weit, dass sie fast auf allen Vieren krochen und ich war noch immer nüchtern.

¹⁷ ein Panzerabwehrkanonen-Geschütz.

Von einer Verwandten der Großeltern kam der Mann als Soldat auf Urlaub. Wir feierten in der Gastwirtschaft das Wiedersehen. Die Frau, wenn auch schon Großmutter, tanzte mit einer langen Spitzenunterhose auf dem Tisch und wurde nach Seemannsart mit Bier getauft. In kurzer Zeit war sie patschnass und musste sich umziehen gehen.

Kurz darauf ging es ab in den Frankreichfeldzug. Es war eigentlich mehr ein Fahren als Marschieren. Der Widerstand war nur zeitweise und wurde nach kurzer Zeit gebrochen. Wein gab es in großen Mengen. In einem Pfarrhof fanden wir eine Menge Flaschen guten französischen Wein, der uns ausnehmend mundete. Sofort nach Beendigung der Hauptkämpfe wurde ich als RAD-Ausbildner¹⁸ nach Weimar¹⁹ abkommandiert. Nach der Ausbildung von 2 Lehrgängen wurde eine Bekanntmachung verlesen für eine Meldung zu einem Sonderkommando. Sofort meldete ich mich und wurde zur christlichen Seefahrt einberufen. Auf einem Fischdampfer (Deister) wurden 20 Mann und ich als militärische Besatzung eingeschifft. Ehe wir auf das Schiff kamen, mussten wir mit einer 7,5 Kanone, 3,7 Flakabwehrgeschütz²⁰ und Maschinengewehren auf dem Schlingerstand Schießübungen machen. In Knogge (Belgien) waren wir stationiert, ich hatte das militärische Kommando. Von Vlissingen aus schleppten wir 13 Rheinkähne nach Cherbourg-Dünkirchen. Es war ein Nachttransport, 2 Schiffe liefen auf Minen und mussten mit Schlagseite in den Ausgangshafen zurückgeschleppt werden. Mit den Kähnen sollten wir die erste Welle nach England bilden. Dieses Unternehmen wurde nach 5 Monaten abgesagt und wir machten Küstenwache und Seenotdienst. Die englischen Flieger fürchteten wir nicht, denn so nieder fliegen durften sie nicht, wegen unserer Fliegerabwehr. Die Bomben fielen meist 100 Meter weiter ins Meer. Wurde eine Seemine treibend gesichtet, war die reinste Seeschlacht in Gange. Alle Schiffe nahmen die Minen unter Beschuss, bis sie sanken. Die Herbststürme brachten uns einige Male Windstärke 12. In den Hafen von Dünkirchen konnten wir wegen der Abdrift nicht einlaufen. So mussten wir auf der Reede mit 2 Ankern ankern und mit halber Maschinenkraft gegen den Wellengang und den Sturm ankämpfen. Wenn ein Brecher kam, donnerte er mit ungeheurer Macht gegen die Kommandobrücke, die Reeling war bis oben voll Wasser, ehe 10 - 30 cm abgelaufen waren, kamen schon wieder neue Brecher mit Riesenwogen an. Ich fühlte mich dennoch sehr wohl und hatte nie das Gefühl, dass etwas passieren könnte. Nach 2 Tagen war der Sturm vorbei und normales Bordleben zog wieder ein.

Schön war der Ablauf des Tages und geruhsam, wenn er nicht durch Monitore oder Flieger gestört wurde. 8.00 Uhr aufstehen, waschen, rasieren. Anschließend Frühstück, Kotelette mit Weißbrot und Rotwein. Mittag- und Abendessen zur normalen Zeit, wie wenn kein Krieg wäre. Der Koch war ein Könner seines Fachs und man konnte sich nur wundern, was dieser am Donnerstag, Seemannssonntag, alles auf den Tisch brachte. In den Häfen war der Unterschied zwischen Flut und Ebbe oft bis zu 8 Meter. Wenn wir bei Flut von Bord gingen und bei Ebbe zurückkehrten, war dies ein halsbrecherisches Unternehmen, in meist angeheiterten Zustand die Leitern hinunter zu klettern. Jede Nacht wurden bis zu 10 Matrosen aus dem öligen Hafenbecken gefischt. Mit unserem Kapitän hatte ich vereinbart, dass ich nach Kriegsende mit seinem Schiff „Deister“ auf Fischfang ins weiße Meer mitfahren dürfte. Mit Kriegsende wurde dieser Traum zunichte. Unseren 1. Steuermann fand ich in der Koje, auf der Bank kniend und hielt er sich mit den Händen an der Schlafkojenkante fest und döste so dahin. Trotz dem Kunststück über die Leitern in die Tiefe zu turnen, hatte er nicht mehr die Kraft, sich in seine Schlafkoje zu ziehen. Der 2. Steuermann war ein prima Mensch, doch dem Alkohol verfallen. In irgendeinem Hafen angelangt, verschwand er sofort in einer Kneipe. War das Geld ausgegeben, kehrte er vorzeitig zum Schiff zurück. Ansonsten mussten wir ihn in den Kneipen suchen. Ein einziges Mal konnten wir ihm einen Betrag abnehmen, für ein Geschenk, das seine Frau später bekam. Unser 300-Tonnen-Schiff schaukelte bei jeder Bewegung, bei hohem Seegang nach allen Richtungen.

¹⁸ RAD ... Reichsarbeitsdienst. Ab Juni 1935 musste dort jeder junge Mann eine sechsmonatige, dem Wehrdienst vorgelagerte Arbeitspflicht im Rahmen eines Arbeitsdienstes ableisten. Auf dem Tagesprogramm standen exerzieren, marschieren, Geländeübungen usw., dazu sportlichen Unterricht, der schon stark an den militärischen Geländesport erinnerte, und schließlich auch eine allgemeinbildende und politische Schulung.

¹⁹ Es gab 33 Arbeitsgaue. Der Sitz des Arbeitsgaues XXIII „Thüringen“ befand sich in Weimar.

²⁰ Flak ... Fliegerabwehrkanone.

Trotzdem war nur ein einziger Soldat seekrank. Als wir von Dünkirchen bei spiegelglatter See ausliefen, war er vor Angst seekrank und für eine Schiffsbesatzung nicht zu brauchen. Zu Gefechten mit feindlichen Schiffseinheiten kam es nicht, trotzdem wurde ich innerhalb von 4 Wochen zum Wachmeister und Oberwachmeister befördert. An einem heißen Tag legten wir im Hafen von Dünkirchen an. Ich war innerlich so ausgebrannt, dass ich sofort in die nächste Kneipe stürzte und als Nichtbiertrinker in kürzester Zeit 5 Krügel Bier hinabstürzte, dann war mir wohler. Mein Durst nahm wieder normale Formen an. Anfang Februar 1941 war die christliche Seefahrt zu Ende. Wir wurden in einem feudalen Hotel am Strand von La Pan²¹ bei Ostende einquartiert. Mir wurde die Spießaufgabe zugeteilt und es gab harten Infanteriedienst und Exerzieren als Ausbildung. Die Ordnung im Hotel war so, dass es nicht nur in den Mannschaftsunterkünften, sondern auch in den Uffz.²²-Zimmern so sauber war, dass man auf dem Fußboden essen hätte können. Die Verpflegung war nicht erstklassig. Alle 4 Wochen gab es ein Batteriefest mit weiß gedeckten Tischen, guter Speisenfolge und Rotwein. Zu diesen Festen wurde stets der Besitzer des Hotels eingeladen. Er freute sich auch immer, weil er sah, wie wir in den Hotelunterkünften Ordnung hielten.

Im Frühjahr wurde diese Einheit aufgelöst und die Mannschaft verschiedenen Ersatztruppenteilen zugeteilt. Auch ich wurde zu meiner Ersatzeinheit nach Ansbach, einem sehr schönen Städtchen, in Marsch gesetzt. Bei der Einheit angekommen, erhielt ich den Befehl, als Spieß eine Einheit zu übernehmen, die sämtliche Feldabstellungen durchführte.

Eine Tätigkeit im Hinterland, die mir überhaupt nicht zusagte. Als ich dem Kommandanten erklärte, dass ich dieses Amt nicht annehme, gab er mir nochmals seinen Befehl, dass ich diese Stelle annehmen müsste. Ich bekam einen Putzer zugeteilt, stellte meinen Koffer in das zugewiesene Zimmer und ging in die Stadt, um mir einige Sachen zu besorgen. Auch eine Ziehharmonika kaufte ich mir und wollte das Instrument lernen. Der Putzer hatte meine Sachen so prima geordnet, dass ich es selbst nicht hätte besser machen können. Am nächsten Tag ging ich zum Unterarzt der Kaserne. Diesen ersuchte ich um ein Zeugnis, dass ich aus Gesundheitsgründen keinen Innendienst machen könne. Er freute sich, dass es noch Leute gab, die freiwillig ins Feld wollten. Dieses Zeugnis gab ich zum Abteilungskommando und innerhalb von 2 Tagen war ich versetzt. Mir wurden Flak oder Sturmgeschütz zur Auswahl überlassen. Bei der Flak wäre ich wieder im Hinterland gewesen. So landete ich bei den Sturmgeschützen.

Schon am nächsten Tag ging es ab nach Jüterbog, dem Sturmgeschützzentrum. Im Lehrgang waren wir von allen Truppenteilen zusammengewürfelt. Der Lehrgang dauerte 4 Monate, dann wurde die Sturmgeschützbrigade 226 aufgestellt. Als Geschützfürher eingeteilt, wurde die Brigade nach Polen an die russische Grenze verlegt.

Kurz darauf begann der Russlandfeldzug. Mit 6 Sturmgeschützen, 2 Vierlingsflak, je 1 Zug Pioniere und Infanterie waren wir lange Monate eine Vorausabteilung, nachdem der Widerstand an der Grenze gebrochen war. Es war eigentlich ein schönes, wenn auch gefährliches Leben. Durch den Janover Wald vor Lemberg kämpften wir uns durch, schossen die wartenden russischen Panzer meist von der Flanke ab. Sie wurden uns von den begleitenden Pionieren signalisiert. Vor Lemberg griffen uns Einheiten eines Ausbildungslagers nur mit Sprengladungen an. Im Verein mit der Vierlingsflak war dieser Spuk kurz erledigt und in einem Zug ging es nach Lemberg. Von unserer Vorausabteilung wurde Lemberg genommen. Die Besatzung hatte größtenteils die Stadt geräumt. Dort fand man hauptsächlich Verpflegungslager der Russen. Sofort wurden Zigaretten, Schinken und andere brauchbare Lebensmittel und Getränke auf die Panzer verladen und im Laufe der nächsten Tage auf die marschierende Truppe der Infanterie aufgeteilt. Die armen Infanteristen mussten oft bis zu 80 km im Tag zurücklegen. Weiter ging der Vormarsch als Vorausabteilung bis Kilowograd im Südabschnitt. Wir brachen meist sehr kurze Widerstände, brachten noch Züge, die noch schnell ins Innere des Landes wollten, zum Stehen.

²¹ Vermutlich „De Panne“, südlich von Oostende.

²² Unteroffizier.

Eine besondere Episode passierte uns in einem kleinen russischen Dorf. Ich war immer mit meinem Sturmgeschütz als Erster voran, eine Panzergranate war immer geladen. Aus einer Kurve kommend, kam uns ein russischer Lastwagen entgegen. Er wusste nicht, dass wir schon so weit vorgedrungen waren. Der Richt-Uffz. zog ab und die Panzergranate ging neben dem Fahrer durch das Führerhaus und riss den gesamten Aufbau samt Ladung ab. Der Fahrer hatte aber noch die Geistesgegenwart, lenkte seinen Wagen zur Seite, sprang ab und verschwand in der nächsten kleinen Gasse. Wir lachten herzlich über dieses Ereignis. Als selbständige Sturmgeschützbrigade unterstanden wir direkt dem Heeresgruppenkommando und so wurden wir vor Kilowograd zum Abschnitt Mitte umdirigiert. Erstes Ziel war die Liquidierung des Kessels um Kiew. Diesen Einheiten wurden wir zugeteilt. Es war kein besonders Problem, denn die Eingeschlossenen hatten keine Möglichkeit auszubrechen. Nach 8 Tagen war dieser Kessel aufgelöst.

Brisant war eine weitere Aufgabe. Vorerst mussten wir einige Divisionen über die Desna drücken. An einem sonnigen Tag gleich 3 Divisionen. Um 4.00 Uhr früh der erste Übergang. Bereits um 9.00 Uhr wurde die zweite Division und um 16.00 Uhr die dritte Division zurückgedrängt. Der letzte war ein schulmäßiger Angriff. Fast wie auf dem Exerzierplatz. Nur dass scharf geschossen wurde. Als erste Welle zerschossen wir den Pak-Gürtel und schauten der Infanterie zu, wie diese in großen Sprüngen die Ufer der Desna erreichten. Die gegnerische Artillerie störte diesen Angriff mit ihrem Feuer. Sofort wurde der höchste Punkt, eine Windmühle unter Beschuss genommen. Die Kuppel samt dem Dach flog herab und damit verstummte auch das Artilleriefeuer. Unter Feuerschutz setzten die Pioniere über die Desna und errichteten einen Brückenkopf. Noch am Abend setzte die 3. Division den Übergang fort.

Wir waren auf dem Marsch nach Briansk, einem Städtchen an der Desna. Mit einem Geschütz musste ich in die Werkstätte zur Reparatur und konnte erst am nächsten Tag der Brigade folgen. Vor einer hohen Brücke wurden wir von einem Major gestoppt, mit dem Bemerkung, dass niemand über die Brücke dürfe. Über Funk hatte ich den Befehl, nach vorn zu kommen, weil der Angriff auf Briansk bevorstand. Als mich der Offizier trotzdem nicht fahren lassen wollte, klappte ich den Ausstieg zu und gab dem Fahrer den Marschbefehl. Der Major musste zur Seite treten und es ging über die Brücke zu meiner Einheit. Während der Nacht mussten wir vorher in einer kleinen Ortschaft übernachten. Es hatte nur einige Häuser und die waren von der Infanterie belegt. Im Vorraum des Bataillonskommandos wäre noch Platz gewesen. Doch wurde uns diese Unterkunftsmöglichkeit verweigert. So mussten wir bei dieser Kälte den Motor laufen lassen und unter dem Panzer Schutz suchen. Ich zog mit meinem Sturmgeschütz keinen steckengebliebenen Lastwagen dieser Einheit mehr heraus.

Um 10.00 Uhr begann der Angriff auf Briansk. Mit 6 Sturmgeschützen und Infanteriebegleitung nahmen wir dieses Städtchen. Der Widerstand war nicht sehr groß. Der gegenseitige Rand dieser Ortschaft wurde schon erreicht, da wurde über eine hohe Holzplanke eine Sprengladung geworfen, die auf dem hinteren Teil des Panzers landete. Durch den Explosionsdruck wurde mein Kopf gegen das Scherenfernrohr gedrückt. Das kostete mich 3 meiner schönsten Zähne. Der Fahrer zog sofort rechts an, walzte den Bretterzaun nieder und fuhr gleich durch das Haus durch, in das sich der Minenwerfer geflüchtet hatte. Die Besatzung hatte dann genug zu tun, um das Sturmgeschütz wieder sauber zu fegen.

Nun wurden wir zur Heeresgruppe Nord verlegt. Im Raum von Leningrad, wo eine massierte feindliche Artillerie den Wald mit Granaten ganz abholzte. Es gab täglich Stellungskampf. Wir fungierten als Feuerwehr. Wo dem Feind ein Einbruch gelungen war, mussten wir im Gegenangriff das verlorene Gelände wieder nehmen und somit die alte HKL²³ herstellen. Fast täglich fuhren wir zu den russischen Stellungen, schon im Frühnebel. Schossen die dort bereitgestellten Panzer ab. Meist 3 - 5 Stück und kehrten zu unseren Linien zurück, sodass wir nicht durch Artillerie oder Pak unter Feuer

²³ Hauptkampflinie.

genommen werden konnten. Mit diesen Aktionen war den gegenüberstehenden russischen Einheiten zumeist der Angriffsschwung genommen und wir hatten nur noch Sicherungsdienst. In diesem unwirtlichen Gelände bauten wir Bunker, um vom Störfeuer der Artillerie ungestört zu bleiben. Es war darin sehr gut zu schlafen, nur die Ratten ärgerten uns mit ihrem Besuch. Diese liefen auf der untergenagelten Dachpappe entlang und störten damit unseren Schlaf. Wir schnitten ein kleines Loch in die Dachpappe, so trippelten die Ratten bis zum Loch und schauten neugierig herunter. Aufblitzen der Taschenlampe und ein Schuss aus der Pistole beendete das Leben eines Nagetiers nach dem anderen.

Später verlegten wir unser Quartier weiter nach rückwärts. In einem noch gut erhaltenen Wald bauten wir uns Blockhäuser und richteten diese für den Winter häuslich ein.

Wenn abends alle zurückgekehrt waren, feierten wir dies mit einem Fest. Es wurde geblödel, bis alle zur Ruhe gingen. Eines Abends erledigte ich einen kurzen Dienstgang. Beim Zurückgehen zum Unterstand fiel eine Granate 40 - 50 Meter entfernt ein. Beim Sprung in den Graben bekam ich von einem Splitter einen Schlag auf den Koppelriemen, ohne dabei selbst verletzt zu werden.

Zwischendurch wurden wir der 1., der 11. und der 23. Division zugeteilt. Bei diesen Divisionen griff der Russe mehrere Male täglich an. Die vorderen russischen Soldaten, teilweise auch die 2. Reihe hatten Waffen. Wenn sie im Kampf fielen, konnten sich die weiteren folgenden Reihen deren Waffen aneignen. Mit unserer Unterstützung und den Do-Werfern²⁴ wurden alle Angriffe abgewehrt. Nachts mussten die Pioniere die gefrorenen Menschen bergen, sogar wegsprengen, damit unsere Infanterie wieder Schussfeld hatte.

Das Trommelfeuer der Leningrader Artillerie steigerte sich ständig und war oft so stark, dass es selbst den Sewastopol-Kämpfern zu stark war. Doch die rheinländischen und ostpreußischen Pioniere ließ das Trommelfeuer vollkommen kalt. Sie saßen in der Panzhütte²⁵, die vom Luftdruck hin- und hergeschaukelt wurde, so dass das Kerzenlicht nur so flackerte. Sie saßen bei einer Art Tisch und drotschen Skat, als säßen sie daheim in der Kneipe. Aber nicht nur diese waren so unerschütterlich, auch der Fahrer meines Nahkampfgeschützes war meist so. Er hatte ein ganzes Arsenal von Romanen neben seinem Sitz liegen. Während des Gefechtes, während die Besatzung schoss, las er seelenruhig seinen Roman. Das Lesen unterbrach er nur, wenn er bei einer größeren Richtungsänderung zu tun hatte. Es war ja das tägliche Brot des Soldaten, der Kampf um das Überleben. Nur wer schneller war, blieb in diesen täglichen Auseinandersetzungen Sieger.

Wasser war in dieser Gegend sehr knapp. So musste Trinkwasser und Wasser zum Kochen herbeigeschafft werden. Wäsche wurde nur mit dem Wasser aus Granattrichtern gewaschen. Wir hatten im Nordabschnitt bei unserer Einheit ca. 10 Kühe und fast 20 Schafe. Wenn Verpflegungsmangel herrschte, wurde aus den Beständen geschlachtet. Es wurde auch Dauerwurst von unseren Köchen gemacht. Mit diesen besonderen Vorräten konnten Versorgungslücken leicht überbrückt werden.

Für eine Zeit waren wir auch dem Raum Orel zugeteilt, um eine eingeschlossene russische Einheit zu zerschlagen. Und nicht weit von Orel waren wir in einem kleinen Dorf übernachtet. Wir waren in einem der inneren Räume des Holzhauses untergebracht. Um 23.00 Uhr explodierte die mit Dieselöl und Salz gefüllte Petroleumlampe und im Nu stand in dem Raum alles in Flammen. Es gab keinen anderen Fluchtweg, wir mussten die Fenster einschlagen und unverzüglich ins Freie klettern. Alle Habseligkeiten und sonstige Schätze verbrannten. Wir konnten im Lauf der Zeit alle Uniformstücke, Schuhe und Wäsche ersetzen. Doch die russische Fibel, ein Lexikon Deutsch-Englisch verbrannten und damit verschwand das bisschen Kulturwille. Auch meine Heiratsdokumente verbrannten. Es war auch vor Orel, die HKL musste etwas zurückgenommen werden. Ich erhielt den Auftrag, noch einen Gegenstoß mit 5 Geschützen zu unternehmen. Wir fuhren los und als wir nach kurzer Fahrt im Niemandsland über eine Höhe kamen, hatte sich ein russisches Bataillon zum Angriff bereitgestellt. Die Überraschung war perfekt. In kaum 10 Minuten war von dieser Bereitstellung nicht mehr viel übrig.

²⁴ Do-Werfer, ein Raketenwerfer benannt nach Walter Dornberger.

²⁵ eine einfache, von polnischen oder russischen Bauern bewohnte Behausung oder Hütte.

Nach der Orelaktion waren wir bei einer Einheit im Einsatz. Eine russische Gruppe war in einem Talkessel eingeschlossen und wollte immer an derselben Stelle ausbrechen. Wir sicherten mit 5 Geschützen. Es waren noch 2 Feldhaubitzen und 1 Kompanie Infanterie. Die Schneeschmelze setzte ein und im Tal sammelte sich das Wasser, sodass der Ausbruchsdruck immer stärker wurde. Doch der eingeschlossenen Einheit gelang der Durchbruch nicht und die Menschen ertranken mit Ross und Wagen in dem immer höher steigenden Wasser. Sie ergaben sich nicht und wählten oder wurden zu diesem Schicksal gezwungen.

Dann ging es wieder zum Nordabschnitt, um in vorderster Linie Einbrüche des Gegners zu begradien und die HKL wiederherzustellen. Dort, im Abschnitt P3, P6 war unser Gebiet.

Bei einer lettischen Division war dem Gegner ein Einbruch geglückt. Der Gegner war über die gefrorenen Sümpfe hinter die Linie gekommen und die Division musste ihre HKL in diesem Abschnitt 2 km zurücknehmen. Zum Gegenangriff wurde ich mit 6 Geschützen der Division zugeteilt. Um 6.00 Uhr morgens begann der Angriff. Es war für den Feind ein Trauerspiel. über den Sumpf hatten sie noch keine schweren Waffen nachziehen können. Als wir merkten, dass keine Pak und keine Artillerie uns beschoss, war dieser Angriff eine kleine Angelegenheit. Wir stellten uns über die Schützenlaufgräben und schossen entlang. Mir haben diese fast Wehrlosen leidgetan, doch die HKL musste wieder hergestellt werden und darum musste der eingedrungene Feind aus den Stellungen unserer Infanterie vertrieben werden. Schon in der gleichen Woche wurden wir an einem Abschnitt, wo die Gegner durch unsere Linien eingebrochen waren, eingesetzt. Er hatte einen Ort inmitten des Waldes genommen. Der Gegenangriff sollte mit einer württembergischen Kompanie mit unserer Unterstützung erfolgen. Gegen Mittag war es soweit. Wir fuhren entlang des Waldweges, die Infanterie meist im Wald. Am Waldrand empfing die Infanterie das Abwehrfeuer. Plötzlich machte die Infanterie kehrt und als auch wir zum Ausgangspunkt zurückkehrten, fragte ich, warum der Angriff abgebrochen wurde. Da bekam ich vom Hauptmann der Einheit die Auskunft, dass der Gegner geschossen hätte. Ich hatte noch keinen Angriff erlebt, wo der Gegner nicht geschossen hatte. Als es mit dem Angriff bis 16.00 Uhr nichts wurde, meldete ich mich ab und fuhr zur Brigade zurück. Es zeigte sich, dass der Mann im Felde nur dann etwas leistet, wenn er eine harte Ausbildung hinter sich hat und die Offiziere und Unteroffiziere mit gutem Beispiel vorangehen.

Noch im Südabschnitt war es, wir waren einer Infanteriedivision für den Angriff zugeteilt. Ich war mit 6 Geschützen einem Kav. Bataillon²⁶ zu Fuß zugewiesen. Der Angriff begann, wir fuhren mit der vordersten Linie der Infanterie. Die nun folgende Szene werde ich in meinem Leben nie vergessen. Bei diesem Angriff lief ein Stabsgefreiter seinem Oberst voraus. Der Oberst war fuchsteufelswild und herrschte den Gefreiten an: „Sie wagen es, ihrem Oberst beim Angriff voranzulaufen, scheren Sie sich sofort zurück“. Das waren noch Kerntruppen mit Soldatengeist alter Schule.

Es war schon Winter. Die HKL Stellungen waren ziemlich fix. Nur der Kleinkrieg tobte weiter und meist bei den landesfremden Divisionen gelangen Einbrüche. Und dieser Division war ich zum Gegenstoß zugeteilt. Der Pak-Gürtel war von uns ohne Verluste geknackt und im zügigen Gegenangriff schon fast die alte Stellung erreicht. Unser Geschütz blieb stehen, damit ich mit der Schere beobachten konnte, ob noch ein weiteres Eingreifen notwendig wäre. Wir fuhren inmitten unserer Infanterie. Diese hatte, wie auch der Gegner, weiße Tarnhemden an. Plötzlich hörte ich, wie ein Mann auf das Geschütz stieg. Ich sah eine russische Maschinenpistole und griff sofort um eine Handgranate. In diesem Augenblick schoss der Gegner in den Turm hinein. Ich hatte einen Durchschuss im Ellenbogen. Meine Hose und Unterhose waren durchlöchert, doch kein Schuss traf den Schenkel. Der Fahrer wurde durch Schüsse in den Rücken getroffen. Ich zog die Handgranate ab, warf diese hinaus und damit war der Spuk zu Ende.

²⁶ Zu Pferd mit Handfeuerwaffen kämpfende Waffengattung der Landstreitkräfte..

Mit selben Tag wurde ich zurück in das Feldlazarett gebracht. Nach 4 Tagen konnte ich schon wieder melden, dass der Ellenbogendurchschuss fast verheilt war. Auf eigenen Wunsch erhielt ich die Erlaubnis zur Rückkehr zu meiner Einheit. Ich muss sagen, dass ich mich vorne immer wohler fühlte als im Hinterland. Vorne wusste man immer oder zumeist, wo der Feind ist. Der Arzt verordnete mir einen Genesungsurlaub. Also wurde ich nach Rückkehr zur Einheit auf Genesungsurlaub geschickt. Befehl ist Befehl und so fuhr ich los. Noch während des Urlaubs war ich bei einer Untersuchung und wurde nach Baden, Peterhof, zu einer Rheumakur eingewiesen. Es kamen die Osterfeiertage und ich erhielt 3 Tage Wochenendurlaub. Ich war also in kurzer Zeit schon 2 Mal zu Hause. Nach der Rheumakur wollte mich die kompetente Dienststelle auf Erholung nach Italien schicken. Ich hatte schon einen weißen, leichten Anzug, doch durch die Landung der Amerikaner in Italien war es damit zu Ende.

Ich erhielt 8 Unteroffiziere und musste nach Frankreich, Miniza und Umgebung, um die Panzerabteilung auf Sturmgeschütze umzuschulen. Es waren schöne Tage in den Wäldern von Frankreich. Beim theoretischen Unterricht war auch ein Leutnant dabei, der alles immer besser wusste. Ich erklärte ihm kurz und bündig, dass ich die Felderfahrung unserer Sturmgeschützbrigade wiedergäbe und dass ich keine Unterbrechung wünsche, da ja jede Einheit eine andere Erfahrung gemacht hätte und diese unserer nicht gleichen müsste. Dem Leutnant erklärte ich, nach dem Unterricht könne er seine Meinung zum Besten geben. Bei dem Panzerkompanieführer hatte ich einen Stein im Brett. So erlebte ich eines Tages einen Ausflug ins Soldatenheim in Mimizan. Dort angekommen, ging ich in die unteren Räume, die für die Uffz. und die Mannschaften waren. Die Offiziere hatten sich das Obergeschoß reserviert. Ich saß mit einem zweiten Uffz. an einem Tisch. Es war eigentlich kein großer Betrieb. Wir bestellten zu trinken. Die Ober- bzw. Zahlschwester kam vorbei und ich fragte, ob es etwas zu essen gäbe, erhielt jedoch keine Antwort. Als diese nach einer halben Stunde wieder vorbeikam, fragte ich erneut, ob es etwas zu essen gäbe. Wieder keine Antwort. Beim nächsten Vorbeikommen wieder dasselbe Verhalten. Ich bezahlte bei einer anderen Schwester und ließ der Oberschwester übermitteln, dass ich von ihrem Verhalten in der Essensfrage sehr enttäuscht sei und mir eine Schwester etwas anders vorstellte. Wir waren noch keine 15 Minuten beim Tisch zusammen, als die besagte Oberschwester zu unserem Tisch zuschoss und erklärte, ich hätte ihr diese Kritik auch sagen können. Mein Tischnachbar, auch ein Uffz. sagte noch, wie sie angeschossen kam, typisch weiblich. Ich erklärte ihr, dass ich dreimal um die Möglichkeit etwas zu essen zu bekommen gefragt und dreimal keine Antwort bekommen hätte. Darüber konnte ich nur mit der anderen Schwester sprechen. Die beleidigte Schwester verschwand und in den nächsten 15 Minuten erschien der Adjutant des Panzerregiments. Dem Herrn Leutnant erklärte ich den Vorfall und mitten im Gespräch erschien der Chef meiner Einheit, der mich eingeladen hatte. Er sagte zu dem Adjutanten, lass den Richter in Ruhe, der ist in Ordnung. Der Adjutant entgegnete, er hätte Richter nicht zusammen geklopft. Meine knappe Antwort war darauf, wo ich im Recht bin, lasse ich mich grundsätzlich nicht zusammenhauen. Der Adjutant verschwand und in 10 Minuten war der Kommandeur der Panzereinheit da. Er fing an zu schreien. Darauf erklärte ich, bevor Herr Hauptmann als Kommandeur etwas bewerte, dass ich die Angelegenheit vortragen würde und wenn dies heute nicht mehr möglich sein sollte, dann morgen beim Rapport. Als er sah, dass er bei mir nichts ausrichten konnte, warf er den Uffz. von meinem Tisch aus dem Saal, weil der gesagt hatte „Typisch weiblich“. Nächsten Tag rief ich dreimal beim Panzerregiment an, doch damit wurde es nichts. Das waren auch die die einzigen beiden Misstöne unseres Schulungsaufenthalts.

Nach zwei Monaten ging es zurück zum Ersatztruppenteil nach Schweinfurth. Dort angekommen, wurden mir 40 Fahnenjunker übergeben. Mit diesen musste ich nach Jüterborg zur Waffenschule. Von Jüterborg zog die Waffenschule nach Groß Born. Da sie uns nicht brauchen konnten, gaben sie uns 10 Tage Urlaub. Somit war ich schon wieder zu Hause. Ich schämte mich fast, denn die Leute sagten, der Richter ist schon wieder da. In Groß Born begann der Unterricht. Es war viel zu lernen und es zeigte sich, dass es gut für mich war, dass ich schon kurz nach dem Einrücken in Stockerau und Krems ständig lernte. Dort in der Offz. Schule konnte ich sehr viel davon verwerten. Zweimal habe ich im Artillerie-Unterricht den Leutnant vertreten, tat dies aber nicht mehr, damit er mir nicht aufsässig wurde. Artilleristik und Vermessungswesen waren ja meine Stärken. Der erste Lehrgang war nach 3 Monaten zu Ende. Wir und die Fahnenjunker erhielten einige Tage Urlaub. Damit war ich wieder einmal zu Hause. Mitte des 2. Lehrgangs wurde es Weihnacht. Als einzige Schule erhielten wir irrtümlich 3 Wochen Urlaub. Auch dieser dreimonatige Lehrgang war zu Ende, wir wurden Leutnants und somit löste sich alles in die verschiedensten Richtungen auf. Die Bierzeitung beim Lehrgangsabschluss hielt mir noch vor, weil ich eine gebirgsartilleristische Aufgabe gestellt hatte, wofür die Lehrgangsteilnehmer 3 Stunden rechnen mussten.

Ab ging es zur Sturmgeschützschule Purg bei Magdeburg. Die noch nicht im Feld waren, mussten 4 Wochen üben. Wir Kriegserfahrenen mussten während dieser Zeit Sport betreiben. Ich fuhr Ski. Anschließend waren sich die Sturmgeschützschule und das Heerespersonalamt nicht einig und ich wurde einer neuen Sturmgeschützbrigade 202 nach Kischiniwo zugeteilt. Bevor ich wieder ins Feld ging, gab es wieder einige Tage Urlaub. Und wieder war ich zu Hause. In Pyernisl angekommen, wurden alle Urlauber sofort dortbehalten. Auch ich wies meinen Versetzungsbefehl vor und mir wurde gesagt, dass meine Einheit herausgezogen ist und in Ziegenhals, Schlesien, zur Auffrischung ist. Ich kehrte um und fuhr nach Ziegenhals. Dort waren nur der Adjutant und zwei Schreiber, alles andere war auf Urlaub. Einige Tage verbrachte ich ohne Arbeit. Weil nichts zu tun war, ersuchte ich um Wochenendurlaub, erhielt 3 Tage und war schon wieder zu Hause. Wieder in Ziegenhals war für mich immer noch nichts zu tun. So ersuchte ich um 14 Tage Arbeitsurlaub, damit ich meinem Schwiegervater in dessen Geschäft aushelfen konnte. Ich erhielt diesen Urlaub und war schon wieder zu Hause. Wieder in Ziegenhals war noch immer nichts zu tun, so erhielt ich neuerlich 14 Tage Urlaub und war schon wieder zu Hause. Nach Schlesien zurückgekehrt, stand Ostern vor der Tür. Meine Frau kam nach Ziegenhals zu Besuch. Am Karfreitag erhielt ich meine endgültige Versetzung zu meinem alten Truppenteil nach Russland. Wieder 2 Tage Urlaub und die Fahrt ging zum Ersatztruppenteil nach Schweinfurth. Die Ersatzabteilung war vor 10 Tagen nach Schiraz (Polen) umgezogen. Also Fahrt nach Polen über Wien. Noch 2 Tage Urlaub im Vorbeifahren in Bernhardsthal. Dann endgültig ins Feld, ansonsten hätten die neidigen Einwohner noch mit den Fingern auf mich gezeigt: „Der ist schon wieder da!“. In Schiraz (Polen) bei der Ersatzeinheit angekommen, waren einige schon aufgeregt. Sofort waren diese beruhigt, weil ich meine Papiere ins Feld brachte.

Meine alte Sturmgeschützeinheit 226 war herausgezogen (zur Auffrischung) und war beim 18. A.K. als Wache eingeteilt. 11.00 Uhr bei der Brigade, 11.30 Uhr der 1. Batterie zugeteilt. Sofort als Offz. vom Dienst Wachevergatterung. 12.00 Uhr Wache angetreten, Wache besichtigt und ich erklärte der Wache, dass zwar Krieg sei, doch wenn man zur Ruhe aus der Front herausgezogen wird, dann können Uniform und Waffen schon einen sauberen Eindruck machen. Abtreten. Nach einer Stunde geputzt wieder hier! Nach einer Stunde gab es noch genug Mängel. Noch eine Stunde putzen, dann Antreten zur Vergatterung. Um 14.00 Uhr war alles in Ordnung, die Wache wurde vergattert. So ging dieser Dienst noch 3 Wochen weiter. Und endlich erhielten wir die neuen Geschütze und damit waren wir wieder einsatzbereit.

Der Druck der Russen wurde im Nordabschnitt immer stärker. Wir mussten als Erstes einen 12 km tiefen und 4 km breiten Schlauch des Gegners abschneiden und aufrollen. Mit 32 Sturmgeschützen, Infanterie und Pionieren griffen wir an und trotz heftiger Gegenwehr mit Pak, Panzern und Minen schnitten wir den Schlauch ab und rollten diesen zur Gänze auf. Während des Angriffs hob ein Russe die Hände, dass er sich ergeben möchte. Doch als die jungen Pioniere an ihm vorbei waren, schoss der Russe weiter von hinten. Sofort machte die zweite Welle mit diesem kurzen Prozess und hängte ihn auf einen dünnen Baum, der in der Nähe stand. Wir hatten 13 Tote, 12 Verwundete und durch Minen fielen 7 Geschütze aus. Ein Großteil konnte repariert werden, weil hauptsächlich die Ketten gerissen waren.

Schon 2 Tage danach waren wir schon wieder Großfeuerwehr. Der Gegner griff mit neuen amerikanischen Bombern durch 3 Tage mit Bomben, Panzern und Infanterie unsere Stellungen vor allem im Nachbarabschnitt an. Die Front musste im Nachbarabschnitt um 2 km zurück verlegt werden. Notgedrungen mussten auch wir gegen Abend um 2 km zurück. Im Gespräch mit der Infanterie kamen wir überein, zeitlich am nächsten Morgen einen Gegenangriff vorzutragen. Uns gegenüber lag ein russisches MG-Regiment 6²⁷. Morgens 4.00 Uhr, der Nebel wallte über das Gelände. Mit 6 Geschützen fuhren wir in breiter Front, die Infanterie hinter unsere Geschütze geduckt, los. Wir kannten das Gelände auch sehr gut und wo ein größerer Schatten war, schossen wir sofort hin. In 2 Stunden war das Angriffsziel erreicht, die alte HKL erreicht. Während des Angriffs schoss uns eine Panzerbüchse die Verpflegungskiste in Brand. Doch konnten wir mit dem Feuerlöscher diesen Kleinbrand löschen. Wie gut es war, dass wir auf die dunklen Flecken geschossen hatten, ersahen wir, als der Friedhof erreicht war. 6 Pak-Geschütze standen zu unserem Empfang bereit. Durch unser Feuern waren sie außer Gefecht gesetzt. Zur Sicherung blieben wir noch bis zum späten Nachmittag stehen. Ein Leutnant der Infanterie kam zu mir und sagte, dass sich ca. 50 m vor der HKL bei einem steil abfallenden Gelände der Gegner sammelt. Sofort fuhr ich mit meinem Geschütz vor, der Ladekanonier hatte eine Panzergranate geladen, der Richtschütze hatte das Rohr tiefgekurbelt und zog ab. Durch diese ungeheure Druckwelle ist von den angesammelten Russen keiner davon gekommen. Die Infanterie konnte mit einer ruhigen Nacht rechnen.

Als nächster Auftrag: Ich musste mit 3 Sturmgeschützen zu einer Infanterieeinheit in die vorderste Linie fahren. Im nebligen Morgenlicht kam ich einer eigenen Flakstellung in Sicht. Die Flaksoldaten glaubten, dass es feindliche Panzer wären und schossen. Ohne das Rohr aufzukurbeln zog der Richtschütze ab. Der Schuss ging 300 m neben uns in den Boden. Auf meine weiße Leuchtkugel stellten sie das Schießen ein. Hätten diese das Rohr hochgekurbelt, hätten auch wir schießen müssen. Bei der vordersten Infanterieeinheit angekommen, hieß es Gegenangriff. Sofort begann dieser und in kurzer Zeit waren die alten Stellungen am Rande eines Flüsschens erreicht. Doch von der eigenen Infanterie war fast niemand mitgegangen. So blieben wir als Sicherung stehen. Wegen des ungünstigen Geländes in einer größeren, flachen Mulde konnte uns die russische Artillerie nicht sehen, doch die Mulde war in der Karte eingezeichnet. So schossen diese nach Plan. Immer dort, wo sie ein oder zwei Lagen schossen, dorthin marschierten wir mit unserem Sturmgeschütz. So lange standen wir Zielscheibe, bis in den Abendstunden die eigene Infanterie endlich eintraf und die Stellung besetzte.

Kaum 3 Tage später, wieder zu einer Infanterieeinheit. Gegenstoß. 4 Sturmgeschütze mit Infanterie drängten den Feind in seine Stellungen zurück. Dann standen wir Sicherung. Wenn nur einer der Gegner den Kopf ein wenig über die Deckung hielt, knallte es schon. Mein Fahrer konnte den Motor nicht abstellen, weil der Anlasser kaputt war. Zu allem Unglück blieb der Motor stehen, weil der Sprit verbraucht war. So blieb mir nichts anderes übrig, als im Feuerschutz der anderen Geschütze zum Nachbargeschütz zu springen und diesen zu ersuchen, dass er uns zurück in Deckung schleppt. Ich zurück, zog die Zugseile vom Panzer herunter und als der andere Panzer herankam, klinkte ich ein. Dieser zog uns dann in eine Mulde hinter den Hügel zurück. Das hatte aber die russische Artillerie

²⁷ Maschinengewehr-Regiment.

entdeckt. Bis gegen Abend kam immer eine Salve, einmal kurz, einmal lang. Wir lagen genau dazwischen. Wir konnten nur abwarten, bis es dunkel wurde. Dann sofort 2 Kanister Sprit heran und alles war mit der nachfolgenden Anlasserreparatur wieder erledigt. Abends, bei der Rückkehr zum Stützpunkt, es war eigentlich schon fast finster, lag auf unserem Raum ein Trommelfeuer. Ein Zahlmeister, Verpflegung auf einem Pferdewagen mit Fahrer, zog trotz dieses Trommelfeuers in Richtung HKL, um seinen Leuten Verpflegung bringen zu können. Vor solchen Leuten hatte ich immer Hochachtung.

In einem Abschnitt, wo unsere Sturmgeschütze eingesetzt waren, wurde gegen Abend die Front begradigt, weil bei der Nachbardivision ein Einbruch des Feindes gelungen war. Die Rückverlegung auf die neue Stellung ging klaglos vor sich. Ein Geschütz hatte sich im Sumpf festgefahren und dies durch Funk gemeldet. Es wurde Nacht und ich bekam den Auftrag, das Geschütz zu holen. Dabei mussten wir zweimal durch die neuen russischen Stellungen. Wir ließen unsere Sachen beim Regimentskommando. Machten die Sprengladungen fertig, die Taschenlampen und die Handfeuerwaffen wurden bereitgelegt. Fuhren im zügigen Tempo durch die HKL der Russen, die sich nicht zu schießen wagten, weil sie noch keine schweren Waffen nachgezogen hatten. Im rechten Winkel ging es zum zweiten Mal durch des Gegners HKL und dem Sumpfgebiet zu. Dort angekommen wurden die Zugseile angelegt und wie am Exerzierplatz wurde das Geschütz aus dem Sumpf gezogen. Und so fuhren wir den gleichen Weg wieder zurück, unbehindert und unbehelligt. Wieder eine heikle Angelegenheit gut beendet.

Tägliche Panzerkämpfe, wenn auch mit schwächeren Kräften. Doch eines Tages erhielt ich einen Sicherungsauftrag mit 3 Sturmgeschützen. Ich stand hinter einem Hügel gedeckt. Links vor mir ein Geschütz mit einem Fahnenjunker als Geschützführer. Gegen 10.00 Uhr kamen im Talgrund 10 Stalinpanzer gefahren. Sie zeigten uns die Flanke. So schossen wir den zweiten und dritten Panzer ab. Diese brannten und darauf drehten die restlichen 7 ab und fuhren zurück. Unser Feuer zeigte keine Wirkung mehr und wir hatten den ersten Panzer fast vergessen. Dieser fuhr um den großen Hügel herum und kam uns in die Flanke. Das linke Geschütz sah diesen zuerst, nahm ihn unter Feuer. Doch der Richtungsuffz. war erst neu und aufgeregt, sodass seine Schüsse das Ziel nicht genau trafen. Ich ließ unser Geschütz auch in die Richtung wenden und als unser Richtungsuffz. den Panzer im Visier hatte, war dieser so groß und nahe, dass der Uffz. aus dem Geschütz springen wollte. Der T2 schoss nicht auf uns, er wollte uns rammen. Ich gab dem Richtungsuffz. einen Schlag ins Genick und sagte ihm: „Jetzt kannst nicht davonrennen, jetzt schieß!“ Er schoss und hatte beim zweiten Schuss genau den Turmkranz getroffen. Uns so stieg die Besatzung des T2 aus, weil dieser brannte. Wir kümmerten uns um die Besatzung nicht weiter, sondern hielten Ausschau nach meinem rechten Geschütz. Diese hatte den Panzer kommen gesehen, Reißaus genommen und uns unserem Schicksal überlassen. Noch am selben Abend wurden dem Junker die Achselspannen des Offz. Anwärters abgenommen.

Eines Tages waren wir bei einer Division zugeteilt. Ich fuhr mit 6 Sturmgeschützen und mit der Infanterie kämpften wir uns die Straße entlang. Gegen Abend erreichten wir einen größeren Ort mit Einblockhäusern in der Hauptstraße. Es wurde schon dunkel, so mussten wir - um etwas sehen zu können und auch um eventuelle Pak auszuschalten - die ersten zwei Häuser in Brand schießen. Diese waren meist auf einem beherrschenden Punkt im Gelände postiert. Als die ersten Häuser erreicht waren, erhielt unser Geschütz Beschuss durch eine Panzerbüchse. Den Abschussort konnten wir nicht erkennen. So gab ich dem Ladekanonier Befehl, eine Panzergranate zu laden. Der Richtungsuffz. musste das Rohr mehr zur Erde kurbeln und dann zog er ab. Durch den Druck aus dem Rohr war dieser Schütze außer Gefecht gesetzt worden. Nach einer Kurve ging die Ortsstraße bergwärts. Im Schein der brennenden Häuser sahen wir am Ende der Straße die Kirche stehen. Plötzlich kam ein Reiter die Straße herunter und hatte hinten eine Pak anhängen. Sofort wurde wieder eine Panzergranate geladen und die Straße entlang gejagt. Damit war das Gespenst des Gegners verschwunden. Nur eines hatten wir nicht bedacht. Durch die Druckwelle regnete es von den Fenstern Glas in allen nur möglichen Bruchstücken herunter. Der Angriff bis über die Kirche war das Nächste. Am Dorfrand blieben wir in Igelstellung über Nacht.

Wieder einer neuen Division zugeteilt, sollten wir eine kleine Stadt mit Bahnknotenpunkt nehmen. Wir standen mit 5 Geschützen im Talgrund. Es wurde uns mitgeteilt, dass wir durch Funk den Befehl zum Angriff bekommen würden. Es wurde auch verlautet, dass unsere Artillerie schießen werde. Doch bei dem ständigen Munitionsmangel wurden nur einige Schüsse abgegeben. Plötzlich, um ca. 13.00 Uhr, kam der Angriffsbefehl. Dieses Städtchen war von zwei Bergen beherrscht. Am linken Berg standen 4 Stück 12,5 cm Pak-Geschütze und diese schossen sich auf die Häuser ein, die auf der Straße standen, durch die wir eigentlich fahren sollten. Mein erster Gedanke war, dass ich vielleicht durchkomme, doch was machen die nachfolgenden Geschütze? So fuhr ich als 1. Geschütz an die Häuser heran, die auf beiden Seiten der Straße standen. Drehte dann nach rechts ab, umfuhr diesen Häuserkomplex und zog am Waldrand der ersten Höhe zu. Dort drehten alle 5 Geschütze Front nach links und in 2 Minuten waren die 4 Pak-Geschütze außer Gefecht gesetzt. Ein Zug der Infanterie begleitete uns. Anschließend ging es durch einen Hohlweg die Straße entlang, durch einen Eisenbahndurchlass. Als ich da heraus kam, standen auf der Straße 2 russische Panzer. In Kürze waren die 2 Pak-Geschütze abgeschossen. Wir erreichten die Straßenspinne. Bei dieser Kreuzung kamen 6 Straßen zusammen. Links und rechts war ein hoher Berg und auf diesem wimmelte es nur so von Russen. Ich schoss dort noch 5 Pak-Geschütze, die der Gegner immer wieder heranbrachte, ab. Man musste in der Schere ständig im ganzen Kreis beobachten, damit einem keine Pak überraschen konnte. Per Funk wurde gemeldet, dass wir die Straßenspinne erreicht hätten. Kaum eine Stunde später erhielt ich durch Funk den Befehl, dass ich abgelöst werde. Der Kommandeur führte den Angriff weiter. Ich übergab dem ältesten Wachtmeister meinen Platz, schärfte ihm ein, dass sie nach allen Seiten aufpassen müssten, weil immer wieder Paks herangezogen würden, um die Sturmgeschütze zurückzuschlagen. Ich fuhr mit meinem Sturmgeschütz noch keine 2 km zum Stützpunkt zurück, da hörte mein Funker die Nachricht ab, dass das Geschütz, das meinen Platz eingenommen hatte, abgeschossen wurde und die Besatzung tot sei. Wenn es mich hätte erreichen sollen, wäre ich sicher noch länger geblieben. Doch ich hatte nach allen Seiten Ausschau gehalten und alle Paks abgeschossen, bevor diese noch in Stellung gebracht werden konnten.

In der Nähe von P6 bei Leningrad war ich mit 3 Sturmgeschützen einer Infanterieeinheit zugeteilt. Dort angekommen, erhielt ich vom Inf. Führer den Auftrag, einen schweren russischen Panzer, der sich auf dem vereisten Gelände festgefahren hatte, abzuschießen. Dazu musste ich als Zufahrt eine Straße benutzen, die zwischen den beiden HK-Linien im Niemandsland lag. Ich erklärte ihm, dass dies technisch nicht möglich sei, weil ich während der Fahrt dorthin meine Flanke so zeigen musste, dass ein Abschießen des Sturmgeschützes ein Kinderspiel sei. Trotzdem erklärte er, dass ich seinen Befehl befolgen müsse. „Gut“, sagte ich darauf, „der Befehl wird ausgeführt. Doch Sie als Inf. Führer müssen mit unserem Sturmgeschütz mitfahren, damit sie uns den Panzer zeigen. Wir und auch sie lassen gleich alle persönlichen Sachen im Reg. Gefechtsstand, denn zu 98 % kommen wir nicht mehr zurück.“ Darauf gab er klein bei und der Auftrag wurde nicht durchgeführt.

Am nächsten Abend zog der Russe einige Panzer bis in die vorderste Linie und wollte wahrscheinlich am nächsten Morgen einen Angriff starten. Sehr früh am Morgen, es war noch etwas neblig, also wir mit unseren 3 Geschützen durch die russische HKL zum nahen Standplatz der russischen Panzer, schossen die dort stehenden Panzer ab und ehe sich der Gegner von der Überraschung erholt hatte, waren wir schon wieder bei unserer Inf. Einheit. Dieses Spiel wechselte oft und oft, da wir durch den oftmaligen Stellungswechsel vor und zurück das Gelände sehr gut kannten.

Es war im Raum Kurland. Am 10. Oktober vormittags hatten wir einen Panzerkampf mit einer großen Anzahl russischer Panzer zu bestehen. Wir schossen alle ab, die sich zeigten und es war trotz dieses schweren Gefechts ein schöner, sonniger Tag. Gegen Mittag war der Kampf zu Ende und nichts mehr war zu sehen. Ich sagte zu meinem Ladekanonier, er solle mir den Stahlhelm herüberreichen, damit ich die Turmluke aufschieben könnte. Dies war nämlich nur mit dem Stahlhelm zu bewerkstelligen. Ich sah also oben beim Turm in die Runde und konnte nichts vom Feind erkennen. Dennoch mussten wir einen Panzer übersehen haben, der in einer Gebüschgruppe stand. Er schoss mit einem Vollgeschos, aus dem Gebüsch heraus ging es auch nicht mit Sprenggranaten. Dieses Geschos schlug mir den Stahlhelm in Trümmer und ein Teil des Helmes steckte in meinem Kopf. Gespürt habe ich von diesem Schlag nichts. Mein Fahrer fuhr sofort zurück in Deckung und die anderen Geschütze haben diesen Missetäter sofort abgeschossen. Nach 1-2 Minuten kam ich wieder zu mir. Erst wurde es dunkelgrau und dann immer lichter. Ich sah auf meinem zweiten Auge nichts und als ich hingriff, spürte ich, dass mir das Blut über die Augen floss. Ich stieg aus dem Geschütz aus und ging zum nahen Gefechtsstand, wo ich vom Sanitäter einen Druckverband bekam. Dann ging es zu Fuß zum nächsten Hauptverbandsplatz. Nach 6 km kam eine Zugmaschine und nahm mich zum Verbandsplatz mit. Dort wurden mir alle Splitter herausgenommen und die Knochen operiert. Mit einem Hammer und einem Eisenstück prüfte der Chirurg, ob die Schädeldecke gehalten hatte. Am nächsten Tag wurden die Verwundeten in Riga eingeschifft und nachts ging es per Schiff nach Stettin. Von dort kam ich ins Lazarett nach Pyrma bei Dresden. Ich hatte rasende Schmerzen, weil die Kopfwunde so rasch heilte. Jeden Tag bekam ich schmerzstillende Mittel, Injektionen oder Tabletten. Nach 8 Tagen waren diese Schmerzen weg und ich schrieb meiner Feldeinheit, dass ich bald wieder kommen könne. Doch wegen Gehirnerschütterung durfte ich noch lange nicht aufstehen. Es wurde Dezember und Weihnachten kam immer näher. Mitte Dezember legte ich ein Gesuch um Genesungsurlaub vor, vom 23.12.1944 bis 2.1.1945. Das Gesuch kam zurück und ich erhielt 6 Wochen Genesungsurlaub als Kopfverletzter. Es wäre schön gewesen, doch als ich nach meinem Abschied vom Lazarett über Dresden fahren wollte, waren in diesem Zug so viele Ostarbeiter²⁸ und Frauen mit Kindern standen am Bahnsteig und konnten nicht in die Waggonen einsteigen. Wir zogen unsere Pistolen, alle Männer mussten raus und die Frauen mit den Kindern konnten mit dieser Garnitur um 16.00 Uhr abfahren. Um 18.00 Uhr das gleiche Schauspiel. Als der Zug mit Frauen und Kindern voll war, erwischte ich noch einen kleinen Stehplatz und wir waren, als es dunkel wurde, schon 30 km außerhalb von Dresden. Und in dieser Nacht wurde Dresden von englischen und amerikanischen Fliegern in Schutt und Asche gelegt. Mit x-tausend Einwohnern und Flüchtlingen. Erfahren habe ich diese Tatsache erst lange nach Kriegsende.

Wieder war ich zu Hause, im Genesungsurlaub, und es waren schöne Tage. Dennoch warf schon das Kriegsende seinen Schatten voraus. Ich gab allen, besonders meiner Frau und den Verwandten und allen jungen Frauen den Rat, dass sie bei Annäherung der Front fliehen sollten.

Am 6. Februar 1945 rückte ich zu meinem Ersatztruppenteil ein. Mittlerweile war mein bester Kamerad gefallen. Am 12. 2. spielten ich und Kameraden Karten und ich hatte an diesem Tag besonderes Glück. Abends bekam ich ein Telegramm, dass mir mein Sohn geboren war.

²⁸ Ostarbeiter war in der Zeit des Zweiten Weltkrieges die offizielle Bezeichnung für Arbeitskräfte nichtdeutscher Volkszugehörigkeit, die im Reichskommissariat Ukraine, im Generalkommissariat Weißruthenien oder in Gebieten, die östlich an diese Gebiete und an die früheren Freistaaten Lettland und Estland angrenzten, erfasst wurden und für Nazideutschland arbeiteten.

Kurz darauf wurde ich zur Sturmgeschützbrigade 202 versetzt und führte eine Batterie. Diese Brigade wurde einem Armeekorps mit 5 neuen Arbeitsdienstdivisionen eingegliedert.

Wir sprengten den Ring um Berlin auf, damit die Eingeschlossenen der 9. Armee heraus konnten.

Kämpften 2 Tage gegen die Amerikaner, warfen diese über die Elbe zurück. Deckten anschließend den Rückzug in Richtung Elbe im Raum Standal. Der kommandierende General unseres Korps führte die 5. Arbeitsdivision in die amerikanische Gefangenschaft.

Meine Batterie erhielt noch den Auftrag, die Russen zurückzuwerfen, damit noch Soldaten und Zivilisten über der Elbsteg nach Stendal kommen könnten. In der Frühe wurde der Angriff gestartet. Die Russen wurden nochmals 4 km zurückgeworfen, wobei uns der Amerikaner vom linken Elbufer zusah. Sofort nach Erreichen des Angriffszieles machten wir kehrt, sprengten vor den Amis die Geschütze, nahmen unsere Siebensachen und marschierten auch zum Steg. Schon vor einigen Tagen hatten die Verpflegungseinheiten ihre Fahrzeuge im Stich gelassen und waren über den Steg zu den Amis gewechselt. Alles Erdenkliche lag herum. Ich suchte mir zwei neue Decken, 2 Zeltplanen und packte darin meine Unterwäsche und Uniform ein. Ich verschnürte dieses Paket so, dass ich es vor der Brust tragen konnte. Im Rucksack verstaute ich 5 Stangen Hartwurst, Konserven, Brot und Knäckebrötchen, Käse, Schokolade, Drops und 2 Flaschen Schnaps in die Hosentaschen. So bepackt ging ich über den Elbsteg an das amerikanische Elbufer. Der Posten auf dem Steg sah meine Armbanduhr und wollte diese haben. Ich erklärte ihm, dass ich diese nicht hergäbe und ging weiter. Drüben angekommen, meldete ich unserem Kommandeur nach alter Sitte mit dem Hitlergruß. Unserem Kommandeur, der mit den gesamten Offizieren und Mannschaften schon drüben stand, meldete ich, dass mein Auftrag erfüllt sei. Der amerikanische Posten kam auf mich zu und sagte, dass ich nicht mit Siegfried, sondern nach amerikanischer Art grüßen müsse. Es waren 10-15 Amerikaner da, welche 80.000 Gefangene zum Flugplatz leiten sollten. Bei einem der abseits stehenden Bauernhöfe scherte ich aus der Kolonne aus. Bei diesem Bauernhaus wusch ich mich von Kopf bis Fuß, rasierte mich, zog frische Unterwäsche an und habe anschließend noch ordentlich gegessen. Das Gros der Gefangenen war um 14.00 Uhr auf dem Flugplatz angelangt, ich traf noch rechtzeitig um 19.30 Uhr ein. Auf dem Flugplatz lagen wir noch 2 Tage. Die meisten hatten nichts mit, bzw. alles weggeworfen, weil sie glaubten, der Krieg sei zu Ende und sie kämen gleich nach Hause. So konnte ich in mein Zelt noch 3 Untermieter hinein nehmen. Nach 2 Tagen kamen wir in eine Unterkunft, eine Kaserne der ehemaligen Panzerabwehreinheit. Ich war in einem Zimmer mit 7 Kameraden untergebracht. Eines muss ich anerkennen, die Amerikaner sahen kein einziges Mal unser Gepäck an. So konnte ich mit meinen Lebensmitteln aus dem Rucksack noch meine Zimmerkollegen über Wasser halten. Einmal am Tag erhielten wir eine Suppe und einige Kekse. Aber eines, was sehr viel wert war, erhielten wir - Wasser, kühles, gutes Wasser, soviel wir wollten. Wir hatten Zeit zum Schachspielen, auch Fußball wollten wir spielen, doch dazu reichte die Kraft nur für eine Halbzeit. Nach 3 Wochen legten wir unsere Rangzeichen ab. Und noch eine Woche später wurde die Bewachung von den Engländern übernommen. Es entwickelte sich ein reges Tauschgeschäft mit den englischen Posten.

Es wurde Juni und die Heu- und Getreideernte rückte heran. Eines Tages erhielt ich 200 Mann für den Landeinsatz für Erntearbeiten. Mittags marschierte ich ab zum nächstgelegenen Dorf.

Plötzlich wurde uns bekanntgegeben, dass der Russe dieses Gebiet zugesprochen erhielt und wir konnten uns entscheiden, ob wir hierbleiben und in russische Gefangenschaft kommen wollten, oder mit den Engländern einen Stellungswechsel machen wollten. Fast alle marschierten weiter in das neue Gebiet, Richtung der Altmark. Ich wurde bei einem alten Ehepaar einquartiert. Dort wurde mir die Zeit ein wenig langweilig, so malte ich die Küche und das Zimmer aus und strich den Zimmerboden. Außerdem richtete ich die Porzellanküchenuhr her. Die war heruntergefallen und das Zifferblatt war in Trümmer gegangen. Ich bemalte eine Sperrholzplatte, montierte diese auf den Uhrkörper und richtete das Uhrwerk ein, sodass die Uhr wieder nett aussah und genauestens ging. Vom Handwagen reparierte ich 3 gebrochene Räder. Ich holte mir vom Wagner die Werkzeuge, drehte und schnitt die einzelnen Teile nach Schablonen und montierte so die Räder auf den Handwagen. Für solche Arbeiten wurde ich herrlichst verköstigt. Von der Truppe erhielt ich nur die halbe Verpflegung.

Noch im Juni, wir lagen in der Nähe von Braunschweig. Die Heu - und Getreideernte war im vollsten Gange. Jedenfalls konnten wir uns die Arbeit einteilen. Mittags erst marschierten wir in eines der zugeteilten Dörfer. Die Männer konnten über Nacht in einer Scheune schlafen, hatten auch eine Wache aufgestellt. Dann kauften wir uns auch einige Säcke Erdäpfel, kochten diese und die gesalzenen Erdäpfel waren für uns ein Festessen. Geld hatten wir ja genug. Am nächsten Tag kauften wir ein Schwein, schlachteten dieses und nach 14 Tagen waren wir vom Fleisch überessen. Teig, in den wir Holunderblüten drückten und im Fett heraus brieten, war eine Delikatesse. Die 200 Mann wurden auf 5 Ortschaften aufgeteilt. Wenn sich einer der Soldatenarbeiter über mangelhafte Wasch- und Schlafgelegenheit oder schlechte Kost beschwerte, nahm ich diesen von dem Bauern weg und teilte dem Mann einen anderen zu. Ich selber hätte nichts arbeiten müssen. Dennoch ging ich zu einem Bauern. Dort reparierte ich alle Schlösser, nähte als Sattlerersatz Pferdekummerte und anderes Pferdegeschirr, mähte Heu und Getreide, führte auch beides in die Scheunen ein. Ich arbeitete immer mit den grauen Offz. Handschuhen. Die ersten Tage lachten mich alle aus. Nach 8 Tagen lachten sie nicht mehr. Alle hatten Blasen an den Händen, nur ich nicht. Die ersten 8-10 Tage trank ich 6-7 Feldflaschen Wasser. Ich glaubte schon, dass ich zuckerkrank sei, weil der Durst so groß war. Doch nach 8 Tagen brauchte ich keinen Tropfen Wasser mehr. Der Körper hatte sich an den Arbeitsrhythmus angepasst. Zum Essen bekam ich was ich wollte. Zu Trinken vom Bier bis zur Erdbeerbowle. Einmal in der Woche, meist sonnabends, konnte ich mit den Familienangehörigen tanzen gehen.

Die Ernte war vorüber und wir wurden abgezogen und in ein Österreichbataillon zusammengezogen. Dort bemühten wir uns unsere Entlassung zu erreichen. Wir sahen täglich die Entlassungstrupps von den verschiedenen Divisionen und Regimentern zur Entlassungsstelle marschieren. Uns wurde erklärt, dass wir nicht entlassen werden könnten, weil keine Transportmittel vorhanden wären. Ich ging zu Major Goudin, einem Entlassungsoffizier, und fragte ihn: „Hätten wir ein Fahrzeug das uns bis zur Grenze bringt, werden wir dann entlassen?“ Er bejahte dies. Sofort ging ich nach Schöppenstedt, nach einem kleinen Städtchen. Dort ersuchte ich einen Transportunternehmer der einen Lastwagen mit Anhänger besaß, er solle mir eine Bestätigung ausstellen, dass er 80 Mann mit seinem Lastzug bis zur Grenze transportieren wolle, Sprit war vorhanden. Mit dieser Bescheinigung ging ich zum Entlassungsoffizier. Dieser sagte, ich solle die 80 Mann namentlich bekannt geben, diese würden sofort entlassen, weil die Transportfrage gelöst sei. Da mischten sich die deutschen Dienststellen ein. Sie wollten uns erklären, dass dies eine Umgehung des Dienstweges sei. Es war noch alles gegliedert nach Regiment, Division usw. 8 Tage verhandelte ich mit diesen Stellen. Ich gab nicht nach. Am 8. Tag verhandelte ich von 20.00 bis 21.00 Uhr und erhielt die schriftliche Erlaubnis unserer vorgesetzten Dienststellen. Zur Einheit zurückgekehrt, gab ich dem Uffz. den Schein mit den 80 Mann. Diese mussten am Morgen um 6.00 Uhr gestellt sein. Zum Abmarsch ins Entlassungslager.

Als ich frühmorgens aus unserem Quartier kam, sah ich die 80 Mann stehen, dahinter aber auch den Rest der Einheit von mindestens 70 Mann. Ich erklärte ihnen, dass ich einsehe, dass alle Einheitsangehörigen entlassen werden wollten. Sie sollten mitmarschieren in das 6 km entfernte Entlassungslager. Beim Hinmarsch kamen aus allen Richtungen Entlassungstrupps anmarschiert. So nahm ich an, dass da doch niemand eine Kontrolle haben könne, wer wirklich entlassen würde. Im Lager angekommen, sagte ich dem Rest unserer Einheit, sie sollen sich einen Schreiber suchen, der ihnen so eine Liste schreibt, wie ich sie für die 80 Mann bekommen habe. Nach einer halben Stunde kamen sie mit der Liste an. Als unsere Einheit zur Entlassung kam, unterhielt ich mich mit dem englischen Leutnant, gab ihm und dem Schreiber einige Zigaretten. Und so rief ich die Leute beider Listen auf und die Schreiber schrieben die Entlassungsscheine aus. Uns wollten sie auch abtransportieren. Ich erklärte ihm, dass wir in unser Quartier zurückkehren und mit eigenem Fahrzeug bis zur Grenze gebracht würden. Im Quartier angekommen, packten wir unsere Siebensachen ein. Ich ließ jedem Mann eine Bestätigung mit unserem alten Dienstsiegel ausstellen, dass wir mit Fahrzeug und Anhänger zur Grenze unterwegs seien. Da das Auto eine Reparatur hatte und diese länger als 3 Wochen dauerte, mussten wir die Weiterreise per Bahn antreten bzw. fortsetzten. Ich nahm mir 40 Mann, rüstete 2 Mann mit Rotkreuztaschen und Armbinden aus und fuhren als Kriegsversehrte per Bahn in Richtung Heimat. Den deutschen Bahndienststellen muss ich hier bezeugen, dass sie sich uns gegenüber sehr

zu vorkommend verhalten hatten. Bei allen Bahnhöfen wo wir umsteigen mussten, erhielten wir 2 Abteile und auch Verpflegung zugewiesen. In Mainz am Hauptbahnhof stand ein Personenzug zur Weiterfahrt schon um 22.00 Uhr am Bahnsteig bereit. Obwohl fast 20 Mal so viele Menschen da waren als der Zug fassen konnte, erhielten wir unsere 2 Abteile zugewiesen. Eine halbe Stunde später war der Zug komplett besetzt. Da kamen ständig die sogenannten KZ-ler und wollten unsere beiden Abteile. Doch wir ließen keinen herein. Auch als die von den KZ-lern geholte amerikanische Militärpolizei kam, hatten sie keinen Erfolg. Um 4.00 Uhr früh fuhr der Zug endlich ab und damit war der Kampf um die Plätze vorbei. So ging es ab bis Nürnberg. In Nürnberg sahen wir einen Lastzug mit Staubkohle beladen, als Anschrift stand am Zug: Freilassing in Salzburg.

Sofort ließ ich alle aussteigen. Die Kohle wurde mit Zeltplanen abgedeckt und wir sodann rauf und saßen alle oben. Gegen Abend waren wir in Freilassing. Weil es so schön war, die Sterne funkelten so hell, übernachteten wir in einem Wäldchen. Am nächsten Tag marschierten wir bei Freilassing über die Grenze nach Österreich. Bei der Österreichischen Zollstation angekommen, wünschte ich allen ein gutes Heimkommen. Nur mit einem Kameraden aus Hohenau, dem Elektrofachmann der Hohenauer Zuckerfabrik, Werlinschek, marschierte ich weiter. In einem der nächsten Orte gingen wir in eine Bäckerei und erstanden dort ein halbes Brot und eine Tüte Zucker. Wasser füllten wir in eine Feldflasche, so ging es zu Fuß weiter bis Spätnachmittags. Bei einem der typischen Heuhaufen die im Gelände verstreut standen, blieben wir sitzen. Es war ein wunderbarer Herbsttag, ganz klar und rein. Die sinkende Sonne grüßte zu uns herüber. Eine Jungschar, Buben und Mädchen, waren in Socken, Sandalen und leicht gekleidet unterwegs auf eine Alm. Wir aßen unser Brot, streuten Zucker drauf und mit dem frischen Wasser war das fast ein Festabendessen. Dann krochen wir ins Heu und schliefen das erste Mal in der Heimat. Am Morgen staunten wir nicht wenig, als fast 40 cm Schnee lagen. Wir dachten noch an die jugendlichen Ausflügler, wie es diesen bei dem Schnee ergehen würde. Die werden nicht wenig waten müssen mit dieser mehr als leichten Kleidung. Schnurstracks ging es dann zum nächsten Bahnhof und wir fuhren mit dem Zug bis Altenmarkt bei Schladming. Dort mieteten wir ein Zimmer bei sehr netten Leuten. Wir gingen zur Gemeinde um uns anzumelden und auch weitere Auskünfte zu erhalten. Schließlich wollten wir erfahren, wie die Situation in dem russisch besetzten Gebiet sei. Mit dem Gemeindesekretär sprach ich noch, dass er eine Schreibmaschine hätte, die nicht mehr einwandfrei sei. Er sagte, dass sich hier in Altenmarkt Nachschubverbände aufgelöst hätten und da wurden Schreibmaschinen und sonstige Gegenstände gegen Brot und Speck umgetauscht. Jeder Bauer hier habe 2-3 Schreibmaschinen. Sofort machte ich mich erbötig, ihm die Schreibmaschine zu reparieren. Ich brachte diese dann repariert zurück. Diese schrieb sehr gut und so konnte ich fast 4 Wochen jeden Tag 2-3 Schreibmaschinen reparieren. So bekam ich nicht nur Geld, auch Lebensmittel waren Zahlungsmittel.

Nach der Schreibmaschinenepisode gingen wir zu einem Bauern arbeiten, um uns die Lebensmittelkarten zu ersparen. Am ersten Tag regnete es, wir hackten Holz. Der Bauer und seine Leute droschen mit einer kleinen Dreschmaschine mit einem 4-PS-Motor Gerste. Am Nachmittag blieb der Motor stehen und der Bauer fragte, ob wir vom Motor etwas verstehen. Für uns war dieser Motor eine Kleinigkeit. Es war nur die Benzinleitung verstaubt. Abmontieren und Durchblasen war gleich getan und der Motor lief wieder. Am nächsten Tag war es schön. Die Sonne meinte es gut. Wir bekamen den Auftrag, die Bergwiese abzumähen. Ich dengelte meine und meines Kameraden Sense und dann ging es los. Am Abend waren wir zwar sehr müde ob der ungewohnten Arbeit. Schlechter war es beim Aufwachen am Morgen danach. Die Hüfte war wie abgebrochen. Gehen wir heute auch mähen, fragte mich Werlinschek aus Hohenau. Wir können uns doch nicht krank melden, sagte ich. Übrigens, nach einer halben Stunde Mähbewegungen spürten wir fast nichts mehr und so blieb es auch wirklich. Einige Tage später regnete es und ich stand draußen, als 2 Stück Jungvieh von der Alm allein den Weg zum Bauernhof gefunden haben. Der Bauer ließ diese auf die Hausweide durch das Gatterl hinein. Und da konnte ich feststellen, dass die Kühe Grasski fahren können. Eine Kuh, die ganz oben am Hang stand, lief ihnen bergab entgegen. Dies ging so schnell vonstatten, dass die Kuh zur Begrüßung der Heimkehrer auf allen 4 Beinen den Hang hinunterrutschte.

So vergingen fast 3 Wochen und wir schlichen über die Ennsgrenze nach N.Ö., um zu erkunden, was auf der anderen Seite los war. Nach 10 Tagen bekamen wir Nachricht und eines Tages war es dann soweit. Wir brachen auf. Mit einem Transport von Privatpersonen im gedeckten Güterwagen fuhren wir, hinter Tuchenten und Polstern versteckt, über die Grenze nach N.Ö. Alles andere war ein Kinderspiel. In 2 Tagen traf ich in Bernhardsthal, meiner Heimat, ein und damit gab's ein Wiedersehen nach langer Zeit. Erstmals konnte ich auch meinen am 12. Februar 1945 geborenen Sohn Gerd sehen. Die größte Enttäuschung aber brachte ich den Gemeindevorstehern, denn sie fanden meinen Namen nicht in den NS-Registern und so konnte ich unbehelligt leben. Für meine Verwandten ging ich einige Male aussagen. Doch das waren die Kleinigkeiten des täglichen Lebens.

Das Geschäft meines Schwiegervaters war noch nicht offen. So suchte ich mir anderwärts eine Beschäftigung in Wien. Ich fand diese in einer Druckerei in der Piaristengasse. Eine Frau war dort Chefin und dadurch ergaben sich eine ganze Menge von Konfliktstoffen. Die Kalkulation wurde nur über den Daumen gepeilt und alles ging ohne Arbeitsbogen von der Setzerei zur Druckerei und Buchbinderei. Es war überhaupt keine Kontrolle vorhanden. Eines Tages war ich bei einem Verlag (Jugend und Volk). Dort wurde mir erklärt, dass 2.400 Bogen Papier für den Schulbücherdruck bei uns liegen müssten. Zu Hause angekommen, prüfte ich im Papiermagazin den Bestand und diese Bogenzahl war wirklich da. Als ich dies meiner Chefin meldete, tobte sie. Sie sagte mir, dass sie dieses Papier im Tauschweg erhalten hätte und ich müsste mich irren. Ich sagte daraufhin meinen Leibspruch: „Ein Richter irrt nicht!“ Im Zorn schrieb die Chefin diesen Spruch mit auf die Karteikarte. Meine Reaktion war kurz und bündig. Ich kündigte, weil unter solchen Bedingungen nicht zu arbeiten war und fuhr heim nach Bernhardsthal.

Das Geschäft Firma Rupert Moser meines Schwiegervaters war auch wieder in Betrieb und ich war Einkäufer für den Wiener Boden. Dort bemühte ich mich, alle möglichen Waren zu besorgen. Was mir eigentlich recht gut gelang. Mit der normalen Ware wurde ein Teil Ramschware mitgekauft. Gerechnet wurde nur die Normalware. Für Weihnachten 1946 war ich in Wien einkaufen. Bei Ing. Schneider (Verwandte) hatte ich mein Hauptquartier. Dort hinterlegte ich alle Pakete und übernachtete auch dort. Als ich mindestens 30 Pakete zusammengetragen hatte, wollte mich ein Lastwagen aus Reinthai abholen. Dieser hatte einen Kurbelwellenbruch und so stand ich allein da. Ein Bierauto verlangte für den Pakettransport nach Floridsdorf über 400,- Schilling. Auch die Taxis verlangten pro Fahrt 200,- S. So blieb mir nicht anderes übrig, ich band immer 3 Pakete zusammen. Mit 2 x 3 Paketen und 3 Paketen im Rucksack ging der Transport per Straßenbahn nach Floridsdorf. Beim Umsteigen in den 311er waren schon sehr viele Leute in der Straßenbahn und sie wollten schimpfen, als ich mit den vielen Paketen kam, doch dann machten sie Platz und bedauerten mich nur. Den Eisenbahnern gab ich Schuhpaste und sonstige Kleinigkeiten, gab die Hälfte der Pakete als Reisegut auf und die zweite Hälfte wurde im Wagen verstaut.

Zu Hause in Bernhardsthal holte mich ein Bauernwagen ab, der randvoll mit Paketen beladen wurde. Und so ähnlich ging es weiter, bis mein Schwager Alois nach Hause kam. Er war in Glaserbach (Salzburg) zurückgehalten worden.

Im Sommer 1947 suchten wir nach einem Geschäft. Wir hatten von der Innung einen Bekannten von Vater, der in Velm-Götzendorf Kaufmann war. Doch waren die Übernahmebestimmungen so engherzig, dass wir uns nicht dazu entschließen konnten.

Im August 1947 las meine Frau Marie eine Anzeige in der Zeitung, dass in Gutenstein, Bezirk Wiener Neustadt, ein Geschäft verpachtet würde. Auf die briefliche Antwort an uns fuhr ich sofort nach Gutenstein. Um 8.00 Uhr kam ich in Gutenstein Vorderbruck (Bahnhof) an und marschierte bis zur Kirche. Dort befand sich das Geschäft. Ich konnte nicht hinein und fragte gegenüber ein Mädchen nach dem Herrn Lämmerhofer. Da sagte mir dieses Mädchen, der Chef des Hauses käme eben von der Bahn. Er kam, ich stellte mich vor. Wir gingen ins Haus und Geschäft hinein, mit seiner Frau ging ich durch alle Räume und nach 10 Minuten sagte ich zu, das Geschäft zu übernehmen.

Am 8. September 1947 begann meine Tätigkeit als Kaufmann. 3 Wochen später erfolgte die Übersiedlung von Bernhardsthal nach Gutenstein. Spediteur Poys aus Großkrut übersiedelte uns und unser ganzes Hab und Gut. Meine Frau, Schwägerin Helene und Base Murli kamen mit dem Transport mit.

Herr Poys meinte nur, was wollt' ihr in dem Ort, dort verhungern ja die Spatzen auf den Feldern. Murli, Marias Base, kam als erste herein. Da sie mich küsste als ich sie begrüßte, täuschten wir die 2 Angestellten und die Kunden, die dann meinten, durch die Begrüßung als Erste, Murli wäre die Chefin.

3 Wochen waren wir schon in Gutenstein und meine geschäftserprobte Frau traute sich nicht ins Geschäft. Eines Tages fuhr ich wieder nach Wien einkaufen und meine Frau unternahm nun den Start ins Geschäft.

Somit hatten wir in unserer neuen Heimat Fuß gefasst und waren ein Leben lang in unserem schönen Haus und Geschäft fleißig, zufrieden und glücklich.

Redigiert von Maria Richter.

Bearbeitet und ergänzt von Dieter Friedl.

Eduard „Edi“ Robert Richter

kam 1913 in Mitoka-Dragomirna, Region Suceava, in der ehemaligen Bukowina – heute Rumänien - als Sohn eines Zollbeamten zur Welt. Nach dem Ende des 1. Weltkriegs und dem Zerfall der Monarchie kehrten die Zöllner nach Österreich heim. Bis zur Versetzung nach Bernhardsthal, wo seine Eltern im Zollhaus beim Föhrenwald Quartier bezogen, war sein Vater der Zollwache in Rabensburg zugeteilt. 1942 heiratete er Maria (*1913), die Tochter der Gemischtwarenhändler Rupert und Genofewa Moser auf № 204 in Bernhardsthal. Nach den Wirren des 2. Weltkriegs fanden 1947 Eduard und Maria Richter in Gutenstein ihr neues Zuhause, wo sie gemeinsam ein Lebensmittelgeschäft führten. Eduard wurde 1986, seine Frau Maria im Jahre 1995 in Gutenstein zur letzten Ruhe begleitet.

Josef Schmaus Gedichte

Übersicht:

[Ein tolles Kurserlebnis in Wien](#)

[Ein kurzes Liebesgedicht](#)

[Ich bin nun endlich Pensionist](#)

[Mein Leben mit der Natur](#)

[Ein liebes Wort in schweren Tagen](#)

[Die Jahresarbeit der Winzer](#)

[Die Arbeit im Jahresverlauf](#)

[Zum Andenken!](#)

[Die Zeit](#)

[Zu meinem poetischen Schaffen, meiner Dichterei](#)

[Der Mensch im Alter](#)

[Nie stille steht die Zeit](#)

Mein erstes Gedicht 1965

Ein tolles Kurserlebnis in Wien.

In einem kleinen Schösschen, am Außenrand von Wien,
Da rief uns einst die Kammer, zu einer Schulung hin.
Wir vierzehn Auserwählten, die Besten vom Verein,
Wir zogen voll Erwartung ins Vogelsang-Heim²⁹ ein.

Wir fühlten uns wie Grafen, und schliefen unter Dach,
Die Gänge waren voller Wärme, doch eiskalt war die Nacht.
In schönen Gummibetten, da ruhten wir, oh Pracht,
Doch morgens beim Aufsteh'n, da wurde Eis gehackt.

Bei diesen Kalorien, die man uns dort hat gereicht,
Da waren nach zwei Tagen die Knochen aufgeweicht.
Die Kurse waren reichlich voll Sinn und Geist gespickt,
Wir vierzehn Unentwegten wären daran bald erstickt.

Das Mittagmahl war herrlich, es war sehr viel und gut,
Doch aßen wir nur wenig und das mit letztem Mut.
Es staubte aus den Ohren, es klebte wie ein Kitt,
Es zog sich wie ein Gummi, trotzdem war'n wir fit.

Am Abend nach dem Kurse, da ging es in die Stadt,
Dann sofften wir und aßen wir uns endlich einmal satt.
Unser Kapo war der Anton, er kannte sich gut aus,
Doch sprach er meist früh schon: Jetzt geh'n ma z'Haus.

Doch alle von uns Brüdern, genossen diese Zeit,
Weil wir alle einmal acht Tage war'n vom Weib befreit.
Den Fraß den brachte Traude, die schönste Maid von Wien,
Als wir sie alle sahen, war unser Verstand dahin.

Wohl die schönsten Stunden, Kollegen merket wohl,
War dann beim Abschiednehmen, das Mädchen aus Tirol.
Sie hat die Kindlein noch bei Zeiten ins Bett gebracht
Und hat mit uns voll Freude, die ganze Nacht verbracht.

Der Anfang, fast zehingun!

²⁹ Wien 12, Tivoligasse 73 → heute Politische Akademie der ÖVP (PolAk).

Ein kurzes Liebesgedicht.

Bewahre aufrichtig und treu, die Liebe ungetrübt,
Enttäusche nicht, wer vertraut von Herzen liebt.
Keine noch so schöne Stunde steht für lebenslange Reue,
Auch wenn die Versuchung am Wege winkt aufs Neue.

Glück ist eine schöne Blume, zu kostbar sie zu knicken,
Untreue bringt nur Leid, nur die Treue kann beglücken.
Selbstachtung ist besser als jeder flüchtige Flirt,
Bleibe treu, auch dann, wenn es niemand sieht noch hört.

Ich bin nun endlich Pensionist.

1972 Pensionist

Nach der Pensionierung, nach all den nun längst vergangenen Arbeitstagen,
Beginnt der neue Lebensabschnitt, zugleich auch viele ungelöste Fragen:
Wie werde ich die gewonnene Freizeit gestalten, was jetzt täglich tun?
Bin ja gesund, kann etliches noch leisten, will keinesfalls nur noch ruhn!

Nun ist längst Vergangenheit die tägliche Pflicht, das lästige Frühaufsteh'n,
Es ist schon ein neues Gefühl, brauche nicht mehr zur Arbeit zu geh'n.
Der Tagesablauf hat sich geändert, auch zum Vorteil aus meiner Sicht,
Schon längst ist der Wecker abgestellt, der ständig das Schlafen unterbricht.

Nach den anstrengenden Arbeitsjahren ist mein Pensionist sein ein Gewinn,
Weil ich jetzt, von jeglichen Arbeitspflichten befreit, nun zu Hause bin.
Um die Arbeitseinteilung neu gestalten, nehme an, doch nur eine Kleinigkeit,
Endlich habe ich für meine Hobbys und für meinen Weingarten nun Zeit.

Auch die vielen Arbeitsjahre im Lagerhaus glaube ich nicht zu vermissen,
Will doch die Pensionistenzeit auf jeden Fall noch lange genießen.
Fahre gern auf Urlaub, hab viel erlebt, viel gesehen auf dieser Welt,
Bei unserm Seniorenbund immer dabei, weil mir das Miteinander gefällt.

Beim ständigen Älterwerden gibt es Probleme, froh dass ich noch fit bin,
Auch dankbar dem Herrgott für mein gesundes Leben, nehm's freudig hin.
Das Beisammensein mit meinen Familien ist schön, bin froh über dieses Glück,
Hatte ein ereignisreiches Leben, an dieses erinnere ich mich gerne zurück.

Mein Leben mit der Natur.

1980

Im Frühling, wie schön ist unsere Natur,
Ganz besonders auch in Wald und Flur.
Wenn die Blumen blühen, die Vögel singen,
Erfreu ich mich an all den schönen Dingen.
Mit beschwingten Schritten geh ich dahin,
Weil mich das Leben freut, ich glücklich bin.

Beim Leben in Frieden und in Zufriedenheit
Gibt's keine Hast in dieser Frühlingszeit.
Freude, Liebe, vereint mit Freundschaft,
Gibt mir auch eine innere Lebenskraft.
Bin deshalb immer in der glücklichen Lage,
Dieses Glücksgefühl zur erleben, alle Tage.

Ein liebes Wort in schweren Tagen. (undatiert)

Ein liebes Wort in schweren Tagen
Wirkt wie ein Wunder über Nacht,
Gibt Antwort auf so viele Fragen,
Was oft aus Trübsal Freude macht.

Gib Deinem Freund den Mut zur Tat,
Vielleicht hat er Dich auserwählt.
Gib stets ihm einen guten Rat,
Frag, wo es ihm schmerzt und quält.

Schenke vom Herzen gerne Liebesgaben,
Lass Trost und Güte stets gedeihn.
Sei ein Freund in allen Lebenslagen,
Nur so kehren Glück und Frieden ein.

Die zwei nun folgenden Gedichte, „Die Jahresarbeit der Winzer.“ und „Die Arbeit im Jahresverlauf in den Weingärten / Schilderung seiner achtjährigen Lesearbeit bei Fam Bauer in Schrattenberg“ durfte ich vor vielen Jahren für meinen Nachbarn „Opa Schmaus“ ein wenig poetisch bearbeiten...

Die Jahresarbeit der Winzer.

Wenn zum Wintereinbruch die ersten Fröste kommen zur Jahreswende,
ist längst am Feld die Arbeit eingestellt, ein erfolgreiches Jahr zu Ende.
Der Ablauf im Winzer-Alltag ist ein sich ständig wiederholender Kreis,
Nur der Winzer allein über all' die Schwierigkeiten Bescheid weiß.

Im Jahresablauf hat ein Winzer kaum Freizeit, es gibt ständig was zu tun,
Dazu die laufende Kellerarbeit im Jahr, da gibt es kein Rasten und Ruh'n.
Stets möge reichlich wachsen und gedeihen der Brünnerstraßler im Land,
Der Herrgott möge unser'n Winzern gnädig sein und segnen den Winzerstand.

Bekanntlich macht nun auch in dieser Sparte die Technik jetzt das Rennen,
Das für unmöglich gehaltene Maschinenlesen funktioniert und ist anzuerkennen.
Die Lesemaschine, sie arbeitet vortrefflich, der Winzer ist zeitlich ungebunden,
Schade um die Lese-Romantik beim Bauer, sie ist nun und für immer verschwunden.

Die Lesemaschine setzte den endgültigen Schlusstrich unter das Kapitel „Leserei“,
Viel hat sich verändert in den Jahren, was gestern noch war ist heut' schon vorbei.
Uns bleiben nur Erinnerungen, auch ich werde die vielen Lesejahre nicht vergessen,
Selbst meine „Mitleser“ schwärmen immer noch vom Lesen und vom Nudelsuppenessen.

Im vergangenen Jahr hab' ich noch beim Lesen geholfen, mich dazu aufgefordert,
Noch ein letztes Mal die Leserei über die Runden gebracht und wieder geschafft.
Nicht um des Verdienstes wegen, habe ich geholfen Euch „Bauersleute“,
Sondern weil mir das Lesen Spaß machte und Eure Gastlichkeit mich freute.

Nun habe ich die Jahresarbeit der Winzer, unsere Lesezeit, in Reimen erzählt,
Und hoffe, meine Dichterei ist gelungen, sodass sie Euch allen gefällt!

Nun ein Gedicht von mir, über die Arbeit im Jahresverlauf in den Weingärten, über die Pflege derselben, über den Wein, und mit eingeschlossen, die Schilderung meiner achtjährigen Lesearbeit vom Jahr 1978 bis 1986 bei der Familie Bauer in der Gemeinde Schrattenberg, Haus Nr. 8.



Die Arbeit im Jahresverlauf.

Ich bin der Schmaus Josef aus Bernhardsthal, im nordöstlichen Weinviertel daheim,
Nicht weit weg von Schrattenberg, wo wächst der bekannte Brünnerstraßler Wein.
Mein liebstes Hobby ist mein Weingarten, den hab' ich von den Eltern übernommen,
Bin dadurch mit Weinkultur vertraut und hab' das Einschlägige vererbt bekommen.

Will zu Anfang über die Winzerarbeiten im Allgemeinen nun gleich berichten,
Danach über die vielen Lesejahre bei Familie Bauer ein wenig was dichten.
Auch vom „Stöcklbauern“, der - wegen Namensgleichheit - im Ort wird so genannt,
Er ist ein Pionier im Weinbau, und wird als solcher respektiert und anerkannt.

Nun zur ersten Arbeit, dem Veredeln, es werden nur gesunde Reben verwendet,
Mit dem Pfropfen der Augen auf den Wildling ist diese heikle Arbeit beendet.
Dies geschieht im Winter und erfordert sehr viel Praxis und Geschicklichkeit,
Denn erst nach der Kallusbildung im Treibhaus sind sie für die Rebanlage bereit.

Noch ehe der Weingarten sich regt für das bald beginnende neue Leben
Schneidet der Winzer von den Weinstöcken die alten, vorjährigen Reben.
Belässt nur gesundes, ausgereiftes Holz, achtet dabei auf die gesunden Augen,
Als Fachmann hat er die Erfahrung, sie müssen für die neue Ernte auch taugen.

Wenn der Schnee abgetaut und bald auch die Märzwinde wehen durch's Land,
Ist das Schneiden längst beendet, gemeistert behände mit flinker Hand.
Danach wird die erste Spritzung durchgeführt, sehr wohl zur richtigen Zeit,
Denn das Erwachen der Schildläuse und Milben an den Stöcken ist nicht weit.

Endlich zieht der Frühling ins Land, auch die Natur zu neuem Leben erwacht,
An den Reben beginnen die Knospen zu schwellen, sie treiben aus ganz sacht.
Doch im Mai ist Gefahr in Verzug, sie kündigt auch im Kalender sich an,
Es ist die „Sopherl“, die Eisheilige, die manchmal auch recht frostig sein kann.

Sind die Eisheiligen gnädig und ohne Frost an dem Winzer vorbeigegangen,
Ist er sehr froh, braucht nun für die neue Ernte er doch weniger bangen.
Bis Ende Juli die Trauben sich gut entwickeln, sich auch bald senken,
Nun ist's ratsam das Wachstum zu beobachten, seiner Kultur viel Zeit zu schenken.

Laufend werden jetzt gespritzt die Trauben und auch die Blätter,
Im Zehntages-Rhythmus, auf jeden Fall und bei jedem Wetter.
Ist das Sommerwetter recht günstig, auch noch im Herbst viel Sonnenschein,
Entwickeln sich sehr gut die Trauben und versprechen einen guten Wein.

Im Oktober reifen die Trauben und beginnen sich zu färben, gelb oder rot,
Es ist nun die Zeit der Stare, die sich jetzt holen ihr tägliches Brot.
Nur in der Traubenreife sind diese sonst nützlichen Vögel für uns eine Plage,
Sie werden ständig von den Weinhütern vertrieben, gar keine Frage.

Laut Gesetz bestimmen die jeweiligen Landwirtschaftskammern den Lesetermin,
Ist das Wetter recht günstig lohnt sich ein Warten, die Spätlese ist ein Gewinn.
Und jedes Jahr wieder, wenn bei der Familie Bauer beginnt die Leserei,
Da komme ich gerne, ganz ohne Bitten, bin nun schon achtmal beim Lesen dabei.

Ein neuer Tagesablauf stellt sich drauf bei mir ein, doch bin ich für diese Tätigkeit
Sehr schnell gerüstet, ist sie mir doch von jung auf vertraut die Lesearbeit.
Schon zeitig früh ratscht nun der Wecker, er läutet das Tageswerk ein,
Halb verschlafen verlass ich mein Bett und schlüpf in mein Arbeitsg'wand rein.

Jetzt wird noch ganz flink gefrühstückt, gleich danach zum Bus hingegangen,
Und nach kurzer Fahrt in Schrattenberg gelandet, wird bald drauf angefangen.
Der Wagen ist parat und beladen, der Traktor steht zur Abfahrt bereit,
Diesmal geht's zum Taubenkogelacker, und auch der Weg ist recht weit.

Täglich sind nun mit mir dabei eine fescche Bernhardsthaler Frauenrunde,
Bin natürlich der Hahn im Korb, als einz'ger Mann im illustren Bunde.
Mit dabei sind die Liesl, die Mizzi und auch die Olga, der Frauen drei,
Und das Tag für Tag und genauso wie ich, viele Jahr' schon dabei.

Beim Weingarten angekommen, die Schere zur Hand, den Kübel griffbereit,
Eine Reihe ins Visier genommen und frohgemut geht's los zu zweit.
Wir schneiden ab die Trauben, sie hängen an den Stöcken in voller Pracht,
Bei unserem Arbeitstempo wird der erste Wagen schnell voll gemacht.

Nach der Brotzeit geht es wieder recht zügig weiter und es ist wirklich toll,
Wenn wir so weiter arbeiten wird der Lesewagen bald wiederum voll.
Mit Erzählen, Scherzen und Witzen vergeht uns're Zeit wie im Nu,
An schönen Tagen macht das Arbeiten Spaß und gute Laune dazu.

Um sechs Uhr abends wird erschöpft dem Lesetag ein Ende gemacht,
Der Wagen wieder bestiegen und auch das Lesegut nach Hause gebracht.
Nach der Ankunft Waschen und Umziehen, fertig machen zum Abendessen,
Denn auf die traditionelle Nudelsuppe wird uns're Hausfrau niemals vergessen.
Gut gestärkt mit Trank und Essen werden wir vom Bus nach Hause gebracht,
Mit einem „Wiedersehen am nächsten Tag“ wünschen wir uns eine gute Nacht.

Der voll beladene Lesewagen wird nach der Lese zum Keller gebracht,
Jetzt beginnt die Kellerarbeit, die oft dauert bis spät in die Nacht.
Erst werden die Trauben gerebelt, die Maische danach in die Presse getan,
Ist erst einmal der Presskorb gefüllt, fängt auch das Pressen schon an.

Längst bereitgestellt sind rundum die Bottiche und im Keller gerichtet die Fässer,
Bereit für die Füllung mit dem ausgepressten Most, dem so süß-wertvollen Gewässer.
Erst sammelt sich in einem Behälter bei der Presse dieses köstliche Nass,
Mit Pumpe und Schlauch rinnt's fortan in den Keller, ins gerichtete Fass.

Nur wenige Tage vergehen, der Most beginnt zu brodeln und wird warm,
Der Most kreiselt in den Fässern, Gefahr ist im Keller, Obacht, Alarm.
Denn wenn der Most beginnt zu gären, dann entsteht giftigstes Gärgas,
Bei Kellerarbeiten ist höchste Vorsicht geboten, auch für Kenner kein Spaß.

Nach dem Ernteabschluss gibt es alljährlich die beliebten Winzerfeste,
Zu diesem Anlass kommen aus Nah und Fern liebe Freunde und Gäste.
Beim traditionellen Winzerumzug werden bewundert die geschmückten Wagen,
Auch die begleitenden Winzergruppen zur Stimmung des Festes beitragen.
Für die Bewirtung der Gäste ist bestens gesorgt mit gutem Essen und gutem Wein,
Das Ende der Ernte wird kräftig gefeiert, getanzt wird bis in die Nacht hinein.

Zu „Martini“ wird nach altem Brauch erstmals geprostet mit dem „heurigen Wein“,
Mit Kennern der neue Jahrgang geprüft, ob er auch spritzig ist und fein.
Man schwenkt die Gläser, riecht zum Bukett, stellt dabei fest die Qualität,
Und ständig wird gekostet wie er mundet und ob er richtig am Gaumen zergeht.

Ist endlich im Keller dann ausgereift und rein und klar der heurige Wein,
Wird gleich drauf er abgezogen, gefiltert und kommt in die Flaschen hinein.
So liegen sie dann, fein geschlichtet im Keller, zum Verkauf an Kunden bereit,
Denn Bauers Spitzenweine sind bekannt und beliebt ringsum weit und breit!



Zum Andenken! (Geschrieben im Jahre 1991)

Josef Weilinger, ein Sohn des gleichnamigen Josef Weilinger, Bauer, wohnhaft in der Hauergasse № 31, war im 1. Weltkrieg Soldat, nach seiner Heimkehr aus der russischen Gefangenschaft heiratete im Jahre 1920 die Bauerntochter Anna Janka.

Folgende Kinder wurden geboren: Ein Sohn Josef, eine Tochter Hermine und ein Sohn Franz, dieser musste als Soldat im 2. Weltkrieg sein Leben lassen.

Nach dem Tod der Frau Anna heiratete Vater Josef nach ein paar Jahren die geschiedene Anna Jaretz, geb. Wind. Sie bauten sich bald danach in der Siedlung Josefgasse ein Haus mit Stallungen, denn er bewirtschaftete bis zu seiner Bauernrente seine Landwirtschaft.

Sein Sohn Josef erbte nach der Heirat das Elternhaus Nr. 31 in der Hauergasse, war bei der ÖMV. beschäftigt.

Das war in kurzen Worten ein Bericht über den wirtschaftlichen Lebensweg des Josef Weilinger über den ich persönlich noch weiter berichten werde.

Nun eine Biografie über den tüchtigen Josef Weilinger. Er bekleidete in der Hitlerperiode etliche Ämter in unserer Gemeinde. Er war Gemeinderat, Bauernführer, Lagerhausobmann und etliche Jahre bis zum Ende des 2. Weltkriegs Feuerwehrkommandant. Auf Grund seiner zahlreichen Funktionen war er uk-gestellt³⁰.

Erst nach seiner Pensionierung, er bezog eine Bauernrente, begann er sich geistig zu beschäftigen. Teils aus Ehrgeiz und teils auch als Ausgleich seiner Langeweile.

Als Erstes schrieb er die Erlebnisse seiner länger dauernden Gefangenschaft in Mittelsibirien, die seinen Berichten nach oft recht turbulent verliefen. Er schrieb außerdem Gedichte in Prosaform die verschiedene Themen betrafen. Er brachte es außerdem fertig, das Geschriebene im Laufe der Zeit mit seiner Schreibmaschine zu vervielfältigen. Und das im fortgeschrittenen Alter, so zwischen 80. und 90 Jahren, eine einmalige Leistung. Er sagte mir immer, durch diese geistige Tätigkeit hätte er nie Langeweile und es sei ein sich lohnender Ausgleich.

Wir zwei waren die besten Freunde, hatten irgendwie als Soldat, er im 1. Weltkrieg und ich im 2. Weltkrieg, das selbe Los, nur er kam in die russische Gefangenschaft, mir blieb dieses Schicksal erspart.

Wir beide hatten mit unserem Schreiben, er mit seinen Kriegsschilderungen und Prosagedichten und ich mit meiner Ahnenforschung, dem Niederschreiben unserer Familiengeschichte und der versuchten Dichterei, die gleichen Interessen, man kann sagen, fast einen Interessensgleichklang.

Wir begannen beide erst ab unserem Pensionistenleben mit der Schreiberei, eine Vermittlung des Geschehens an unsere Nachkommen, in unserem Alter ein Ausgleich, der keine Langeweile aufkommen ließ. Ich begann meine diesbezügliche Arbeit ab dem 66. Lebensjahr und er, wie er mir mitteilte, erst viel später.

Für meine Familiengeschichte konnte ich als einen um 16 Jahre älteren Menschen etliches von der früheren Zeit in Erfahrung bringen.

Bis zu seinem Ableben im Jahre 1990 war er für mich ein liebenswerter Mensch. Es freute mich besonders, als er mir eines Tages etliche seiner Werke als bleibendes Andenken schenkte. Als 1989 seine Frau starb, fühlte er sich einsam und schon ein Jahr danach, 1990, bis zu seinem Ende noch geistig agil, starb auch er im 96. Lebensjahr.

³⁰ unabkömmlich gestellt.

Die Zeit.

1998

Die Z E I T geht mit den Leuten,
Und die L E U T E mit der Zeit.
Und was nicht aufgezeichnet ist,
Das vergeht auch für immer.³¹

Zu meinem poetischen Schaffen, meiner Dichterei - nun dazu einen Abschlussbericht. (undatiert)

Will über dieses Thema, ein paar Gedanken über die Gedichte einbringen, die ich im Laufe meiner langen Pensionistenzeit geschrieben und gedichtet habe, welche von 1978 bis 1996 und auch noch 1998 und 2001 entstanden sind.

Oft schrieb ich spontan, oft auch zum Zeitvertreib, und es wurden dann immer mehr. Ein bisschen Talent und Ausdrucksweise ist schon von Nöten.

In meinen langen Lebensjahren ergaben sich automatisch viele Themen und Anlässe aus dem Tagesgeschehen, wie Geburtstage, mein Pensionistenleben, auch über Jahreszeiten, über die Natur, Anregungen aus dem Alltag, Ereignisse über Geschehenes und Erfundenes und vom Alter.

Im Grunde genommen war es nicht immer leicht und einfach mit der Gestaltung eines Gedichts, die passenden Worte und Reime zu finden und zu erarbeiten. Des Öfteren habe ich beim späteren Lesen eines Gedichts dieses wieder überarbeitet, manchmal fast neu gestaltet.

Das Schreiben und auch das Dichten waren für mich ein geistiges Training, eine Anregung und zugleich ein abwechslungsreicher Zeitvertreib.

Im Zuge meiner Ahnenforschung und dem Schreiben meiner Memoiren, habe ich das alles unter einen Hut gebracht. Meine Verse sind teilweise nicht immer so perfekt - bin ja kein Schriftsteller oder gar ein Dichter – es war ein Versuch.

So sehe ich mein Fabulieren. Und so müsst auch ihr es verstehen und beurteilen.

Der Mensch im Alter. (undatiert)

Unaufhaltsam und leise kommt die Zeit daher,
Was uns Alten leicht war, ist jetzt schwer.
Die Haare sind schon weiß, die Augen schwach,
Die noch verbliebenen Zähne sind auch danach.

Mit dem Gehör klappt es auch recht schlecht,
Besonders die Füße wollen nicht mehr so recht.
Das Rheuma packt einen recht schwer noch dann,
Sodass er nur mit seinem Stock noch humpeln kann.

Der alte Mensch braucht Hilfe und ärztlichen Rat,
Ist oft schon angewiesen auf so manche Liebestat.
Das Leben der Alten ist hart, man lebt aber noch gerne,
Die Tage sind gezählt, der Tod nicht mehr ferne.

³¹ Aus dem Vorwort des Bernhardthaler Heimatbuches (Seite XV):

Die Zeit geht hin mit den Leuten und die Leute mit der Zeit, und was nicht aufgezeichnet ist, vergeht.
Aus einer Herrnbaumgartner Urkunde, aufgezeichnet von Leopold Teufelsbauer.

Nie stille steht die Zeit
der Augenblick entschwebt
Und den man nicht genützt hat
den hat man nicht erlebt.

Nie stille steht die Zeit.

Nie stille steht die Zeit,
Der Augenblick entschwebt,
Und den man nicht genützt hat,
Den hat man nicht erlebt.³²

Josef Schmaus

kam am 27 November 1911 als Sohn der Bauernfamilie Josef und Theresia (geb. Seidl) Schmaus in der Hauergasse № 29 zur Welt. Er hatte 3 Geschwister - Franz, Alfred und Ernestine.

1946 heiratete er Herta Pfeiler (1917-1977) von № 141. In den 1950er Jahren zog er mit seiner Gattin und den Kindern Josef und Waltraud in die neue Siedlung, welche aufgrund der zahlreichen „Josefs“ - Josef Soukup, Josef Stratjel, Josef Hasitschka, Josef Schmaus & Sohn, Josef Kadletz, Josef Weilingger und Josef Köstinger – auch den Namen „Josefgasse“ bekam.

Neben seinem Beruf als Buchhalter im örtlichen Lagerhaus pflegte er bis ins hohe Alter als letzter Bernhardsthaler Weinhauer einen der wenigen Weingärten im Ort.

Es war mir eine große Freude, ihm Ende November 2013 zu seinem 102. Geburtstag gratulieren zu dürfen.

Am 10. Oktober 2014, kurz vor seinem 103. Geburtstag, hat auch er uns für immer verlassen. Wir sind froh, Dich als Nachbarn, Freund und Ersatz-Opa gehabt zu haben. Danke Opa!

³² Aus „Die Weisheit des Brahmanen / Siebente Stufe – Erkenntnis, № 7“ Band 2 (1837) von Friedrich Rückert:
Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt,
Und den du nicht benutzt, den hast du nicht gelebt.

Karl Swatschina, BezInsp & Emil Eiermann, RevInsp der Gendarmerie Beitrag zur Chronik Bernhardsthal

Von den in Bernhardsthal wohnhaften Gend. RevInsp i.R. Emil Eiermann, der 12 Jahre Postenkommandant von Bernhardsthal war, konnten wir noch viele verschiedene Vorkommnisse die sich in diesen Postenrayon abspielten vom Jahre 1924 bis 1936 erfahren.

Obgenannter wurde im Jahre 1921 von der Grenzschutzleitung Wr. Neustadt als Stellvertreter auf den Posten Rabensburg versetzt, welche Gemeinde im Jahre 1924 den Posten Bernhardsthal als Überwachungsrayon zugewiesen wurde.

Im Jahre 1921, 2 Jahre nach Kriegsende des ersten Weltkriegs, befanden sich in dieser Gemeinde keine geordneten Verhältnisse. Arbeitslosigkeit und die zerrütteten Verhältnisse nach diesem Krieg warfen ihre Schatten nach und waren daher Diebstähle und Einbrüche an der Tagesordnung. Ausserdem wurde dem Alkohol zu viel zugesprochen, was wieder ständige Wirtshausexzesse verursachte und dem Posten sehr viel Arbeit verursachte. Der Schleichhandel blühte und gestohlene Schweine und Geflügel wanderten nach Wien, wo sie von den Dieben abgesetzt wurden. Aus den fahrenden Güterzügen wurde nicht nur Steinkohle abgeworfen sondern es wurden auch Waggons aufgebrochen und Textilwaren und sonstiges Brauchbares gestohlen. Da sich diese unliebsamen Verhältnisse auch auf den Bahnhöfen abspielten und insbesondere die Kohlenvorräte von der Bevölkerung gestürmt wurden, wurde eine eigene Bahngendarmerie aufgestellt, die nur die Sicherung der Bahnhöfe durchzuführen hatte. Obwohl die Gendarmerie viele der Täter zur Strecke brachte, konnte diesen Übelstand nur teilweise Einhalt geboten werden. Auch mangelte es an älteren, gut geschulten Gendarmen, da die jungen, nach dem Weltkrieg aufgenommenen Probegendarmen nur Schnellkurse durchgemacht hatten und daher für schwierige Delikte nur unter Leitung des Postenkommandanten zu verwenden waren. Weiters hatte die Gendarmerie mit den vielen Hamsterern die von Wien in die Dorfortschaften kamen und alle möglichen Lebensmitteln kauften und eintauschten sehr viel zu tun, da viele Lebensmittel damals bewirtschaftet waren.

Bei diesen Kontrollen, die hauptsächlich auf den Bahnhöfen vor der Abfahrt nach Wien vorgenommen wurden, kam es sehr oft zu Tötlichkeiten gegenüber den einschreitenden Gendarmen, welche das Hamstergut beschlagnahmen mussten, wobei oft Gendarmen, Körperverletzungen davongetragen haben. Weitere Schwierigkeiten bereitete der Gendarmerie die Staatsgrenze, da auch von der Tschechoslowakei Elemente nach Österreich kamen und hier Einbrüche und Diebstähle durchführten. Der Personalstand des Posten Rabensburg betrug 4 Beamte einschliesslich der 2 Probegendarmen.

Zu diesem Rayon gehörten auch die Gemeinden Hausbrunn und Altlichtenwarth, welche erstere 7 und letztere 10 km von Rabensburg entfernt war und nur auf 2 Feldwegen von Rabensburg aus erreichbar waren. Da der Posten damals über keinen Telephon verfügte und auch sonst die Telephonverbindungen sehr schwierig waren, wurden Einbrüche und Diebstähle in diesen Gemeinden sehr oft dem Posten sehr verspätet bekannt und war daher die Ausforschung der Täter sehr in Frage gestellt. In diesen Gemeinden wurden hauptsächlich die Bauern heimgesucht, die Schüttdöden erbrochen und aus diesen Getreide gestohlen und im Lagerhaus Dobermannsdorf verkauft. Auch der Schleichhandel blühte in diesen Gemeinden, welcher noch von der Ortsbevölkerung unterstützt wurde. Waren 1 oder 2 Gendarmen in Hausbrunn, so fuhren die Hamsterer mit dem Zug von Altlichtenwarth weg oder umgekehrt. Diesem Treiben konnte wegen der anderen vielen gerichtlichen Delikte nur teilweise Einhalt geboten werden, da zu wenig Gendarmen zur Verfügung standen und Patrouillen nur zu Fuss über die Feldwege durchgeführt werden konnten, welche Wege im Frühjahr und Herbst oft unpassierbar waren. Die Bahn durfte bei Patrouillen nicht benützt werden, Fahrräder waren nicht vorhanden und auch nicht vorgeschrieben. Dieser Zustand war für die Täter günstig und wurde auch dementsprechend ausgenützt. Uneruierte Täter wurden zu dieser Zeit viel registriert.

Um diese Sicherheitsverhältnisse zu bessern hat die Gemeinde Hausbrunn bei der Landesregierung um die Aufstellung eines Gend. Postens angesucht, dessen Ansuchen im Jahre 1924 stattgegeben wurde. Diesem Posten wurden die Gemeinden Hausbrunn, Altlichtenwarth und Katzelsdorf als Überwachungsrayon zugewiesen. Der Posten Rabensburg wurde dann aufgelassen und diese Gemeinde dem Posten Bernhardsthal zugewiesen. Zum Postenrayon gehörte seit dieser Zeit die Gemeinde Bernhardsthal, Reinthal und Rabensburg.

RevInsp Eiermann wurde 1924 zum Postenkommandanten in Bernhardsthal ernannt und leitete denselben bis zu seiner aus Gesundheitsrücksichten erfolgten Pensionierung bis 1936. Der Personalstand betrug durchschnittlich 5 Beamte.

Durch den Umstand, dass die Gemeinde Rabensburg ohne Posten war, mehrten sich die Strafdelikte und es war daher notwendig ständige Patrouillen nach Rabensburg zu entsenden um nach Möglichkeit Diebstähle und sonstige Gerichtsdelikte so viel als möglich zu verhindern und der Täter habhaft zu werden. Mehrere jüngere Männer bildeten in dieser Gemeinde eine Bande die Einbrüche und Diebstähle durchführten und nur sehr schwer auszuforschen waren, andere wieder terrorisierten die Gasthäuser durch Gewalttaten, wo sie öfters alles klein schlugen und Raufexzesse mit schweren Verletzungen lieferten. Zu den Kirtagen musste der Posten Gend. Verstärkungen anfordern und in jedem Gasthaus wo die Unterhaltungen stattfanden, musste Gend. Bereitschaft in diesen Gaststätten eingesetzt werden. Nur auf dieser Weise war es möglich, dass das Kirtagsfest abgehalten werden konnte. Trotz alledem musste die Gendarmerie mehrmals einschreiten um Messerstechereien und Verwüstungen der Gasthauseinrichtung zu verhindern. Bei solchen Exzessen wurden oft die einschreitenden Gendarmen von den randalierenden Männern bedroht und tätlich angegriffen. Bei solchen Anlässen kam es sehr oft zu schweren Verletzungen der raufenden Männer, die sich mit Messer bearbeiten. Diese Zustände wurden etwas gemildert, indem die Gemeinde Rabensburg im Jahr 1928 die Wiederaufstellung eines Gend. Postens für diese Gemeinde erreicht hatte und dortselbst 1 Posten mit 3 Beamte neu aufgestellt wurde.

Die Gemeinde Bernhardsthal ist eine ausgesprochene Bauerngemeinde und lebt von Getreide und Zuckerrübenbau. Die Bauern, erbeingesessen und begütert, sind voreingenommen und haben für Ortsfremde nichts übrig, die sie als „Zugeraste“ bezeichnen. Auch sind sie keine Freunde der Gendarmen, da sie nicht gewohnt sind sich den Vorschriften unterzuordnen. Arbeitskräfte waren in Überzahl vorhanden. Es waren im Jahre 1924 200 slowakische und tschechische Dienstboten in der Gemeinde tätig gewesen. Für dieselben hatte man nicht viel übrig, es mangelte an entsprechenden Unterkünften, die Knechte schliefen in den Pferdestallungen und die weiblichen Dienstboten in alten Kammern. Es kam sehr häufig vor, dass diese Dienstboten am Posten erschienen und Klage darüber führten, dass sie den fälligen Lohn nicht ausbezahlt erhielten und auf die Strasse gesetzt wurden. Der Posten verwies dieselben zum Bürgermeister zur Austragung der Streitigkeiten, doch auch dort hatte der Dienstbote wenig Erfolg, da die Gemeindevertretung hauptsächlich aus Bauern bestand. Zu Gericht konnten dieselben nicht fahren, da sie keine Geldmittel übrig hatten und so blieb ihnen nichts anderes übrig, als wieder einen neuen Dienstposten anzunehmen. Auch für die Gendarmen hatte man nicht viel übrig. Da damals keine Neubauten aufgeführt wurden, war es sehr schwer für die eingeteilten Beamten Wohnungen aufzutreiben. Der Posten hatte kein elektrisches Licht und kein Telephon. Nur die reichen Bauern hatten sich ein kleines elektrisches Werk gebaut, von dem nur die gut situierten Bauern Licht bezogen. Eine Strassenbeleuchtung gab es nicht. Ausser der Hauptstrasse waren alle anderen Strassenteile und Wege im Herbst und Frühjahr oft unpassierbar. Die Gemeinde selbst, die über grosse Feld und Wiesenflächen verfügte, machte keine Anstalten die Ortsverhältnisse zu bessern. Der Bürgermeister amtierte 1 bis 2 Stunden in der Mittagszeit, ansonsten war die Gemeindekanzlei geschlossen.

Um die vielen Ausländer die hier beschäftigt waren unter Evidenz zu bringen, wurde seitens des Postens darauf gedrungen, dass die Dienstboten polizeilich gemeldet werden müssen. Es dauerte geraume Zeit bis das Meldesystem sich einbürgerte und bedurfte vieler Anzeigen um die Bauern zur Meldung zu zwingen. Durch diesen Schritt hatte sich der Posten bei den Bauern nur unliebsam gemacht, da sie durch diese Meldevorschrift auch der Krankenkasse die Anwesenheit ihrer Dienstboten bekannt geben und Beiträge zahlen mussten, was ihnen sehr unlieb war. Durch den ständigen

Pendelverkehr dieser Dienstboten, der Nichtanmeldung, waren daher die begangenen Diebstähle nicht leicht auszuforschen, da diese jederzeit und leicht die Staatsgrenze überschreiten konnten und so nicht mehr erreichbar waren.

Die damalige zwischenstaatliche Vereinbarung gestattete zwar bei begangenen Verbrechen, dass die österreichische und tschechische Gendarmerie die Grenze überschreiten und beim Grenzgendarmerieposten intervenieren konnte, war³³ bei begangenen Vergehen und Übertretungen nicht gestattet, was zum Übergreifen³⁴ von Übertretungsfällen führte. Der Posten hat sich daher mit dem angrenzenden tschechischen Gend. Posten ins Einvernehmen gesetzt, auch bei Übertretungsfällen gegenseitig die Grenze zwecks Intervention zu überschreiten, wodurch sehr viele Diebstähle und andere Sicherheitsdelikte ihre Aufklärung fanden und die Täter den Gerichten übergeben werden konnten. Durch dieses gegenseitige Entgegenkommen der beiden Grenzgendarmerieposten wurden sehr viele Straftaten aufgeklärt und zu Besserung der Sicherheitsverhältnisse beigetragen.

Ausser diesem kleinen Grenzverkehr zwischen Österreich und der Tschechoslowakei hatte der Posten auch noch mit dem internationalen Verbrechen zu tun, da diese wegen der günstigen Bahnverbindung von Lundenburg die Grenze Unterthemenau und Bernhardsthal als Übergang benützten. Nächtliche Streifen des Postens im Einvernehmen mit der Zollwache konnten sehr oft derartige Grenzgänger aufgreifen und begangener Straftaten überweisen. Mitunter konnten oft schwer bewaffnete Verbrecher dingfest gemacht werden. Auch die Polizeidirektion in Wien brachte alle des Landes verwiesene Personen nach Bernhardsthal zur hiesigen Staatsgrenze um sie hier ausser Land zu bringen. Da dieselben von den Kriminalbeamten unmittelbar vor der Staatsgrenze freiliessen und anweisen über die Grenze zu gehen, kamen dieselben zum Grossteil nach kurzer Zeit wieder nach Bernhardsthal zurück und fuhren mit dem Zug wieder nach Wien. Wurden dieselben bei der Grenzüberschreitung von einem tschechischen Grenzorgan aufgegriffen, so lotste sie derselbe wieder nach Österreich zurück. Um diesen Übelstand abzuheben und um eine bessere Überwachung bei den Ausgewiesenen durchzuführen, wurden diese Ausländer von der Polizeidirektion dem hiesigen Posten überstellt und von da aus zur geeigneten Nachtzeit über die Staatsgrenze abgeschoben.

Die Gemeinden Reinthal und Katzelsdorf liegen ebenfalls hart an der Staatsgrenze, sind zum Grossteil Weinbau betreibende und zum Grossteil Kleinbetriebe. In diesen beiden Gemeinden waren nur sehr wenig tschechische Dienstboten beschäftigt und der Grenzverkehr war nur gering. Der Hauptgrenzverkehr spielte sich im Gemeinderayon Bernhardtsthal ab. Die Staatsgrenze gegen die Slowakei bildete der Thayafluss gegen Themenau und Feldsberg verlief die Grenze von Bernhardsthal bis Katzelsdorf entlang der Felder, wodurch die Landwirte von Reinthal und Katzelsdorf viele Felder schon im tschechischen Gebiet liegen hatten. Auch die Sicherheitsverhältnisse in diesen beiden letztgenannten Grenzgemeinden waren besser als in Bernhardsthal und Rabensburg.

Nach 1930 wurde von einer englischen Firma im Grenzgebiet Bernhardsthal, unmittelbar an der Staatsgrenze, nach Erdöl Versuchsbohrungen durchgeführt und in kurzer Zeit wieder eingestellt. Erst spätere Bohrungen führten dann erst zu Erfolg, wo dann am sogenannten Mühlberg das Erdöl fündig wurde und das Erdölgebiet erstand. In diesem Gebiet kam es 3 Mal zur Erdgasbränden, wobei bei dem letzten Brand die Wiener Feuerwehr gerufen werden musste um den Brand, der einige Tage andauerte, zu löschen. Menschenleben waren bei diesen Bränden nicht zu beklagen.

Die Gemeinde Bernhardsthal liess dann in der Hauergasse und weiter der Hauptstrasse bis zum Bahnhof ein Kleinsteinpflaster legen, erhielt dann durch einen Ausbau von der Gemeinde Poysdorf den Licht- und Kraftstrom und es wurde auch das Ortsnetz für die neue Leitung ausgebaut. Es erhielten dadurch sämtliche Ortsbewohner das elektrische Licht und auch die Strassenbeleuchtung wurde eingeführt. Die Telephonleitung wurde etwas ausgebaut und auch der Gend. Posten erhielt nun endlich eine eigene Telephonverbindung. Trotz alledem musste man mit einem Gespräch nach Wien mit einer ziemlich langen Wartezeit rechnen bis die Verbindung hergestellt war. Auch das kleine Postamt wurde vergrössert und ausgebaut. Die Gemeinden Reinthal und Katzelsdorf hatten kein eigenes Postamt und kein Telephon und waren nur mit dem Postamt Bernhardsthal durch einen Landbriefträger

³³ Statt „war“ sollte es vermutlich heißen: Verhaftungen waren bei begangenen Vergehen und...

³⁴ Überhandnehmen.

eingeschaltet. Auch wurde dem Posten das erste Dienstfahrrad zugewiesen. Bis zu dieser Zeit mussten alle Dienstgänge zu Fuss als Patrouillen absolviert werden. Das Dienstfahrrad durfte nur in dringenden Fällen in Anspruch genommen werden. Erst in den späteren Jahren erhielten die Gemeinden Reinthal und Katzelsdorf eine Telephonansprechstelle die in den Gemeindegasthäusern installiert wurden und von der Ortsbevölkerung in Anspruch genommen werden konnten.

Im Jahre 1934 nach Übernahme der Regierung durch Dr. Dollfuss und des erfolgten Aufstandes in Wien, wurden dem hiesigen Posten 80 Mann bewaffnete Schutzeinheiten³⁵ zugewiesen, die unter Leitung von je 2 Gendarmeriebeamten, welche dem Posten ebenfalls zugeteilt wurden, zur Bewachung der Staatsgrenze von Bernhardsthal, Reinthal und Katzelsdorf eingesetzt wurden. Zu irgendwelchen Grenzzwischenfällen ist es jedoch nicht gekommen.

Im Jahre 1937 wurde der Posten Bernhardsthal - aus welchem Grunde unbekannt, scheinbar weil sich kein Bewerber für den Grenzposten gefunden hat - aufgelassen und die Gemeinden dem Posten Rabensburg zugeteilt. Vorher hatte die Gemeinde das Isolierhaus³⁶ für den Posten neu adaptieren lassen, doch ist diese Unterkunft nicht mehr bezogen worden. 1938 erfolgte der Einmarsch der Deutschen Truppen und im Jahre 1939 oder 1940 wurde der Posten Bernhardsthal neuerlich errichtet und in Haus Nr. 18 eingezogen. Nach der Auflassung des Postens wurde die Gendarmerieunterkunft von der Gemeinde als Gemeindeamt eingerichtet und bezogen. Auch wurde in den restlichen Räumen das Standesamt eingerichtet.

Im April 1945 marschierten die russischen Truppen in Bernhardsthal ein. Kurz vor dem Einmarsch wurden die in der Gemeinde anwesenden deutschen Truppen nach Westen abgesetzt, gleichzeitig musste sich auch die Gendarmerie und die Zollwache nach Westen absetzen. Die noch vorhandenen deutschen Truppen welche beim Thayafluss und im Walde bei Unterthemenau standen beschossen noch diese Truppen, welches Feuergefecht am zweiten Tag dann beendet wurde. Während diesen ersten Tagen wurde den Russen angeblich die Plünderung freigegeben und sie brachen alle Gebäude auf die nicht bewohnt waren und plünderten

sie aus. Dies waren jene Häuser zum Grossteil, deren Bewohner sich mit den deutschen Truppen abgesetzt hatten. Den zurückgebliebenen Ortsbewohnern wurden die Uhren und Goldsachen, die Ringe und Ohrgehänge abgenommen und da der Grossteil sich in den Kellerräumen versteckt hielt, auch ihrer Habe beraubt und die Frauen geschändet. Die Männer, die nicht mit dem Volkssturm nach Reinthal abgegangenen waren, wurden in der Nacht von den Russen aus den Kellern geholt und zu Aufräumarbeiten der gesprengten Brücken herangezogen. Sämtliche Häuser wurden durchsucht und dabei für sie Brauchbares mitgenommen. Den Bauern wurden die Pferde beschlagnahmt und wer Stiefel anhatte musste dieselben ausziehen und den Russen überlassen. Sämtliche Wohnungen wurden von den Russen bewohnt. Erst in einiger Zeit errichteten sie im Föhrenwald ein Auffanglager, holten sich jedoch zu deren Einrichtung alle Einrichtungsgegenstände aus der Gemeinde. Die Lebensmittel mussten von der Ortsbevölkerung aufgebracht werden, hauptsächlich Schweine, Hühner, Eier und Fett. An Brot fehlte es selbst bei der Ortsbevölkerung. Nach Auflassung dieses Auffanglagers und Abzug des Grossteiles der Russen trat eine gewisse Beruhigung ein.

Swatschina, PK

Eiermann, RevInsp d. R.

Karl Swatschina, Bezirksinspektor und Postenkommandant

Emil Eiermann, Revierinspektor des Ruhestands, ehem. Postenkommandant

Vermutlich zwischen 1945 und 1950 von Karl Swatschina verfasst und von Emil Eiermann korrektur gelesen.

³⁵ Schutzkorps-Einheiten.

³⁶ Bahnstraße № 277.

Kurzer Nachtrag

Der Gendarmerieposten war von 1904 bis ca. 1934 im Haus № 46, dem einstigen Jägerhaus bzw. wo sich bis 1458 die einstige Burg Bernhardsthal befunden hat, untergebracht. Um etwa 1934 erhielt der Posten seine Unterkunft im alten Gemeindeamt № 62 (heute Heimat-Museum), ab 1939/40 im Haus № 18 (Kotterberg, Schulstraße). Am 15. Juli 1965 bezog sie die Räume im 1. Stock des neuen Rathauses auf der Hauptstraße № 65.

Siehe auch:

ZELESNIK, Robert Franz - Heimatbuch Bernhardsthal, 1976; Kapitel VI. Gendarmerie, S. 188-191 bzw. [Heimatbuch Bernhardsthal](#) (pdf-Datei), Kapitel 6.1 Gendarmerie / Polizei (28. Mai 2014).

Karl Swatschina, Bezirksinspektor († 1971)

Vom 2. Juli 1953 bis 1971 Postenkommandant des Gendarmerie-Postens Bernhardsthal.

Emil Eiermann, Revierinspektor in Ruhe (* 1888 † 1975)

Träger des Silbernen Ehrenzeichens,

von 1924 - 1936 Postenkommandant des Gendarmerie-Postens Bernhardsthal,
wohnte in der Arthur-Weilinger Straße № 390.

Josef Weilinger

Kriegsgefangenschaft in Sibirien

aus: *Franz Zelesnik, Bernhardsthaler Heimatbuch, Kapitel 8.3*

Erinnerungen an die russische Kriegsgefangenschaft im 1 Weltkrieg

Im Jahre 1917 befand ich mich im russischen Kriegsgefangenenlager „Barnaul“ im Gouvernement Tomsk in Westsibirien, etwa 1.600 km östlich des Ural. Da teilte uns eines Tages der Lagerposten mit, der Krieg sei zu Ende und er gehe nach Hause; wir sollen uns in Hinkunft selbst schützen. Wir blieben dann zwei Tage ohne Aufsicht. Dann hörten wir, dass der Zar abgesetzt sei und Kerenski eine republikanische, linksgerichtete Regierung gebildet habe, die den Krieg weiterführe. Zwei Tage später fiel uns auf, dass ein Stadtteil von Barnaul zwei Nächte lang von hellem Feuerschein beleuchtet war. Es hieß, das Viertel der Reichen sei von mehreren Seiten angezündet worden und das Feuer habe - vom herrschenden Sturm begünstigt - Mensch und Vieh eingeschlossen. Unterdessen zogen die Anhänger der Revolution mit Gesang und fliegenden Fahnen durch die Straßen und an unserem Lager vorbei. In den darauffolgenden Tagen fuhren dann die Gespanne mit den verkohlten Menschen- und Tierleichen, den Opfern des Brandes, vorüber. Nach drei weiteren Tagen bekamen wir wieder eine Lagerbewachung.

Die Kerenski-Regierung verlor, weil sie den Krieg weiterführte, bald die Sympathie der Bevölkerung. Lenin und Trotzki, die nach der Absetzung des Zaren sofort nach Russland zurückgekehrt waren, bereiteten eifrig den Sturz Kerenskis vor, und so kam es mit der Oktoberrevolution zum Bürgerkrieg, mit dem die Bolschewiken unter Lenins Führung die Regierungsgewalt an sich rissen. Verschiedene Generäle kämpften, wie man hörte, als Zarenanhänger für die Kaiserlichen, so General Wrangel, Badluren, Denikin und Semjonikow. Sie vereinigten sich später unter dem Oberbefehl Koltschaks und nannten sich „Weiße Armee“. Ihnen gegenüber standen die Bolschewiken, was so viel wie Mehrheitspartei heißt, die Menschewiken (Minderheitsanhänger) und die kleinste Gruppe, die Kommunisten, die sich zur Roten Armee vereinigten.

Mit den Kaiserlichen kämpften auch die Tschechen, während Deutsche und Ungarn, besonders solche von ihnen, die in der Gefangenschaft unter den Tschechen zu leiden gehabt hatten, lieber mit den Bolschewiken kämpften. In der ersten Zeit, als diese Armeen noch klein waren, bildeten die Tschechen auf der Seite der Kaiserlichen die Elitetruppe, weil ja die Kaiserlichen den Tschechenstaat garantierten. Die Deutschen und Ungarn dagegen stellten auf Seite der Bolschewiken die Elitetruppe. Kein Wunder, dass sich die Tschechen auf der einen, die Deutschen und Ungarn auf der andern Seite zu erbitterten Todfeinden entwickelten. Es ging ihnen nicht um die Ideen einer der Revolutionsparteien, sondern die Tschechen kämpften für die Errichtung ihres Nationalstaates, die Deutschen und Ungarn aber gegen die Errichtung desselben, ganz sicher aber zu dem Zweck, den seit langem angefachten und angehäuften Nationalhass abzureagieren.

Wie tief der Hass zwischen Tschechen und Deutschen saß, erfuhr ich am eigenen Leibe, als ich im Herbst 1915 nach Sibirien gebracht wurde. Ich kam damals in der noch vor dem Ural liegenden Stadt Perm in ein Lager, in dem auch Tschechen waren. Diese kochten die fünf Tage, die wir hier weilten, auch für die deutschsprachigen Kriegsgefangenen. Da das Essen Tag für Tag angebrannt war, wussten wir, dass dies mit Absicht geschah. Als ich im Jahre 1918 in einem Winterquartier einen Spätgefangenen traf, fragte ich ihn, was es in der Heimat Neues gebe. Er antwortete: „Was geht das dich an?“ Auf meine Frage: „Was bist du so kurz angebunden“ sagte er: „Und warum du so lange?“ Da wusste ich sofort, dass ich einen Tschechen vor mir hatte, und dass ich ihm, wenn mir mein Leben lieb war, nicht mehr begegnen dürfe.

Die Tschechen waren zur Zeit des beginnenden Bürgerkriegs eine geschlossene Armee, während die Russen ihnen durch ihre Uneinigkeit noch machtlos gegenüberstanden. Russen und Tschechen konnten einander nicht „schmecken“, denn die Tschechen benahmen sich arrogant und pflegten gerne aufzuschneiden. Ich bin fest überzeugt, dass die Tschechen ihre große Niederlage bei Pawlovsk, wo sie angeblich die Hälfte ihrer Streitmacht verloren haben, nur dem bei den Deutschen und Ungarn gegen sie angehäuften Hass zu verdanken hatten.

Es gab bei den Bolschewiken ganze deutsche Regimenter mitsamt ihrem Hauptmann. Manche Russen behaupteten: „Hätten wir nicht die Kriegsgefangenen, wir Russen wären schon lange einig, denn wir sind kriegsmüde!“ Die Bolschewiken sagten aber zu den Deutschen und Ungarn auch: „Kämpft mit uns und kämpft euch den Weg in die Heimat frei! Wir sind die Armee, die euch die Freiheit gibt!“ Begegnete man Kriegsgefangenen, die in der Roten Armee gekämpft hatten, so musste man trachten, ihnen auszuweichen, denn sie drückten einem förmlich die Waffen in die Hand!

Folgende Verse, die ich mir selbst zusammengereimt hatte, sind mir aus jener Zeit noch in Erinnerung geblieben:

„Es schlagen sich im Kunterbunt
Nationen schon den Schädel wund.
Der Russ, Mongole und Tatare,
der Tscheche, Deutsche und Magyare!
Und jeder kämpft nach seiner Façon
und keiner kennet einen Pardon,
und schreit: Willst Du nicht mein Bruder sein,
so hau ich dir den Schädel ein!“

Die Bolschewiken hatten Unmengen von Propagandamaterial und viele Propagandaredner, besonders attraktive Frauen und Mädchen, die von der Partei geschult wurden. Die Jugend war von dem Neuen, das auf sie zukam, begeistert!

Hatten die Kaiserlichen ein Gebiet besetzt, so verwendeten sie als Zahlungsmittel die alten russischen Rubel. Reichten diese nicht aus, so druckten sie Papiergeld dazu. Die Bolschewiken dagegen hatten ihr eigenes Geld. Bezahlt wurde sowohl von der Kaiserlichen als auch von den Bolschewiken alles. Allerdings nahm die Weiße Armee das Geld der Bolschewiken nicht an, und die Bolschewiken nahmen das Geld der Kaiserlichen nicht an. So kam es vor, dass man in der Zeit der Besetzung durch eine Armee viel Geld hatte. Besetzte aber jetzt die Gegenseite das Gebiet, so konnte man für das Geld nichts kaufen, denn es hatte seine Gültigkeit verloren. Die Bolschewiken pflegten zu sagen: „Geld haben wir genug, Papier aber zuwenig!“

Bis zum Juni 1918 hatte der Bürgerkrieg in Sibirien noch keine Spuren hinterlassen, und es gab auch noch genug zu essen. Es gab hier übrigens nur Frauen, Kinder und Greise. Alle Wehrfähigen waren ja eingerückt. Die drei Jahre Krieg und die andauernde Revolution hatten die Gemüter reichlich abgekühlt. Es kam zwar zu gelegentlichen kurzen Partisanenkämpfen, die sporadisch da oder dort aufflammten und rasch wieder erloschen. Meist handelte es sich dabei um ehemalige Frontsoldaten, die sich zwar als Feinde der Deutschen fühlten, aber mit den Bolschewiken sympathisierten und zeitweise in ihrem Heimatdorf auf ihren Bauernhöfen arbeiteten. Man muss sich vor Augen halten, dass in Russland die Sippe bzw. Großfamilie noch ihre Bedeutung hatte und daher die Eltern, solange sie rüstig waren, als Oberhaupt anerkannt wurden. War einer der Söhne nicht da, so fiel das nicht sonderlich ins Gewicht; ihre Arbeit besorgten eben die andern Brüder, deren Frauen und Schwägerinnen. Es fiel zwar auf, wenn ein von der Front Heimgekehrter teils zu Hause arbeitete, teils wieder für einige Zeit verschwand. Es bestand auch wohl der Verdacht, er könnte bei solchen Kämpfen beteiligt sein, aber Beweis hatte man dafür keinen. Aber auch wenn man es beweisen hätte können, wäre es unmöglich gewesen, etwas dagegen zu unternehmen. Denn wenn man davon Kenntnis bekam, war schon wieder alles zu Ende. Man verfolgte mit solchen Scharmützeln ja nur das Ziel, die Bevölkerung darauf aufmerksam zu machen, dass eine neue Ordnung im Kommen sei, und man sah auch, dass diese Taktik erfolgreich war.

Langsam aber sicher schieden sich die Geister! So trug man in jede Familie den Keim des Zwiespalts, denn jedes Familienmitglied sympathisierte womöglich mit einer anderen Partei. Die Folge war, dass das Misstrauen in den Familien um sich griff: Es traute keiner dem andern, der Mann nicht der Frau, die Eltern nicht den Kindern, der Bruder nicht der Schwester! Dabei wusste man aber gar nicht, was in Wirklichkeit vor sich ging und wohin das alles führen sollte. Man bekam nur wenig Zeitschriften

in die Hand und hatte keine Ahnung, was man für wahr halten dürfe und was nicht. Weißes Zeitungspapier wurde übrigens nur selten verwendet, sondern meist braunes!

Die Machtkämpfe im Jahre 1917 hatten mit dem Sieg Lenins und Trotzki geendet und zum Sturze der Kerenski-Regierung geführt. Die Sieger begannen noch im selben Jahr mit Friedensverhandlungen, die dann im März 1918 zum Frieden von Brest-Litowsk führten. Der Bürgerkrieg in Russland ging allerdings weiter. Schön langsam hatte man alle wehrfähigen Männer wieder unter die Waffen bekommen und suchte nach und nach zu einer Armee der eigenen Gesinnung zu gelangen. Man schleuste einzelne Bolschewiken in die Reihen der Weißen Armee (der Kaiserlichen) ein, die dann bei Kämpfen Verwirrung in die Reihen der Kaiserlichen brachten. So gab es eingeschleuste Artilleristen, die einfach mit Absicht zu kurz schossen und die eigenen Reihen der Kaiserlichen trafen. Bald merkten diese, dass ihre Reihen von Bolschewiken durchsetzt seien.

Im Sommer 1918 erfuhren wir, dass die Zarenfamilie ermordet worden sei. Die Kämpfe gingen gleichwohl weiter. Als aber die bolschewistische Front im Juni 1919 nach Asien vorrückte, war das Schicksal der Weißen Armee so gut wie entschieden. Ich arbeitete damals bei einem Bauer, der ein Kosakenfeldwebel war, in einer Ortschaft östlich des Ural auf asiatischem Territorium. Der Bauer hatte seine Ortschaft noch mit den Kaiserlichen verlassen. Nach drei Tagen schlug er sich nachts durch die rote Front hindurch und kam wieder nach Hause. Ich hörte, wie er zu seiner Frau folgendes sagte: Am besten wäre es, den ganzen Krempel hinzuschmeißen, denn für die Kaiserlichen ist ohnedies alles verloren; überdies sei die Weiße Armee bereits ganz von Bolschewiken durchsetzt, so dass einer dem andern nicht mehr trauen könne! Der Bauer verschwand dann wieder. Aus Sorge um die zurückgelassene Familie riskierte er es aber noch einmal, sich durch das von den Bolschewiken besetzte Gebiet durchzuschlagen. Als er wieder verschwand, nahm er den 14jährigen Sohn mit.

Der Bürgerkrieg dauerte dann noch bis ins Frühjahr 1921. Es waren ja im Sommer 1919 vom Ural bis Wladiwostok immerhin durch ganz Asien hindurch etliche tausend Kilometer zu durchqueren.

Von der Armee der Bolschewiken hatte man den Eindruck, als bestünde sie aus lauter Idealisten. Offiziere traten fast nicht in Erscheinung. Man muss allerdings in Betracht ziehen, dass die Stimmung angesichts eines erfolgreichen Vormarsches immer ausgezeichnet ist und dass die Verproviantierung und das Entgegenkommen der Bevölkerung unter solchen Umständen nichts zu wünschen übrig lassen.

Schließlich war ja das Verhältnis zwischen Volk und Armee damals auf das Motto abgestimmt: „Tu mir nichts, ich tu dir auch nichts.“

Franz Zelesnik, 1976: Diese Aufzeichnungen beziehen sich in erster Linie auf die 1917 begonnene russische Revolution. Josef Weilingers hat aber auch die Erinnerungen an seine übrige Kriegsgefangenschaft schriftlich niedergelegt, teilweise sogar in gereimter Form. Wir hoffen, dass diese Aufzeichnungen nicht verloren gehen und eines Tages dem Bernhardsthaler Heimatmuseum überlassen werden.

Dieter Friedl, 2014: Das Schicksal war dem Hoffnungsausdruck Franz Zelesniks gnädig. Durch eine Verkettung zahlreicher Zufälle - mein Wohnsitz in unmittelbarer Nähe seines Stiefsohnes Rudolf Jarets, das Interesse an Dichtung und Prosa, Nachbar Josef Schmaus gab mir die Gelegenheit es durchzulesen, diese Chance genutzt und eine Kopie angefertigt zu haben, schließlich seit 2011 Leiter des „Otto Berger Heimatmuseums“ zu sein - kamen Josef Weilingers Aufzeichnungen tatsächlich 35 Jahre später in die Sammlung des Heimatmuseums.

Im Laufe der Abschreibearbeit meiner Kopie von Josef Weilingers Erlebnissen in der russisch-sibirischen Gefangenschaft habe ich mit Bestürzung aus verlässlicher Quelle erfahren, dass sämtliche Aufzeichnungen, Unterlagen und Bilder von seinem Stiefsohn bereits vor Jahren vernichtet wurden...

Gedichte und Erlebnisse von Josef Weilingner

Übersicht:

Josef Weilingners Aufzeichnungen beinhalten...

Teil 1

Seite 1.....	So nebenbei allerlei
Seite 2.....	Die Pferde Tränke
Seite 4.....	Besiedlung in Sibirien
Seite 6.....	Sprüche!
Seite 7-58	Sibirisches Landleben

Teil 2

Seite 1.....	Der Jugendtraum in die Ferne (die russisch sibirische Zeit in Versform)
Seite 5.....	Das Mütterlein im fremden Land
Seite 6.....	Die Fahrt ins Ungewisse
Seite 7.....	Ein Leben, geschildert in Strophen
Seite 10.....	Das Kosakenmädchen als Arbeitskameradin
Seite 12.....	Das Zigeuner Mädchen
Seite 13.....	Der gemütliche Abend
Seite 16.....	Der Sibirische Heimkehrer
Seite 17.....	Sterbender Soldat an seine Frau
Seite 17.....	Allerseelenstimmung

Teil 3

Seite 1.....	Der Bauer einst und jetzt
Seite 3.....	Der Wanderweg
Seite 5.....	Liebe kann man nicht kaufen, doch wenn Du Glück hast, wird sie Dir geschenkt
Seite 5.....	Das Samenkorn
Seite 6.....	Russische Revolution
Seite 7-28	Auszüge aus dem „Bernhardsthaler Heimatbuch“
Seite 28.....	Sprüche und Redewendungen

[aus dem Paket „Druckfahnen Heimatbuch Bernhardsthal“](#)

[Bernhardsthal](#)

[Geschichte von Bernhardsthal](#) (Seiten 1-3)

[Blatt für sich](#)

Die angeführten Seitenangaben beziehen sich auf die von Josef Weilingner mit Schreibmaschine geschriebenen Blätter.

Josef Weilingner, Teil 1

So nebenbei allerlei

(1) Auch ich, der ich unfreiwillig gelebt in diesen Regionen,
Erinnere mich gern, an ihre Menschen, an ihre Zonen.
Auch ich hatte die Weite, die Freiheit, die Natur geliebt,
Wenn es auch manchmal war, als wär alles schon verrückt.

(2) Ich war in vielen Gebieten, überall ist es etwas anders,
Und dieses gewährte ich durch das viele Wandern.
Da war ich bei einem Bauern, viel alleine in einer Hütte,
Die war in einem kleinen Hain drin, in ihrer Mitte.

(3) Die Vögel klein und groß, sangen morgens schon zu früher Stund',
Ich hatte Zeit, so konnte ich lauschen diesen Kunterbunt.
Pferde, Kühe und noch viel anderes Wild Getier,
Tummelten sich in der Umgebung, in diesem Revier.

(4) Meine Aufgabe war aufzupassen auf Pferde und Rinderschar
Und ich daher draußen in der Feldhütte Tag und Nacht war..
Ich fühlte mich als König in diesem lebhaften Terrain,
Wir alle konnten in der freien Natur uns erfreuen.

(5) Bei einem Bauern, da waren wir wieder zu dritt,
Das war wieder so, wie auf einer Sennhütte, wenn man's so nimmt.
Da war eine Sennerin, noch jung, die besorgte die Melkerei,
Ein älterer Arbeiter und ich, wir hatten die Arbeit, so nebenbei.

(6) Die Arbeit, außer Melken und Butter machen, war nicht viel,
Daher hatte man Zeit zu betrachten das ganze Gefild:
Es war eine kleine Anhöhe, daher hatte schöne Aussicht man,
Das ganze Panorama erstrahlte in wundervollem Glanz.

(7) Bei einem andern Bauern musste ich wieder aufpassen auf die Pferd,
Denn hier wurden die Felder als Weide benutzt, nach der Ernt.
Auch hier hatte ich eine Hütte wo ich blieb Tag und Nacht:
„Hier bleibst Du“ hat der Bauer gesagt „bis es den ersten Schnee macht!“

(8) Und dieser Schneesturm kam dann eines Abends mit solcher Stärke,
Als ich die Pferde frei gab, bald von ihnen nichts merkte.
Ich ritt einen Hengst, der machte mit mir was er wollte,
Ich wusste nicht ob ich den richtigen Weg hatte und ihm daher freien Lauf lassen sollte.

(9) Während dem kam schon mein Bauer heran geritten,
Der hatte bald beinand die ganze Sippen.
Der Bauer, der hier geboren, der wusste gleich Bescheid,
Wie und wo er seine Pferdeherden erreicht.

(10) Wenn längere Arbeit war am Feld, speziell wenn man war zu zweit,
Blieb man auf Wiese und Feld über Nacht, bis die Arbeit war bereit.
Denn man hatte ja etliche Kilometer zu bewältigen nach Haus.
Entweder hatte man eine Hütte oder man kam mit einem Zelt aus.

(11) Im Frühjahr bracht man Sommerweizen und Hafer in die Erd,
Und im Sommer wurde diese dann wieder geernt.
Hackfrüchte gab es hier nicht, dazu war zu kurz die Zeit,
Selbst für die Erdäpfel reichte aus die Entwicklungszeit.

(12) Winterweizen wurde nicht, und Roggen ganz selten angebaut,
Denn der kalte Winter hat für die Wintersaaten nicht getaugt.
Viel Zeit verging mit der Grasmahd, und auf große Kegel getan,
Denn der Winter war ja sehr lang, und im Winter führte man nach Bedarf wieder dieses ham.

(13) Und was das Zusammenleben mit den Russen betrifft,
Da muss man bedenken, dass wir beide waren geworfen aus dem Gleichgewicht.
Einer brauchte den andern, daher man miteinander gut auskam
Und doch bestand zwischen uns eine Trennungswand.

(14) Denn wenn man einen Vergleich zog, wie konnte es wohl sein,
Wenn man daran dachte, um hier sesshaft zu bleim,
Denn man war doch schon von zu Hause lange fort,
Wer weiß was einen zu Hause Unerfreuliches noch erwort.

(15) Denn hat man uns nicht zu Haus schon auf den Arm genommen,
Durch Fälschung der Tatsachen einen Krieg hat begonnen.
Denn hat man nicht, hier wie dort, den kleinen Mann
Ausgeschickt zu töten, den der dir hat gar nichts getan.

(16) Man hat gesehn und erlebt, dass jede Mutter weint um ihr Kind,
Dass Sprache und Farbe keine Rolle spielt, jede Mutter gleich empfindt.
Dasselbe spielt sich ab zwischen der Jugend, um diese hatte man sie betrogen
Sowie dem Familienclan wurde Mann und Vater entzogen.

(17) Auch wusste man, dass zu Haus die Monarchie zerfallen ist,
Dass nicht nur in Russland, sondern auch bei uns kein Kaiser mehr ist.
Für das „Gott, Kaiser und Vaterland“, für das man hat gekämpft,
Das ist verschwunden, zurück blieb ein recht trauriges End.

Die Pferde Tränke

- (1) Der Bauer und ich, wir waren gemeinsam am Feld,
Und haben mit den Pferden den Acker bestellt.
Zur Mittagszeit hat der Bauer das Mittagsmahl bereit,
Und ich ging mit drei Pferden zur Tränke während der Zeit.
- (2) Da die Pferde sehr durstig waren,
Hatten sie es eilig, hinab zum Graben.
Doch der Wasserstand, der war sehr tief,
Und die letzte feste Stufe 20 cm überm Wasser verlief.
- (3) Die Böschung war dazu noch ziemlich steil,
So blieb hoch der Pferdehinterteil.
Da der letzte feste Stand höher war als der Wasserstand,
Das mittlere Pferd das ganz unheimlich fand.
- (4) Daher dreht sich das eine Pferd ohne zu trinken um
Und stieß dabei das andere in den Flussumpf.
Ich dachte mir nichts Besonderes dabei,
Wenigstens hat das Pferd eine Abkühlung gleich.
- (5) Das Pferd mühte sich bis zur Flussmitte fort
Und drehte sich dann um zum alten Ort.
Dann blieb es ermattet im Sumpf stecken
Und kam dann nicht weiter, nicht ums Verrecken.
- (6) Währenddessen kam schon der Bauer heran,
Dem die Zeit der Tränke schon zu lang vorkam.
Er war ja sowieso in der Nähe,
Und dieser gleich die Bescherung hier sehe.
- (7) Da er das Feld an den Bach anschließend hatte,
Wusste er wahrscheinlich Bescheid, dass der Bach viel Sumpf hatte.
Nach dem Flussbett musste er zeitweise führen viel Wasser,
Bei Tiefstand wirkte sich der Sumpf aus viel krasser.
- (8) Der Bauer nahm ein langes Seil, machte daraus eine Schlinge
Mit einem Knopf, der sich nicht zuziehe.
Stülpte die Schlinge über den Kopf des Pferdes,
Damit es am Genick recht zugfest werdet.
- (9) Die anderen zwei Pferde waren schon angeschirrt
Und an die Waage wurde das Seil angeschnürt.
Die zwei Pferde zogen recht sachte an
Und das Pferd im Bach hielt seinen Kopf hoch stramm,
- (10) Damit das Seil nicht über den Kopf des Pferdes rutscht.
Schön langsam zogen sich die Füße aus dem Sumpf,
Dann half auch das Pferd mit den Füßen mit
Und sank daher nicht mehr in den Schlamm so tief.

(11) Mir kam es vor, wie wenn dies nicht erst das erste Mal wär',
So florierte das, der Bauer, die Zugpferde, im Wasser die Mähr.
Keines regte sich dabei kein bisschen sich auf,
Ich sah nur staunend zu bei diesem interessanten Ablauf.

(12) Doch kaum hatte das Pferd festen Boden erreicht,
Hat es gleich angefangen zu fressen am gestapften Bereich.
Und bis wir es hatten von der Schlammsschicht befreit,
Hatte es fast beendet die halbe Fresszeit.

(13) Ein Fuß hat schon etwas mitgekriegt,
Denn es humpelte schon ein Weilchen damit.
Doch kaum das ich es nahm richtig wahr,
War wieder alles vergessen, alles klar.

(14) Wenn ich so nachdachte bei mir,
Was weißt Du eigentlich von „Sibir“?
Nicht nur die Mentalität bei den Menschen,
Ich musste mich oft lassen von den Tieren belehr'n.

(15) Die waren von jung auf gewohnt an die Gefahren,
Darum ließen sie sich nicht leicht ins Bockshorn jagen.
Ich sah, dass der Sibiriak sich auch verlässt auf sein Getier,
Denn sie sind beide naturverbunden und haben für Gefahren in Gespür.

(16) Es hilft eins dem andern über die Runden,
Denn sie sind in der Gefahr miteinander verbunden,
Und der Winter der hat recht oft seine Tücken
Wenn Du weit weg bist von Deiner Hütten.

(17) Denn kaum dass man sich versieht ist was zusammengebraut,
Ein Schneesturm, der einem Sicht und Orientierung raubt,
Da muss man mit den Kräften sparsam umgehen, bei Mensch und Tier,
Denn man ist in der endlosen Weite hier im Revier.

(18) Man muss auch mit den Tieren stets rücksichtsvoll umgehen,
Da sie, wenn für sie keine Arbeit, stets im Freien bewegen.
Und wenn man ein Pferd einmal wirklich braucht,
Dann muss es sich von Dir fangen lassen auch.

(19) Hat das Pferd zum Weiden nur zugeteilt ein kleines Gebiet,
Muss es fesseln lassen seine Füße sich,
Und wenn man zur Tränke dann wieder mit ihnen reitet,
Muss es wieder werden von den Fesseln befreiet.
Kommt es wieder zurück zur gewohnten Weidestelle,
Halten die Pferde stille, damit man ihnen die Fesseln anlege

(20) So ist alles aufeinander so abgestimmt,
Auf alles, was die Natur hervorbringt,
In dem Gebiet wo man gezwungen ist zu leben.
Doch selten will er es für ein anderes Gebiet hergeben,
Denn wo der Mensch geboren, seine Jugend hat verbracht,
Auch diese in der Fremde nicht vergessen hat.

Besiedlung in Sibirien

(1) Es war in Bolschaja Retschka³⁷, so hieß die zu gründende Stadt,
Wo man auch uns, sechsunddreißig Kriegsgefangene, beschäftigt hat.
Wir waren hier um zu Schlägern die Bäume im Wald,
Damit sich hier bildet zum Feldbau geeignetes Terrain bald.

(2) Dieses Gebiet befand sich zwischen den Städten Barnaul³⁸ und Bijsk³⁹,
Wo in der Nähe die Quelle des Flusses Ob⁴⁰ entspringt.
Eine Bahnlinie verbindet diese beiden Städte
Und führte diese vorbei in der Nähe unserer Wohnstätte.

(3) Auf dem schon vorhandenen baumlosen Gebiet
War winkelrecht ausgemessen ein Teil vom Stadtgebiet.
Die Flächen der Parzellen waren circa 18 Ar groß
Und durch Birkenpfähle verbundenen Längsstangen bloß.

(4) So kamen die neuen Siedler hierher gefahren
Mit ihren an früherer Stelle abgetragenen Häuserwaren.
Diese stellten sie hier wieder auf ihren zugeteilten Parzellen auf,
Denn auch die Gassen hatten schon ihren winkelrechten Lauf.

(5) Manch hatten nur eine sehr kleine Hütte dabei,
Und manche die lebten, so quasi, noch vogelfrei.
Sie bauten sich, da Holz hier zur Genüge war,
Gleich ein kleines Häuschen, für alle ausreichendes Luschama⁴¹.

(6) Neben unserer Wohnung war eine Familie einquartiert,
Die hatten sich über Winter in einer Erdhütte platziert.
Sie gruben sich eine Fläche von sechs bis acht Quadratmeter aus,
Mit einem Dach von Stangen und Rasenziegel darauf.

(7) Eine Familie kam mit einem Pferdegespann heran,
Als Wohnung diente einstweilen über den Wagen eine Plan'.
So und ähnlich kamen sie aus allen Richtungen herbei,
Und so zählten sie jetzt schon circa zweihundert in der Reih'.

(8) Die Schlägerung des Waldes ein Großunternehmer übernahm,
Er hatte auch andere Ressorts, so auch bei der Bahn.
Wir arbeiteten das Holz auf, auf Meterscheit,
Wurden auch nach aufgearbeiteter Holzmenge bezahlt.

³⁷ Dorf in der Region Altai im südlichen Sibirien am Oberlauf des Ob.

³⁸ Barnaul, Hauptstadt der russischen Region Altai im Süden Westsibiriens.

³⁹ Bijsk (Biysk), Großstadt im südwestlichen Sibirien.

⁴⁰ Der Fluss Ob entsteht durch die Vereinigung der beiden aus dem südsibirischen Altai kommenden Flüsse Bija und Katun nahe der Stadt Bijsk und hat eine Länge von 3.650 km.

⁴¹ Er meinte vermutlich „... Häuschen nach einem, für alle ausreichenden, Bauschema“.

(9) Sein Onkel mit zwei Gehilfen abends das Holz übernahm,
Die Gehilfen waren ein Pole und ein Jude, beide Kriegsgefangene,
Doch da beide der russischen Sprache mächtig waren,
So wurde ihnen dieser Job übertragen.
Das Holz wird wieder verfrachtet in ein anderes Bereich,
So verdienen mit dem Holz viele, bis es das Endziel erreicht.

(10) Die neuen Siedler bestritten verschieden ihren Unterhalt,
Die ein Gespann hatten führten das Holz aus dem Wald,
An der Bahn wurde dieses geschlichtet und dann in Waggon verladen,
Und andere sich mit Holzschlägerung befasst haben.

(11) Wie ich in Erfahrung gebracht habe, wie so eine Gemeinschaft entsteht,
Bei einer gewissen Anzahl Ansiedler wird eine Gemeindevertretung gewählt.
Nach ihrer Einteilung wird das Nötige zustande gebracht,
Alles was in solch einer Ansiedlungsgemeinschaft kommt in Betracht.

(12) Die verfügbare Fläche muss einmal werden ordiniert⁴²,
Es wird immer drauf ankommen wer diese führt,
Denn hat dieser einen Weitblick und auch Geschick,
Ist es für diese Gemeinschaft ein großes Glück.

(13) Denn jetzt, wo er noch sehr weit keine Anrainer hat,
Wo noch so viel Land liegt ausgedehnt brach,
Da ist es an der Zeit, so viel zu erreichen in diesem Bereich,
Damit ein Gemeinwesen gesichert für lange Zeit.

(14) Daher wird hier nicht gedacht an heut, sondern auch an morgen,
Damit man auch die Nachzügler kann gut versorgen.
Selbstverständlich kostet dieses schon einige Rubeln,
Denn durch verschiedene Anlagen sind auch schon Schulden zu verbuchen.

(15) Denn zuerst lebt nämlich jeder Sibiriak
Von dem Ertrag, was eben hier der Boden hervorgebracht.
Wenn auch ein Handwerker, ein Geschäftsmann war darunter,
Er kann nur leben, wenn ein Bauernstand, ein gesunder.

(16) Denn hier, wo alles zum Leben nötige, man muss erzwingen,
Wo du die verschiedenen Hindernisse erst musst überwinden.
Keine Wege, keine Brücken, keine Stege, keinen richtigen Wohnbereich,
Da wird dem neuen Ansiedler zum Komfort nicht viel übrig bleim.

(17) Und dennoch fühlt er sich glücklich mit dem eigenen Besitz,
Denn soweit das Auge reicht, behindert ihn nichts.
Und begegnet er wirklich einmal einen auf weiter Flur,
So ist das eine seltene Begegnung und flüchtig nur.

⁴² Gemeint ist vermutlich „koordiniert“.

(18) Denn ihre Wege sind stets voneinander getrennt,
Das einer den andern oft nur flüchtig kennt.
Auch hat man in Sibirien am Weg keine Zeit,
Denn die Strecke, die man zu bewältigen hat, ist schwierig und weit.

(19) Im Sommer ist die Zeit zu kurz, denn man muss schaffen,
In fünf Monaten für sieben Monate Nahrung beschaffen.
Und für Mensch und Tier, und gilt für beide gleich,
Um zu Überleben in diesem kalten Zonenbereich.

(20) Wenn auch eine größere Dorfgemeinschaft zusammen lebt,
Und auch die Familie und Freundschaften zusammen hält,
Am Feld sind sie meist voneinander sehr weit getrennt,
Da Gemeindegebiet und eigenes Gebiet nur die Weite kennt.

(21) Drum denk ich auch, dass es in Sibirien keine größeren Abgaben gibt,
Da man froh ist, dass bevölkert und kultiviert wird das Gebiet.
Und was willst du haben von so einem solchen Familienclan,
Der sich mit den primitiven Mitteln nur durchschlagen kann?

(22) Doch so sehr braucht man nicht bedauern den sibirischen Mann,
Denn er tauscht mit dir doch nicht, für deinen luxuriösen Kram.
Weil wer die Freiheit, die Weite des Raumes hat genossen,
Der fühlt sich in der Enge einer Stadt wie erdrosselt.

(23) Und hier ist Mensch und Tier aufeinander so eingestellt,
Dass die gegenseitige Hilfe beide in Anspruch nimmt.
Und hier hilft einer dem andern in jeder Not,
Denn im Handumdreh'n kann dir passieren das gleiche Los.

(24) Der Sibiriak, der sich entschließt, sich anzusiedeln an einen Ort,
Der muss wissen, dass er zu kämpfen hat mit dem Aufbau dort.
Doch er hat zum Leben, und über sich, sein eigenes Dach,
Und alles was er macht, für sich und seine eigene Familie schafft.

(25) Es wird davon mehr haben sein eigens Kind,
Aber auf dieses wird schon wieder warten ein anderes Ding.
Denn, wenn eine neue Siedlung ist dann schon komplett,
So hat sie schon wieder zu erfüllen einen andern Zweck.

(26) Da ist bei der nächsten Generation die Rodung ziemlich vorbei,
Ob Stadt oder Dorf, das ist schon einerlei.
Man muss aber vieles wieder anpassen der Zeit,
Und vieles beschaffen und machen, nach der Gegebenheit.

(27) So hat alles sein Schönes und sein Missgeschick,
Wo das eine schön ist, man wo anders wieder vermisst.
Daher ist es gut, wenn man sich anpasst, dem Ort und der Zeit,
Es hat alles im Leben, seine Freude und sein Leid.

Sprüche!

Wenn die Liebe das Schulmeistern anfängt, dann hat sie bald Ferien.

Peter Sirius, *1858 † 1913, eigentlich Otto Kimmig, deutscher Gymnasialprofessor, Dichter und Aphoristiker)

Sei zum Geben stets bereit, miss nicht kläglich deine Gaben,
Denk, in deinem letzten Kleid, wirst du keine Taschen haben.

Paul Heyse, *1830 †1914, deutscher Schriftsteller. 1910 wurde er als erster deutscher Autor belletristischer Werke mit dem Nobelpreis für Literatur ausgezeichnet und im gleichen Jahr geadelt.

Mit dem Schwert verletzt man den Körper, mit dem Wort die Seele.

Original: Das Schwert verletzt den Körper, das Wort aber den Geist. - griech. Phrase

Schön ist alles, was man mit Liebe betrachtet.

Original: Schön ist eigentlich alles, was man mit Liebe betrachtet.

Je mehr jemand die Welt liebt, desto schöner wird er sie finden. - Christian Morgenstern, *1871 †1914

Nicht Reichtum ist's, was glücklich macht,
Es ist Zufriedenheit, darauf sei stets bedacht.

Gib dein Herz um keine Krone,
Gib es dem nur, der dich liebt.
Gib es jenem nur zum Lohne,
Der dir seines dagegen gibt.

Immer wenn man glaubt es geht nicht mehr,
Kommt von irgendwo ein Lichtlein her

Original: Wenn Du denkst es geht nicht mehr,

Kommt irgendwo ein Lichtlein her. - aus „Hoffnung“ von Roswitha Rudzinski (geb. Schneider)

Sibirisches Landleben!

Vom Kriegsgefangenen-Leben hineinwachsen ins vertraute Familienleben von 1915 – 1919

Ich geriet im 8. Kriegsmonat, am 1. April 1915 in die russische Kriegsgefangenschaft. Mit acht Monaten Krieg wäre beiden kämpfenden Völkern ein ehrbarer Frieden am liebsten gewesen.

Speziell der Frontsoldat im Schützengraben, auf beiden Seiten, der hatte am besten erkannt, dass das Ganze ein sinnloses Verderben ist. Und nur er, der Frontsoldat, welcher der Hauptlast tragende war, und von einem Kriegsende noch immer kein Schimmer zu sehen war.

Wenn man von dem siebentägigen Marsch, aus dem Raume von Przemyśl⁴³ in Galizien absieht, bis zur russisch-polnischen Grenzstadt Ratzwilow⁴⁴, wo wir dann einwaggoniert wurden, da die russischen Bahnen eine breitere Spurweite haben und daher unsere Bahnen nicht benützen konnten.

Przemyśl!

Da die Festung Przemyśl am 22. März 1915 infolge Hungers kapitulieren musste, wo circa 70.000 Mann Militär eingeschlossen waren und in Gefangenschaft gerieten, und noch etliche tausend Zivilpersonen, sowie durch Freiwerden der russischen Einheiten, durch den Fall von Przemyśl, gelang ihnen noch durch Umzingelung der Karpaten-Front noch circa 70.000 Mann gefangen zu nehmen.

Dass die Frontverpflegung in den hügeligen Waldkarpaten fast gar nicht funktionierte, speziell warmes Essen, wie Suppe, Tee oder Kaffee – da die Küche zu weit entfernt im Tal war und daher nur die Portionen Fleisch im gefrorenen Zustand an die Front brachte – hier aber nicht aufwärmen konnte, da man sofort bei aufsteigendem Rauch unter feindlichen Artilleriebeschuss kam. Und das ging oft tagelang so fort. So war es auch mit der ganzen Ausrüstung, stets in Alarmbereitschaft irgendwo zu kauern, teilweise unter tags etwas durchgenässt, bei Nacht etwas gefroren, war es etwas wärmer, ließen einen die Läuse nicht schlafen.

Als Kriegsgefangener!

Dass es einem bei einer Kriegsgefangenschaft nicht besser ging, lässt sich ja denken. Überhaupt solche Massen in so kurzer Zeit zu bewältigen, noch so viele von der Front her spitalsreif. Viele hatten die Ruhr, andere Rheuma⁴⁵, usw. Man fragt sich auch so nebenbei, wie man so große Menschenmassen, so wie auf einem Schachbrett hin und her schiebt. Die einen werden sinnlos dem Heldentod geopfert, der andere wird zum Krüppel gemacht, ein großer Teil wandert in die Gefangenschaft.

Doch nur ein Kriegsgefangener der mit seinem einstigen Frontgegner längere Zeit friedlich zusammenlebt, erkennt am besten, mit welcher Intrige und Verlogenheit, auf beiden Seiten, zum Krieg und zum Bürgerkrieg aufgehetzt wird.

Der Fußmarsch!

Er sieht, dass auch hier die Mutter um ihr Kind, die Braut um ihren Geliebten, um den Gatten und Vater weint, und nur Frieden will, sobald der erste Patriotismus verraucht ist und die traurige Wirklichkeit hervortritt.

So lang wir zu Fuß marschieren mussten, war Verpflegung kaum der Rede wert. Zum Teil hatten wir noch etwas von der Front her und man hatte fast keinen Hunger, denn man ging ja einer ungewissen Zukunft entgegen, und man war ja auch total erschöpft, da man ja in einer sehr schlechten gesundheitlichen Verfassung war. Manche schleppte man eine Zeit mit, manchen musste man am Straßenrand absetzen. Am Ende der Kolonne hörte man einen Schuss, wahrscheinlich war es der Genickschuss.

⁴³ Stadt in der Woiwodschaft Karpatenvorland im äußersten Südosten Polens am Fluss San. Liegt verkehrsgünstig an der Grenze zur Ukraine und besitzt einen wichtigen Grenzbahnhof an der Strecke Krakau–Lemberg.

⁴⁴ Radywyliv (polnisch Radziwiłłów, russisch Radsiwilow), Kleinstadt in der Ukraine.

⁴⁵ *Original:* Rhephevma, was vermutlich „Rheuma“ heißen sollte.

Brody⁴⁶ war die letzte Stadt von Galizien, die bei der Teilung Polens zu Österreich kam. Und die erste russische Stadt war Radsiwilow, wo wir einwaggoniert wurden, da die russischen Bahnen eine breitere Spurweite hatten. Auch die Transportverpflegung war sehr mangelhaft, da sich alles auf den Bahnhöfen abspielte. Unsere Gefangenentransporte und hauptsächlich die Russentransporte an die Front mussten versorgt werden.

Meistens wurden wir bei Nacht, meist erst nach Mitternacht, wo wir oft darauf gerne verzichtet hätten, weil wir aus dem Waggon nicht heraus wollten, denn die Nächte im April waren noch kalt, und das Essen hatte sowieso keine Kalorien, aber man trieb uns hinaus.

Auszüge aus der russischen Geschichte von Werner Keller
bis zur Hauptstadt Kiew!

Nach zwei Tagen wurden wir wieder auswaggoniert, wir marschierten einige Zeit, es war alles rund um uns Feld, dann kamen wir zu einem kleinen Hügel, in dem sich eine Tür befand, in der ein Ziegelgewölbe steil aufwärts führte und als wir auf das Plateau hinaufkamen, waren wir in einer Stadt – es war Kiew. Beim Anmarsch war von der Stadt nichts zu sehen.

Im Jahre 862 rufen die Ostslawen die Waräger⁴⁷ zu regieren in ihr Land. Sie wenden sich an die Häuptlinge der „Rus“, denn die Waräger wurden von den Finnen „Ruotsi“, Ruder, slawisch „Rus“ genannt.

»Mit ihren Kriegsmannen kommen drei Brüder als Herrscher ins Land, das von nun an ihren Namen „Rus-Land“ tragen soll: Rurik⁴⁸, Sineus und Truwor - altschwedisch Hrærikr, Signjotr (Sinehus) und Thorwardr (Trú vor). Sie beginnen erste feste Bürgerstädte zu bauen, um die sich ihr Herrschaftsgebiet ausdehnt. Die beherrschende Stadt, die bei ihnen Holmgaard heißt, ist Nowgorod⁴⁹ am Ufer des Ilmensees, wird der Sitz des Fürsten Rurik, der nach dem Tod seiner Brüder auch deren Gebiet übernimmt.

Die Geschichte von Ruriks Berufung mag sagenhaft ausgeschmückt sein. Eins aber steht fest: eine warägerische Oberschicht bringt den Ostslawen Ordnung und Recht. Erst mit ihrem Erscheinen schlägt die Geburtsstunde des Oststaates.

Die Nestorchronik⁵⁰ setzt für die Berufung Ruriks das Jahr 862 an. Das Russland der Romanow-Zaren hat diese Jahreszahl später als geschichtlich verbürgt anerkannt und im Jahre 1862 das tausendjährige Bestehen des Russischen Reiches mit allem Pomp gefeiert.

Dem Pfeil der alten Fernhandelsstraße aus dem Norden folgend, dem Weg, den die Boote der Waräger nach dem lockenden Süden genommen haben, breitet sich das neue Reich der schwedischen Fürsten sehr schnell flussabwärts aus. Gefolgsleute Ruriks, Askold und Dir, errichteten im Raum von Kiew, dort wo einst Dneparstadir, die Hauptstadt des Ostslawenreiches gelegen haben muss, eine Herrschaft. Bald nach dem Tode Ruriks schließt Helge – russisch Oleg –, der 879 bis 912 für Igor, den entmündigten Sohn Ruriks, regiert, die beiden Gebiete im Norden und Süden des Dnjepr Stromes zusammen und dehnt durch die siegreichen Heereszüge den Machtbereich weit aus.

Im Osten dringt er mit seinen Mannen bis zum oberen Lauf der Wolga und dem Don vor, gen Westen bis an den Bug und an den Dnjestr, im Süden bis zur Ukraine. Tschernigow (russ. Tschernihiw), Perejaslawl werden als militärische Stützpunkte gegründet. Mit einem großen kriegerischen Gefolge, der „Druschina“, hält Oleg feierlichen Einzug in der Feste Kiew.

⁴⁶ Brody, ukrainische Kleinstadt im Oblast [Gebiet] Lemberg (Lwiw), 90 km nordöstlich von Lemberg.

⁴⁷ Waräger, finn. Bezeichnung für Schweden/Nordgermanen. Nach heutigem allgemeinem Verständnis eine von Griechen und Ostslawen stammende Bezeichnung für Skandinavien, die in Kontakt mit den slawischen Völkern Osteuropas und dem byzantinischen Reich standen.

⁴⁸ Roderick, Rjurik, * um 830; † um 879.

⁴⁹ Weliki Nowgorod, russische Großstadt, ca. 180 km südsüdöstlich von Sankt Petersburg. Etwa zwei Kilometer südlich der Stadt lag am rechten Ufer des Wolchow die Siedlung Rurikowo Gorodischtsche (deutsch „Ruriks befestigtes Städtchen“; *skandinavisch* Hólmgarðr = „Stadt auf dem Hügel“).

⁵⁰ Die Nestorchronik, benannt nach dem Mönch Nestor aus dem Kiewer Höhlenkloster, ist die älteste erhaltene ostslawische Chronik. Sie wurde zwischen 1113 und 1118 in der Redaktion von Abt Silvester im Widubizki-Kloster in Kiew aus mehreren Quellen kompiliert.

Diese Stadt soll die Mutter der russischen Städte sein. Und Kiew wird in der Tat zur Hauptstadt des neuen Reiches der Rus, Nowgorod im Norden tritt in den Hintergrund.

In nur wenigen Jahrzehnten haben die Rurikiden unter den Ostslawen ein bedeutendes Werk der Sammlung und Organisation vollbracht.«⁵¹

Diese alte Hauptstadt strahlte noch 1915 ihre patriachalische Vergangenheit, mit ihren sehr breiten Straßen, ihrer dahin bummelnden Straßenbahn, dem etwas abgefahrenen, holprigen Pflaster, ihrer uns gut gesinnten und entgegenkommenden Bevölkerung, da sie uns zusammengeschnürte Brezeln zuwarfen, ein älteres Mütterlein mir 5 Kopeken in die Hand drückte, die vielleicht eine ihrer letzten waren. Aber für uns war dieses alles mehr, man anerkannte uns als Menschen, die nur auf höheren Befehl so handeln mussten, so wie es ihre eigenen Söhne und Väter tun mussten.

Man lernte erkennen, dass auch andere Völker die unter Autokratie leben, sich ihre Einstellung zum wirklich Friedlichen, von niemanden auf Dauer beeinflussen lassen.

Abfahrt von Kiew nach Osten

Dann wurden wir wieder einwaggoniert. Wir wurden hier in Kiew ausnahmsweise gut gepflegt, das heißt, was ein Gefangener von guter Verpflegung meint.

Eine sympathische Begegnung auf dieser Fahrt, Bahnstrecke, hatte ich noch mit einer jungen, hübschen Offiziersfrau. Es war ein am Nebengleis stehender, an die Front fahrender Militärtransportzug, wo vorne mehrere Offiziere mit ihren Frauen sich befanden, und eine winkte mir zu, näher zu ihrem Waggon heran zu kommen, und gab mir durch das offene Fenster ein gekochtes Ei und einen Rubel.

Dann ging die Fahrt nach Osten weiter, bei Syran und Samara⁵², heute heißt es Kuibyschew, fuhren wir über die Wolga. Bei Ufa, die Hauptstadt der Baschkieren Republik⁵³, zweigten wir nach Norden ab und kamen nach Perm⁵⁴ in ein Lager. Hier blieben wir fünf Tage, dann fuhren wir wieder nach Ufa zurück, an die transsibirische Eisenbahn und mit dieser ging es dem Ural zu.

Bevor sah ich, dass die Straße, die parallel mit der Bahn verlief, cirka einen Kilometer lang durch das weiche Gelände führte, das mit nebeneinander liegenden Baumstämmen passierbar gemacht



wurde. Das etwas ansteigende Uralgebirge war dicht bewaldet. Jetzt fuhren wir an dem Grenzstein (*Bild*) vorbei, der die Grenze zwischen Europa und Asien markierte und kamen dann nach Tscheljabinsk, was ein wichtiger Bahnknotenpunkt ist.

Wir fuhren auf der Transsibirischen weiter bis Irkutsk, das noch vor dem Baikalsee ist, umfahren im südlichen Teil den See in U-Form viele Kilometer, da zwischen See und senkrecht hinaufragenden Felsen nur ein sehr schmaler Bahnstreifen, zum Teil noch einspurig, nur ab und zu ein Ausweichgleise vorhanden ist. Doch wurde an der Fertigstellung eines zweiten Geleises gearbeitet, da zum Teil an Seilen hängende Arbeiter das Gestein loslösten. Im nächsten Jahr, das war 1916, als wir wieder diese Strecke zurückfuhren, war diese Strecke schon doppelgleisig befahrbar. Es sind dabei cirka vierzig kleine Tunneln zu durchfahren.

Wir fuhren am Anfang Mai 1915 am Seeufer vorbei, da trieben am See noch die Eisschollen, es war um 3 – 4 Grad kälter hier, teilweise schneite es. Nächstes Jahr, als wir wieder diese Strecke um diese Zeit fuhren, war das Eis erst im Schmelzen.

⁵¹ Keller, Werner: Ost minus West gleich Null - der Aufbau Russlands durch den Westen, Seite 44-45; 1960.

⁵² Stadt an der Wolga im Süden des europäischen Russlands. Von 1935–1990 hieß es (Gubischow) Kuibyschew.

⁵³ heute: Republik Baschkortostan.

⁵⁴ Russische Stadt im Uralvorland an der Kama, etwa 1150 Kilometer Luftlinie ostnordöstlich von Moskau.

Das Gebiet längs der transsibirischen Eisenbahnstrecke rechnet man zur gemäßigten kalten Zone und liegt einen Breitengrad nördlicher als wir Mitteleuropäer.

Ankunft am 18. Mai 1815 im Lager Beresowka!

In Werchne-Udinsk⁵⁵ verließen wir die Bahn und marschierten in das Lager Beresowka⁵⁶, das mehr als eine Lagerstadt war. Es war ein Lager für angeblich 70.000 Mann. Es bestand aus Holzbaracken, winkelrechten Gassen, und diente auch, um größeren Truppenteilen Unterkunft für den Fall eines Falles zu gewähren. Es grenzte an die Mongolei. Es war hier sandiges Gebiet, doch es gab hier kleinere Nadelwälder.

Wir waren hier ca. 3.000 Mann angekommen, waren gewissermaßen unter Quarantäne, und man hatte uns in Kosakenpferdeställe untergebracht und waren so ausstaffiert wie alle anderen Baracken, nur mehr isoliert. Unsere Baracke hatte die Nr. 353, ich merkte mir diese Nummer, da wir einen ungarischen Koch hatten, der immer um die Mittagszeit die ungarischen Worte „háromszáz ötven három, Menage fassolni“ gebrauchte, das heißt „dreihundert fünfzig drei, Menage fassen“. Wir hatten hier nichts zu tun, höchstens wenn es warm war, Läuse suchen, die wir die ganzen fünf Jahre nicht los wurden.

Es waren viele die Skorbut hatten, die durch eintönige Kost entsteht, und man kurierte diese mit rohen Zwiebelröhr⁵⁷, die man uns eine Zeit lang, täglich ein Packel, verabreichte. Auch die Ruhr von der Front her war noch vorhanden, das kommt von gefrorenen Speisen, man hat immer Stuhlgang, es geht aber meistens nur schleimige Masse ab, und man weiß nie, ob man am Anfang oder am Ende ist. Ich selbst hatte auch beides. Auch kam noch Bauch- oder Kopftypus dazu, von diesem blieb ich verschont.

Wir hatten eine größere Latrine zur Verfügung, die stets besetzt war, da diese leere Fischsuppe und mit Wasser gekochte Kascha (Hendelbrei), so wie das saure Stück Brot, den Durchfall nur förderte. Ich selbst ging zu den russischen Rekruten, die auch hier ihre Abrichtung absolvierten, zu den Mahlzeiten mit meiner Essschale, die aus einer geköpften Teekanne bestand, tacinieren. Öfter, wenn ich satt war, nahm ich noch eine Schale voll mit nach Hause für meine Kumpel.

Zusammentreffen mit vor Monaten hier angekommenen Katzelsdorfern!

Hier in diesem Lager traf ich auch drei Katzelsdorfer, einen gewissen Hofmeister Poldl, er ist der Vater von der Witfrau nach dem Josef Heindl № 320, sowie ein Führer und ein Österreicher Karl, er war Straßenwärter, leben schon lang alle nicht mehr. Sie gehörten damals zum ersten Aufgebot, das waren die beim Militär gedienten Reservisten bis zu 36 Jahren. Sie wurden Anfang August 1914 einberufen, kamen bald in die Gefangenschaft und hatten hier schon einen Winter verbracht.

Sie waren schon 7 Monate hier, hatten von zu Hause schon Postpakete und auch Geld erhalten. Hatten sich schon an das Lagerleben gewöhnt. Da sie zu Hause Frau und Kind hatten, so war ihnen ein ruhiges, sicheres Abwarten schon lieber, als ein junger, lediger, noch mit Illusionen behafteter Jüngling.

Sie hatten anschließend an unsere Baracke die Ihrige, nur ein schmaler Bach trennte uns, doch wir durften nicht hinüber, da die russische Wachmannschaft dies nicht zuließ. So konnte man sich nur zeitweise über den Bach etwas verständigen. So gaben sie mir unter Anderem bekannt, dass ein Bernhardsthaler, ein gewisser Schlechtizky⁵⁸, der Wagnermeister in unserem Ort war, vor kurzer Zeit als Invalide die Heimreise angetreten hatte, da er einen Fuß verlor.

Es wäre bestimmt interessant gewesen, wenn man mehr Verbindung mit den hier schon länger Anwesenden gehabt hätte. Doch man konnte sich schon ein gewisses Bild beiläufig machen.

⁵⁵ 1666 Udinskoje, Überwinterungsstation von Kosaken; 1775 zur Stadt Werchne-Udinsk (Werchneudinsk) ernannt; Seit dem 27. Juli 1934 Ulan-Ude (burjatisch für Rote Uda). 4.400 km Luftlinie, 5.700 Straßen-Kilometer östlich von Moskau, 150 km südöstlich des Baikalsees an der Mündung der Uda in die Selenga; Region Transbaikalien.

⁵⁶ Werchnjaja Beresowka, ein Ortsteil von Ulan-Ude.

⁵⁷ Einer von vielen Namen für die Winterzwiebel, Frühlings- oder Frühzwiebel, Lauchzwiebel, Jungzwiebel,...

⁵⁸ Walter Schlechtizky, Wagnermeister auf Schulstraße № 162.

Wir konnten von hier aus nach Hause schreiben, selbstverständlich kurz und bündig, da alle Briefe zwei Zensuren durchlaufen mussten, und alles außer einem Gruß, der Zensur zum Opfer fiel. Wir waren hier von einem niederen Hügel eingeschlossen, doch auf den Hügel hinaufzugehen wurde uns nicht gestattet. Nur gegen Westen blieb ein schmaler Streifen offen, dort befand sich ein See mit einer Insel, die angeblich von aus Sibirien verbannten bewohnt wurde.

Nach sechs Monaten Abschied von Beresowka!

Wir blieben hier 6 Monate, bis Hälfte Oktober, Post hierher bekamen wir nicht. Man brachte uns ins Lager Troitskosawsk⁵⁹, das war nach russischen Verhältnissen nicht weit vom ersten Lager, aber es stieß ganz an die Mongolei an. Es war hier nur Flugsand und gar kein Baumbestand. Die mongolische Stadt Chichta⁶⁰ war nur ca. 2 km entfernt. Es war noch ein Ausläufer der Wüste Gobi und es führte eine belebte Karawanenstraße neben unserer Kaserne vorbei.

Es waren fünf aus Klinkerziegeln moderne Gebäude. Doch das Lager war zum Teil noch nicht ganz fertig. Hierher bekamen wir schon Post, Pakete und Geld von zu Hause, und wir schrieben auch laufend und unser Empfinden machte eine positive Wendung um 180 Grad.

Das Lagerleben im Lager Troitskosawsk!

In einer Kaserne logierten russische Rekruten, die hier ihre Abrichtung machten. Ich holte mir öfter Brot bei ihnen, wenn ich Bedarf danach hatte. Ich denke, sie hatten es gerne, wenn ich mich so im Kauderwelsch mit ihnen verständigte. Wir hatten es im Winter schön warm hier, mit dem mit Holz geheizten Ofen, der einen Durchmesser von einem Meter und ca. zwei Meter hoch und gemauert war, und Holzscheiter in der Länge von 55 cm und dementsprechender Stärke waren, zum Heizen verwendet wurden.

Auch das WC war warm. Durch einen kleinen Vorraum bei der Eingangstür, die sich auf der Stirnseite befand, kam die Außentemperatur nicht direkt mit dem Wohnraum in Verbindung.

Die Arbeiten waren geringfügig, nur im Hof etwas planieren. Eine Zeit lang, so ca. drei Wochen, gingen einige in einen Stenographie- oder Rechenkurs. Ich ging in einen Steno-Kurs. Dann wurde er wieder eingestellt. Eine Musikkapelle wurde von den Russen mit den Gefangenen zusammengestellt, indem die Russen die Instrumente herbeischafften und zur Mittagsstunde auf dem schon vorhandenen Podest, eine Stunde, oft auch länger, die Märsche durch den Äther rauschten.

Die Lagerinsassen sowie die auf der Karawanenstraße vorbeiziehenden Passanten an den Tönen lauschten. Es gab hier alle Schattierungen. Männer wie Weiblein auf Kamelen reitend, in den feinsten Fiakerzeugeln, mit primitiven Ochsen gespannt, in europäischer sowie in exotischer Bekleidung, sowie Mongolen und die weißen Rassen. Wir hatten die Fenster auf die Straße zu, da gab es immer ein abwechselndes Panorama. Das Wasser holten wir mit einem zweirädrigen Karren mit einem ca. dreihundert Liter Fass aus einer Entfernung von 300 Meter, auf der Straße zwischen Kaserne und mongolischer Grenze. In diesem Flugsand gingen wir zu 5-6 Mann zum Ziehen und Schieben mit.

Da auch die verschiedenen Handwerker und auch feinere Berufe unter den Gefangenen waren, und aus primitiven Werkzeugen, zum Teil aus Kauf von Werkzeug und Material, verschiedene Souvenirs erzeugt wurden, die entweder durch Schau-Ausstellungen, die von den Russen veranstaltet wurden, reißenden Absatz fanden, oder so manches auf Bestellung erzeugt wurde. Oder wenn einer ein Souvenir zu vergeben hatte, ging er mit den Wasserfahrern mit und verkaufte es den vorbeiziehenden Passanten.

Daher ging es in der Kaserne zu wie in einer Fabrikhalle. Daher gab es schon einen kleinen Komfort, manche bekamen Geld, viel Geld von zu Hause, durch die Souvenirs kam viel Geld in die Kaserne und durch den Verzicht auf die Lagerkost kam auch bessere Kost auf Tapet.

Eine Kantine war auch im Bereich des Lagers, wo man alles Erdenkliche kaufen konnte. Ab und zu gingen auch, mit russischer Begleitung, 6-7 Mann in die 2 km entfernte Stadt Troitskosawsk irgendwelche Bedarfsartikel zu holen, wo ich meistens dabei war und auch meist eine Kleinigkeit zu ergattern war.

⁵⁹ auch Troizkosawsk, 4 km nördlich der Grenze zur Mongolei, bei Kjachta (RU) und Maimatschin (MGL)

⁶⁰ Gemeint ist vermutlich die bereits erwähnte russische Stadt Kjachta (Kiachta).

Mich interessierte auch die Bauweise der Stadt, die Mentalität der Menschen, denn hier begegneten sich zwei verschiedene Rassen. Die Stadt lebte wahrscheinlich von dem Durchzugsverkehr und dem hier stationierten Militär, denn es gab kilometerweit nur Flugsand und nur ab und zu ein verlassenes Nadelbäumchen.

Die Kaserne war früher in der Stadt, die aus dicken Mauerziegeln gebaut war und nur offene Mauerdurchlässe ohne Türen hatte. Wir hatten im Winter verhältnismäßig wenig Schnee, und diesen fraß der Sand bald auf. Kälte hatten wir um ca. -20 Grad, ab und zu bis -32 Grad, wir hatten es in der Kaserne gemütlich warm. Unsere Offiziere bewohnten drüber der Straße die Offizierswohnungen, bekamen angeblich einen Sold und konnten mit russischer Bekleidung in die Stadt gehen. Wir hatten mit ihnen keine Verbindung.

Anfang Mai 1916 – Abmarsch von Troitskosawsk!

Anfang Mai 1916 wurden wir wieder vergattert. Nach einem längeren Fußmarsch wurden wir eingeschifft. Das war wieder einmal eine Abwechslung, wieder Wasser, Wald und Grün zu sehen. Zum Teil wurden vom Ufer aus Pferde angespannt, die mithalfen das Schiff in Bewegung zu halten.

Dann wurden wir wieder einwaggoniert und zurück ging es auf der Transsibirischen Eisenbahn. Wir kamen wieder zum Baikalsee, der zwar noch zugefroren, aber das Eis schon ganz dunkel im Auftauen begriffen war, und die Bahn schon zweigleisig befahrbar war.

Die Fahrt ging über Irkutsk, Krasnojarsk und in Nowo Nikolajewsk⁶¹ wurden wir wieder auswaggoniert. Mit dem Schiff ging es stromaufwärts bis Barnaul, das am Fluss Ob liegt. Auch ein größeres Konzentrationslager, das war Anfang Juni 1916, und hier wurde uns freigestellt im Lager zu bleiben oder auf Arbeit zu gehen.

In der Mühle!

Die meisten hatten von dem Lagerleben genug und gingen auf Arbeit. Und laufend kamen die Russen und holten sich Pleni⁶². Ein Budapester Deutscher und ich gingen mit einem Müllner in seine Mühle mit. Mir gefiel diese idyllische Landschaft, das Leben in der Mühle, das Kommen und Gehen, zwei junge 16 und 17 jährige Mädchen wie Milch und Blut, eine noch junge, etwas korpulente Mutter, auch der Müller war jung, mittelgroß und auch von sportlicher Natur. Alle waren durch den Umgang mit vielen Menschen freundlich und zuvorkommend, hatten, da sie sich es leisten konnten, gute Schulbildung.

Essen gab es reichlich und gut. Unsere Teller waren bald leer, aber die wurden stets immer nachgefüllt. Ich hielt mich schon anstandshalber in Grenzen, obwohl ich mir als Vielfraß vorkam, doch mein Kumpel, ich denke, der fraß aus Dummheit weiter.

Wir hatten mit einer Zugsäge Brennholz zu schneiden. Doch kaum hatten wir einen Durchschnitt gemacht, in einem Durchmesser von 25 cm, saß er schon und paffte er schon seine Zigarette. Wenn ich was sagte, sagte er immer „Willst mich umbringen?“ Ich war dann nach 13 Tagen froh, als der Müllner sagte, er werde uns wieder ins Lager zurückbringen, er habe sich dies anders vorgestellt, war ich herzlich froh, denn ich schämte mich vor mir selbst, da sie alle so zuvorkommend waren und wir sie so enttäuschten. Doch ich schwor mir, nie mehr geh ich mit einem, zu zweit eine Arbeitsgemeinschaft ein.

Oft dachte ich später noch an diese Episode, die so ideal begonnen hatte, wo ich dazu noch erwähnen muss, dass die jüngere Schwester und ich uns nicht gleichgültig gegenüberstanden. Doch ich hatte Lebenserfahrung genug, und wusste, dass ich mir keinen Schnitzer leisten konnte, denn das könnte eine unverantwortliche Folge haben. Daher begnügte man sich mit guter Kameradschaft.

Doch darf man auch nicht vergessen, dass man mit kaum 22 Jahren noch viele Träume hat, und daher bei sich ergebenden Verhältnissen über die sich anbietende Gelegenheit nachdenkt, und doch vor dem zurückschreckt, dass man immer der Fremde bleiben wird. Man erlebte dies zur Genüge.

⁶¹ Arbeitersiedlung beim Bau einer Brücke der Transsibirischen Eisenbahn über den Fluss Ob im Jahre 1893. Namensgeber war Zar Nikolaus II. Am 7. Dezember 1925 in Nowosibirsk (dt. Neusibirien) umbenannt.

⁶² (Woina) Pleni - (Война) плену - (Kriegs-) Gefangener.

Ich blieb dann kurze Zeit im Lager, auch hier waren die Pritschen ziemlich leer, bis ein Großunternehmer für Holzarbeiten 36 Mann suchte. Ich schloss mich dieser Partie an. Es waren 18 Mann Deutsche und 18 Mann Ungarn, die sich entschlossen haben mitzumachen.

Auf Holzarbeit auf Bolschaja Retschka!

Man schlägerte hier den Wald, um neuen Lebensraum für eine neu entstehende Stadt zu erhalten. Es war aber schon ein großer freier Raum vorhanden, der winkelrecht parzelliert, mit markierten Gassen, sowie einige sich schon hier neu angesiedelte Bewohner befanden. Man nannte die entstehende Stadt „Bolschaja Retschka“⁶³, das heißt „Großer Fluss“. Die Parzellen waren in der Größenordnung von ca. 1.800 Quadratmeter groß, ca. 18 m breit und 100 m lang.

Im nördlichen Teil der Parzelle hatten wir 18 Mann Deutsche unsere Unterkunft und im südlichen Teil die Ungarn ihre Unterkunft. Unser gemeinsamer Koch war ein Ungar.

Wir hatten für die monatliche Verpflegung 18 Rubel zu bezahlen, das heißt, dieser Betrag wurde uns vom Verdienst abgezogen und der Rest ausbezahlt. Wir bekamen für 2 m Länge, 1 m Höhe und 55 cm Schnittlänge etwas mehr als die Kost, und das genügte uns.

Im ersten Monat waren wir im Rückstand, dann aber schafften wir es leicht. Die entstehende Stadt lag an der Bahnlinie zwischen den Städten Barnaul und Bijsk, die war ca. 40 km von uns entfernt, Barnaul ca. 25 km.⁶⁴

Wir hatten den Bahnhof in ca. 200 m Nähe, der auch zur Holzlagerung und Holzverladung benutzt wurde. Zu unserem Arbeitsplatz in den Wald hatten wir 2 – 3 km zu gehen. Wir hatten in unserer Wohnung 2 Wiener: einer, ein zaundürre, recht dunkelhäutig von mittlerer Statur, im Beruf Steinmetz, und noch einer von Mittelgröße, gab aber keinen Beruf bekannt, waren aber von der Partie die besten Arbeiter. Wenn uns mancher Brocken Widerstand leistete, machte ihnen das Spaß diesen zu spalten.

Der Steinmetz war mehr für sich allein und legte sich abends gleich schlafen, wo sein Partner ein sehr guter Kartenspieler war, der meistens gewann. Wir spielten „Einundzwanzig“⁶⁵ im Winter oft die ganze Nacht. Der eine ging schlafen, der andere stand auf. Wir spielten normal mit kleinem Einsatz, doch hatte man Pech und wurde bankrott, so hatte man doch ein etwas unangenehmes Gefühl, weil aber doch das Geld im Raum blieb, war das halb so schlimm.

Ich arbeitete mit einem Oberösterreicher die ganzen 10 Monate die ich hier war zusammen. Der war aus der Gegend von Linz und kam aus der Holzfäller-Branche, war Spezialist für die Sägeinstandhaltung und machte manchen ihre Säge wieder fit.

Da war noch ein drolliger, patschiger, um einige Jahre älter wirkender Kärntner, der am liebsten so dahinsummend sang und am liebsten von den Mädchen erzählte. Dann war noch ein Deutsch-Ungar, der aber die slawische Sprache gut beherrschte, aber nie ausging.

Ein junger Pole war auch war auch noch in dem selben Zimmer wie wir, der aber perfekt russisch konnte und mit dem alten Chef, der in einem separaten Hofraum wohnte und hier die geschäftlichen Obliegenheiten führte, die von uns aufgearbeitete Holzmenge jeden Abend gemeinsam mit noch einem russisch sprechenden Juden übernahm.

⁶³ Bolschaja Retschka heute: Troitskoye, Bolshaya rechka, ein Dorf in der Region Altai, ca. 3.700 Straßenkilometer östlich von Moskau.

⁶⁴ Laut Routenplaner liegt Barnaul 98 km nordwestlich und Bijsk (Biysk) 70 km südöstlich von Bolshaya rechka.

⁶⁵ Auch unter dem Namen „Siebzehn und vier“ bekannt.

Der Jude, der hier eine dominierende Rolle spielte und stets ein kleineres Pferd ritt - bei der Holzübernahme und auch privat – längere Zeit bei Nacht und auch öfters bei Tag mit einem schweißtriessenden Pferd ankam, musste er größere Strecken geritten sein. Er schlief bei dem alten Chef im Hofraum. Er war schon mehr gegen die Dreißiger und wirkte mehr übertrieben.

Als wir hier ankamen, kam ein Polizeibeamter, der sagte, wir sollen uns in dem uns zustehenden Rahmen halten und er wolle sich in unsere Einteilung nicht hineinmischen. Wir sahen ihn die ganzen zehn Monate nicht mehr.

Man sorgte auch für reichlichen Fleischvorrat, indem man so um Winteranfang im Hofraum vor unserem Wohnraum eine ca. 3 m tiefe Grube mit entsprechender Breite ausgrub. Man gab unten eine Schicht Schnee, gab dann eine abgehäutete und ausgeweidete Kuh darauf, und darauf wieder Schnee. Und so wurden drei Kühe konserviert. Die stets benötigten Nahrungsmittel besorgte der Unternehmer.

Ich sah dann später, dass die Bauern auch diese Methode praktizierten, selbstverständlich in kleinerem Rahmen, mit einer 3-5 Kubikmeter Fülle, etwas dachartig und schattig abgedeckt war es längere Zeit bis Sommer benutzbar.

Da die untere wie auch die obere Breitseite des Hofes mit zwei Räumen verbaut war, so wurde bei den Ungarn der zweite Wohnraum als Küche und Abstellraum benützt. In dem bei uns heroben anschließenden Wohnraum waren russische Bauern, kleine Gesetzesverbrecher, weil sie sich evtl. eine Fuhr Holz vom Gemeindewald holten oder Ähnliches, mit Aufseher untergebracht. Sie mussten hier strafweise Holzarbeiten leisten.

Selbstverständlich ließ man den Bauern Zeit, denn solche waren es meistens, bis sie ihren Lebensunterhalt für sich und die Familie untergebracht hatten. Jetzt konnte er seine Strafe abarbeiten, der Geschädigte bekam Schadenersatz und der Bauer kam aus der Verordnungsliste. Sonntag war Ruhetag – da kam die Bäuerin auf Besuch. Dann konnten sie auf einem ruhigen, unbeaufsichtigten Platz den kommenden Wochenplan festlegen.

Ich selbst hielt mich fast täglich bei diesen Arrestanten auf, sie hatten meistens Privatgespräche aus ihrem täglichen Leben, politische Gespräche waren nicht aktuell. Für mich war es wichtig, dass ich meine Sprachkenntnisse erweitern konnte, ab und zu doch vom Weltgeschehen etwas erhaschen konnte und etwas aus der Eintönigkeit herauskam. Man nahm meine Anwesenheit ohne Kommentar zur Kenntnis.

Die Ansiedler!

Die Ansiedler waren durch ihren laufenden Zuzug auf so ca. 200 Siedler angewachsen, die zum größeren Teil aus ihrem früheren Wohnsitz mit ihrem dort bewohnten und abgebrochenen Häusern hier ankamen, diese hier wieder zusammenstellten und ihren alten Wohnraum weiter benutzten.

Manche, die von weiter her kamen, denen es vielleicht an Spannung fehlte oder sonst wie dies nicht bewerkstelligen konnten, vielleicht aus Familiengründen, vielleicht, dass alte Menschen ihre alte angestammte Heimat nicht verlassen wollten, daher bauten sie sich eine kleine Hütte fürs Erste hier auf um sukzessive in ihrer neuen Heimat den Wohnraum zu erweitern.

Mancher kam mit einem Pferd, einem Wagen mit einer Plane darüber, mit seiner Familie hier an und musste etwas abwarten, ob bis sich die richtige Gelegenheit ergab, um sich eine neue Existenz aufzubauen. Der nötige Raum, den er hierzu benötigte, wurde ihm durch die ihm zugewiesene Parzelle gesichert. So bauten sich die Gassen auf, wo man schon an die zweihundert besetzten Parzellen zählte, wo erst vor kurzer Zeit mit der Besiedlung begonnen wurde.

Auch neben unserer Wohnung logierte eine Familie mit mehreren Kindern in einer Erdhütte. Sie überwinterten hier, hatten es ganz gemütlich darin und der Winter konnte ihnen nichts anhaben. Ich schnüffelte, da ich mich so mit dem russischen Kauderwelsch verständigen konnte, in die russischen Wohngewohnheiten ein, es machte wahrscheinlich auch den Russen nichts aus, dass ich ihre primitive Art zu leben, und zu überleben, bewunderte, wenn einem die Verhältnisse dazu zwingen.

Beschäftigung der neuen Ansiedler!

Teilweise beschäftigten sie sich mit Holzschlägerung, so wie wir. Zum Teil, wenn sie Pferde hatten, mit dem Holzfuhrwerk vom Wald zur Bahn, so wie mit der Verladung in die Waggonen. Ich selbst konnte mich, was den täglichen Gebrauch anlangte, ganz gut verständigen. Doch ins Detail, um meine Neugierde zu befriedigen, reichte es nicht. So musste ich mich mit dem begnügen, was sich so herumspricht. Da man die Sprache früher verstehen kann als sprechen, oder Fragen zu stellen und Antworten richtig zu verstehen. Meistens ist, dass man aus dem ganzen gesprochenen Satz und seiner Betonung richtig herausfindet, was damit gemeint ist.

Die Abendunterhaltungen!

Ich selbst ging öfter auf die Abendunterhaltungen, die ab und zu stattfanden. Ich ging hin, um aus dem Alltag herauszukommen, um die Jugend zu betrachten, wie sie sich mit ihrer auch nicht sonnigen Jugend zurechtfindet, wie mich manches alte Väterchen zornig betrachtete, der noch daran glaubte, dass ich noch einer der Verursacher dieser aller Übel sei. Dass mancher Jüngling, der nicht Anschluss zu den Mädchen fand, auf mich einen Groll hatte, wenn manches Mädchen mich sympathisch fand und manches Mädchen aus Mitgefühl mir einen lieben Blick schenkte, in meinem nicht zu beneidenden Los.

Ich musste in allem Tun und Handeln mich so verhalten, damit ich nicht lästig werde, und immer einen Abstand einhalten, und schön unten bleiben. So sukzessive saßen wir alle im gleichen Boot. Auch die Jugend war leidtragend, denn da lebte Jugend mit Jugend, und dazwischen steht eine Mauer, die zusammenpassenden Partner leben alle am verkehrten Ort.

Nach zwei Jahren Krieg und dauernder Trennung der Partner aller Altersstufen, gewöhnte man sich beiderseits an ein verträgliches Miteinanderleben. Wir hier in Bolschaja Rietschka hatten mit der Bevölkerung noch ganz wenig Kontakt. Höchstens wir kauften uns Milch oder Eier, sonst lebten wir in eigener Zimmereinschaft, und auch mit den Ungarn hatten wir keinen Kontakt. Auch am Arbeitsplatz kamen wir miteinander zusammen, da man sich die am leichtesten zu bearbeiteten Bäume aussuchte. Das waren die mit 50-60 cm Durchmesser und hoch astfreien Nadelhölzer, welche an Nebenbäumen nicht hängen blieben und gut zu liegen kamen um nicht zu klemmen.

Die Schnittlänge betrug 55 cm. In dieser Länge verwendete man diese zum Heizen der Backöfen, die ein sehr großes Volumen hatten, mit starker Mauerung, und zum Backen, Kochen und die Räume zu erwärmen dienten. Auch für größere Räume und Säle waren dementsprechend große Öfen vorhanden, dass man diese Scheitelänge verwenden konnte.

Es gab hier sehr viel Wild, das nicht gejagt wurde!

Es gab hier im Wald viele Hasen, Fasanen, Rebhühner; die Hasen waren im Winter schneeweiß, die Fasanen und Rebhühner mehr gesprenkelt. Da sie nicht gejagt wurden, waren sie sehr zutraulich. Da die Russen hier in Sibirien keine Hasen nicht essen - sie sagen, wenn man einen Hasen isst, so kann man einen Hund auch essen. Ich sah auch nirgends, wo ich bei Bauern arbeitete, dass Rebhühner oder Fasanen auf den Tisch kamen. Spezialität waren Fische, die man in Flüssen und Seen ohne einer Fischkarte fangen konnte, wovon man reichlich Gebrauch machte.

Man verwendete meistens ca. 80 cm lange, aus Weidenruten geflochtene schmale Körbe, die man ins Wasser legte und so von Tag zu Tag kontrollierte. Die Körbe hatten eine ca. 12-15 cm große Öffnung, welche sich mit zugespitzten Weidenruten (Reusen) bis auf die Hälfte verringerte.

Die Schlingenleger!

Bei unseren Arbeitskollegen waren einige darunter, die mit dem Schlingenlegen umgehen konnten und in den 10 Monaten landeten mehr als 200 Hasen in unseren Töpfen. Da man diese nur mit dem anderen Essen mitkochte, nicht wie Hasenbraten zubereitete, waren sie laufend im Essen, hatte ich diese satt, sodass ich lange Zeit keinen Hasen mehr aß. Doch die Hasenfelle, speziell die weißen Winterfelle, leisteten gute Dienste, indem man Mützen und Leiberln daraus machte, da manche auf primitive Art die Felle gebrauchsfähig machen konnten.

Kurze Arbeitszeit im Winter!

Im Winter hatten wir unser Pensum in ca. 4 Stunden erledigt, und zwar zwischen 8 Uhr und 2 Uhr. Wir hatten einen selbst fabrizierten Sparherd gemacht, um ab und zu Milch abzukochen, einen Eierspeise zu machen oder wenn einer ab und zu seine Kochkunst ausübte, und im Winter zum Heizen des Raumes. Das Holz besorgten wir uns, indem jeder abends eine Kleinigkeit Holz mitnahm und so für den Wintervorrat sorgte.

Viel separat zu kochen kam nicht in Frage, da wir reichlich und gute Kost von unserem ungarischen Koch zubereitet bekamen. Die Sonn- und Feiertage einzuhalten konnten wir uns leisten, auch recht stürmische Wintertage konnten wir verkraften.

Doch da wir nur ca. 200 m bis zum Wald hatten und man im Wald die Witterung, auch bei der Arbeit, nicht so spürte, so kam ganz selten ein Arbeitsausfall vor. Es war auch das kienige Nadelholz im Winter schneller und leichter zu bearbeiten, da sich die Säge nicht verschmierte und mit engerem Schrot gesägt wurde, und das gefrorene Holz sich leichter spalten ließ. Wir konnten uns kein Vermögen verdienen, aber es klingelte etwas in der Tasche.

Die russischen Siedler waren auch erst im Aufbau!

Die meisten der russischen Siedler die hier ankamen waren auch arm, waren fast genau so entwurzelt, da sie ihre vertraute Heimat verließen, sich selbst eingewöhnen mussten, und dabei sich gar nicht sicher waren, ob man nicht bald zum Militärdienst eine Einberufung bekam. Und wer wird die Familie ernähren, die vielleicht nicht einmal ein Dach über den Kopf haben?

Manches junge Soldatenweib, die russischen Mädchen heiraten schon meistens mit 16 Jahren und die Burschen mit 18 Jahren. Es macht nicht viel aus, sie heiraten aus einer Großfamilie in die andere. Doch hier war es meist anders. Denn sie kamen hierher um eine neue Heimat zu gründen, und jetzt bekommt der jung verheiratete Mann den Einberufungsbefehl, muss weit fort, sie hat die vertraute heimatliche Umgebung aufgegeben und jetzt ihren Mann. Wenn auch ein Elternteil hier ist, so ist es schwer, den Lebensunterhalt zu besorgen und zugleich eine Existenz aufzubauen.

Durch Kontakt mit der Bevölkerung deren Mentalität kennenlernen!

Vielleicht muss ich noch etwas hierzu erwähnen. Da ich durch die Gefangennahme alle meine Jugendträume verspielt hatte, so riss ich mich von dem erlittenen Schock los und dachte mir, alle Veränderungen die mir auffallend erschienen, so gut es ging im Gedächtnis festzuhalten. In alle Materien so viel es ging einzudringen, dabei auch manche Gefahren riskieren, um so gut wie möglich, das richtige Bild, den Verhältnissen entsprechend, dem Klima und der dadurch bedingten Mentalität der Menschen dieser Region gerecht zu werden.

Da Russland ein Sechstel der Erde beherrscht, so kam man mit den verschiedensten Menschenrassen in Verbindung. In den Lagern, wo manche ihre Abrichtung verbringen, auf den Bahntransporten, an der Mongolei, wo sie laufend auf der Karawanenstraße mit ihren zweirädrigen primitiven Ochsespannen Holz aus der Mongolei herüberbrachten - sie sind eine gedrungene, mittelgroße Rasse, mehr ein dunkler Teint, hatten kurz geschnittene Haare und waren im Sommer ohne Kopfbedeckung.

Auch traf man ab und zu Japaner, die vielleicht noch aus dem Russisch-Japanischen-Krieg von 1904 – 1905 hier waren und aus den Lagern den Latrineninhalte ausfuhren. Zum Teil waren Chinesen mit dieser Aufgabe beschäftigt. Sie sind mehr mittlerer Statur, schwächling und klein mit gelblicher Hautfarbe und hatten einen kurzen Haarschopf.

Das war in den Lagern über dem Baikalsee. Auch in Troitskosawsk, der Kantine war ein Chinese, und ein gefangener Zigeuner saß auf dem Einspanner-Wagen auf der in der nahen Stadt eingekauften Ware. Auch in der Kantine war er behilflich. Wenn diese zwei mit ihrem Einspanner aus der Stadt kamen, man sah den Zigeuner grinsend auf der Ware sitzend „der Bock als Gärtner“ – der Chinese mit seiner vertrauten Mine nur nach vorne ausblickend, und der Zigeuner um die Lachmuskeln mehr zu reizen, ließ eine Kleinigkeit vom Wagen zukollern.

Auch reizten einen die Lachmuskeln, wenn man vom grinsenden Zigeuner bedient wurde. Aber der kluge Chinese wusste schon, dass ihm der pfiffige Zigeuner gute Dienste leistete.

Etwas Bekanntschaft mit den Tataren!

Auch mit den Tataren kamen wir in den Lagern zusammen, als Wehrformation, wenn sie uns singend begegneten. Sie sind ein schöner, stattlicher, größerer Menschenschlag, mit etwas dunklem Teint und schwarzen Haaren.

Wir hatten auch auf der Wanderschaft Gelegenheit zu einem Tatarendorf zu kommen, das sehr ungepflegt und verwahrlost aussah. Hier trafen wir einen Österreicher, der noch seine österreichische Montur trug, aber uns davon abriet, in diese Ortschaft zu gehen, da hier Russen und Tataren zusammen wohnen, doch dauernd im Streit miteinander lebten. Er sei schon lange hier und bereits an dieses Leben gewohnt.

Er zeigte auf einen in 70 bis 80 cm hohen Stein. Diese große Rasenfläche mit diesem Stein ist der Tatarenfriedhof. Er hatte kein anderes Merkmal als nur den Stein auf der großen Rasenfläche. Diese Tataren dürften ihr nomadisches Reiterleben noch nicht ganz überwunden haben.

Nach zehn Monaten ging ich kurze Zeit ins Lager!

Ich ging nach zehn Monaten, das war Ende April 1917, ins Lager Barnaul zurück. Damals hatte schon der Zar⁶⁶ abgedankt, aber wir in Sibirien hörten dies alles nur mit halbem Ohr und waren bei jeder Neuigkeit sehr skeptisch. Entweder war es nicht wahr, oder wieder alles ganz anders, bis eines Tages ein Stadtteil bei stürmischen Winden in Flammen aufging, der Himmel drei Tage und drei Nächte vom Feuerschein erleuchtet war. Wie man hörte, wurde das Elitenviertel von Barnaul von mehreren Seiten angezündet, wo Menschen und Tiere in den Flammen umkamen. Tagelang fuhr man mit den verkohlten Leichen von Mensch und Tier an unserem Lager vorbei.

Ich ging dann kurze Zeit später in den ausgebrannten Stadtteil hinunter, doch da war nichts als eine große schwarze Fläche mit einem noch stehenden Kamin, oder vereinzelt zusammengefallener Kamine zu sehen. Daneben sah man den Fluss Ob vorbeifließen.

Die Revolution machte sich bemerkbar!

Also, einen Geschmack von der Revolution hatten wir schon. Das war in Sibirien so, dass kleinere Trupps größere Städte überrumpelten und diese wieder leicht vom Gegner befreit wurden. Und von solchen Stadtbesetzungen und deren Befreiungen hörte man öfter. Oder man ahnte es, wo von der Front heimgekehrte Soldaten zu Hause mitarbeiteten und dann auf einige Zeit wieder verschwanden. Dann sickerte von einem Geplänkel wieder etwas durch.

Ich ging dann mit einem Bauern mit, es war eine kinderlose Familie, so um die dreißig Jahre herum. Der Mann war etwas grantig, da er lungenkrank und erst im Aufbau ihrer Existenz war. Sie hatten schon eine ganz schöne Wohnung, aber mit den Nebengebäuden waren sie noch beschäftigt. Es war eine neue Gasse die zum Teil schon bewohnt war, zum Teil waren auch noch freie Parzellen

⁶⁶ Zar Nikolaus II. (Nikolaj Alexandrowitsch Romanow, * 18. Mai 1868 in Zarskoje Selo; † in der Nacht auf den 17. Juli 1918 in Jekaterinburg) war von 1894 - 1917 der letzte Zar Russlands. Nach der erfolgreichen Februarrevolution musste er im März 1917 abdanken. Er wurde mit seiner Familie interniert, bis sie im Juli 1918 von den Bolschewiki, einer Fraktion der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands, erschossen wurden.

vorhanden. Die Parzellen waren im Ausmaß von 18 Ar im Rechteck, um für eine Bauernwirtschaft die nötigen Räume unterzubringen.

Auch sein Bruder hatte in der Nähe eine Parzelle erworben und war im Aufbau begriffen. Die Felder, ca. 6 ha, erhielten sie von der Gemeinde. Ich ließ mir erzählen wie dies vor sich geht. Der Junge bekommt mit 18 Jahren, das ist meist das Heiratsalter, von der Gemeinde 6 Dessjatinen⁶⁷, das sind ca. 6 ha, zugewiesen. Stirbt der Mann kinderlos, so bleiben der Frau die Hälfte, sind Kinder da, bleiben ihr die 6 Dessjatinen.

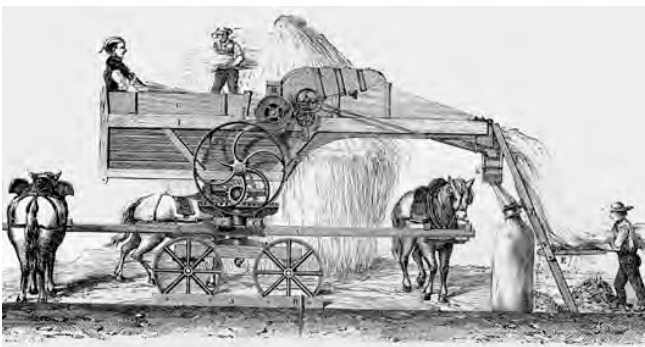
Nach Ableben der Alten fällt das Feld an die Gemeinde zurück, doch kann meistens der Sohn das „Vaterfeld“, wenn es günstiger liegt, gegen seines eintauschen. So bleibt dasselbe Feld beim selben Haus. Das war wahrscheinlich nur so lange möglich, so lang genügend Felder in diesem Burgfrieden⁶⁸ vorhanden waren. Dann bestand die Möglichkeit in ein neues Siedlungsgebiet zu übersiedeln.

Die Ortschaft „Powalicha“ gehörte zu den besten und fortschrittlichsten Bauerndörfern in welchen ich arbeitete!

Hier in der Ortschaft Powalicha⁶⁹ um Barnaul war eines der fruchtbarsten Gebiete. Um den Ort herum gab es eine ca. drei Quadrat⁷⁰ große Weide, wo Kühe, Pferde, Schafe und Schweine ohne Hüter auf die Weide gingen und abends wieder heimkamen. Die Pferde kamen meistens nicht nach Hause, wenn man sie brauchte musste man sie holen. Höchstens wenn sie verschreckt wurden, dann standen sie in Rudeln im Ort wo beisammen und gingen morgens wieder auf die Weide.

Die Leitkuh und das Leitpferd hatten eine Schelle am Hals hängen und hielten so die Herde zusammen. Die Schweine bekamen ein leichtes Latten-Dreieck angeschirrt, damit sie nicht die Grasnarbe aufwühlen konnten. Damit sie den Weiderayon nicht verlassen konnten, hatte sich jeder Besitzer um die Instandhaltung der ihm zugewiesenen Umzäunungsstrecke zu kümmern.⁷¹

Hier gab es die Großfamilie nicht, hier gab es nur Einfamilien. Es gab hier den Gemeindewald, den staatlichen Wald, der an die Weide anschloss, und danach begannen die Felder. Durch die fruchtbaren Felder und der Stadtnähe konnte man die tierischen sowie die Feldfrüchte gut absetzen. Daher gab es hier schon Grasmähmaschinen, Erntemaschinen, sogenannte Ableger⁷², Ernte-Selbstbindermaschinen⁷³ mit fünf Pferden gezogen, große Göpeldreschmaschinen (*Bild*) mit einer einen Meter



breiten Trommel ohne Strohschüttler. Das Stroh schupste man mit einem Rechen, 3-4 Paare im Abstand stehend, von der Maschine weg bis zum Strohschober. Auch Windmühlen waren hier schon vorhanden.

Wir hatten hier so ca. 5-6 Pferde und 3-4 Stück Jungtiere. Dazu einen Hengst, der die Jungtiere zusammenhielt, wenn man die Arbeitspferde benötigte. Man brauchte mehr Pferde hier, da sie sich meist nur von der Weide

ernähren und daher nur halbtagsweise zur Arbeit verwendet werden. Wenn man von zu Hause mit welchen kommt, werden diese auf dem Feld freigelassen, wobei man die Vorderfüße fesselt, damit sie nur kleine Schritte machen können. Eine dementsprechende Grasfläche ist meistens vorhanden, da man immer nur 1 oder 2 Pferde zu Hause hat und spannt sich von der Weide andere ein.

⁶⁷ 1 Dessjatine = 2.400 Saschen = 1,0925 ha = 10.925,3975 m² / 1 Saschen $\approx$ 4,55 m².

⁶⁸ mittelalterliche Bezeichnung für den Hoheitsbereich um eine Burg; *hier*: Gemeinde- oder Siedlungsgebiet.

⁶⁹ Nach dem in den Ob mündenden Fluss Powalicha benannte Bahnhofssiedlung bei Barnaul.

⁷⁰ Vermutlich eine 3 Quadratkilometer = 300 Hektar große Weide.

⁷¹ *Original*: „damit sie den Weiderreion verlassen konnten hatte jeder Besitzer für die instandhaltung im zugewissener strecke umzeingung sich um die standhaltung zukümmern“.

⁷² Ein Ableger legt mit seinen großen Flügelrechen selbsttätig das Getreide neben der Fahrspur ab.

⁷³ Die Selbstbindermaschine bindet das abgelegte Getreide.

Man hat noch 10 bis 15 Kühe und Kälbinnen⁷⁴, und 15 bis 20 Schafe. Die Schafe werden meistens für die Fleischversorgung verwendet. Die Wolle verwendet man für Handschuhe, Strümpfe und für Filzstiefel - dafür braucht man ca. 7 bis 8 Kilo Wolle – und dann für Pelze. Schweine werden im Allgemeinen wenig gehalten.

Die Milch die keinen Absatz findet wird verbuttert, dann zerlassen und ist meist der Haupt-Fettlieferant. Jeder Bauer hat ein Stück Feld mit Flachs oder Hanf bebaut um Garn für Leinen und Stricke und Seile zu haben. Die Stricke verfertigt er sich selbst. Leinen werden nur noch ganz selten im eigenen Haushalt erzeugt. Hanf und Flachssamen werden zu Öl gepresst.

Kuhhäute, Schaffelle, oft auch Hundefelle, lässt man gerben, da überall genügend Gerbereien vorhanden sind. Zu den zu Pelzen verarbeiteten Fellen kommt der Kürschnermeister⁷⁵ ins Haus. Die gegerbte Kuhhaut als Leder nimmt der Bauer mit nach Hause, bei Bedarf geht er damit zum Schuster und dieser schneidet sich das nötige Leder für das Schuhwerk heraus, das übrige nimmt sich der Bauer wieder nach Haus. Auch die Schweinehaut wird oft verwendet, daher wird die Sau nicht mit Heißem abgebrüht, sondern die Borsten werden abgesengt und Haut abgezogen.

Die leichten Wägen, die meistens Holzachsen haben, so wie alle anderen Bestandteile aus Holz und gewundenen Weiden bestehen, aber doch schön geformt und gestaltet sind, normal als Bespannung für ein Pferd gedacht sind. Auch die Wagenschmiere erzeugt man sich, indem man grüne Birkenrinde in größerer Menge in der Erde veröden lässt und diese als bewährte Schmiere verwendet.

Im Sommer haben die Wagerln meistens nur zur Personenbeförderung und kleinen Sachen eine Verwendung, da das Heu, Stroh und Holz im Winter, je nach Bedarf, heimbefördert wird, da im Sommer kein Bedarf, auch die Wege verhältnismäßig ungünstig sind und auch feuergefährlich in den geschlossenen Ortschaften.

Auch die leichten Schlitten bestehen aus künstlich gebogenen Birkenkufen, die auf eine Breite von 12 bis 15 cm und 5 bis 6 cm Stärke zugearbeitet werden, aus schwächeren Weidenästen und Ruten sowie Stricke, die nötig sind um die Spannung zwischen den zwei Seitenstangen und den Bögen herzustellen. Der Schlitten wird normal nur mit einem Pferd bespannt. Daher fährt man meist zu zweit mit vier, fünf Pferden und Schlitten. Ein Mann fährt am ersten und der andere am letzten Schlitten.

Man braucht die leichten Schlitten-Fahrnisse⁷⁶, da man ohne und mit leichter Last meist größere Strecken zu bewältigen hat und immer einen leichten Trab fährt. Das ist in Sibirien im Allgemeinen so.

Alles waren nur Gerüchte und halbe Wahrheiten!

Aber was mit Krieg oder Frieden, oder Revolution los war, wusste keiner Bescheid. Und er konnte es auch nicht wissen, da sich da alles auf einem großen Raum abspielte, jeder den kürzesten Weg von der Front heim zu nahm und den operierenden Armeeeinheiten auswich.

Und immer hörte man „Skoro mir, a skoro mir, skoro sa konschi sa Woina“⁷⁷ – Doch wir bleiben immer hier, bald wird Friede sein und der Krieg ein Ende haben. So warten wir 1918 noch immer auf den Heimtransport. Hinter dem Haus meines Bauern ist schon ein russischer Kriegsgefangener aus Deutschland zurückgekehrt. Ich setzte mich gleich mit ihm in Verbindung. Auch er konnte mir nicht viel Bescheid sagen, weder vom Krieg, noch von der Revolution.

⁷⁴ Männliche wie auch weibliche Jungtiere des Rinds.

⁷⁵ Original: „Kürschner in Stör“ → sollte vermutlich „Kürschnermeister“ heißen.

⁷⁶ Alter Begriff für bewegliche Sachen, im Gegensatz zu den Immobilien, den unbeweglichen Sachen.

⁷⁷ скоро мир, скоро мир, скоро са конци са воина – Bald ist Frieden, bald ist Frieden, bald endet der Krieg.

Gewisse Zusammenhänge konnte ich erst viel später in Erfahrung bringen!

Ich habe es erst viel später erfahren, warum niemand Bescheid wusste. Manche haben eben die Front verlassen und fuhren heim, manche ließen sich vom General oder Heerführer beeinflussen und blieben in seinem Verband. Die Kosaken waren in Krieg und Frieden ihr eigener Verband.

Kerenski⁷⁸, der frühere Kriegsminister und jetzige Ministerpräsident, hatte die Macht, aber er verstand es nicht sie zu gebrauchen. Er ließ sich von den Verbündeten Russlands beeinflussen, den Krieg mit den Mittelmächten weiter zu führen, was ihn um die letzten Sympathien seines in Auflösung begriffenen Heeres brachte.

Als Lenin⁷⁹, der mit Unterstützung der deutschen Heeresleitung im April 1917, einen Monat nach der Abdankung des Zaren, über Schweden und Finnland, das damals noch zu Russland gehörte, aus dem Schweizer Exil in Petersburg⁸⁰ ankam, wurde er von den Bolschewiki⁸¹, die sich „Krasny garnison“⁸² (Rotgardisten) nannten, stürmisch empfangen. Sie besetzten wichtige Gebäude in Petrograd ohne einen Widerstand. Doch auch sie waren nur eine kleine Einheit. So zog sich die ganze Plänkerei bis Ende Oktober 1917 auf Petrograd mehr oder weniger beschränkt dahin.

So wird es verständlich, dass man in dieser Zeit und noch einige Zeit danach nichts Nennenswerthes zu berichten gab, da auch die verschiedenen Generäle mit ihren Armeen in ganz Russland und Sibirien verstreut, mit einigen kleinen Plänkeleien gewissermaßen „Gewehr bei Fuß“ standen.

Zwölf Tage das erste Mal auf eigenes Risiko auf Wanderschaft!

Daher entschlossen wir uns, ein Egerländer⁸³ und ich, zu Fuß nach Westen zu wandern. Erst wollten wir, wenn alle schlafen, uns auf die Wanderschaft machen. Doch sein Bauer sagte ihm, dass sie heute Nacht im Gemeindewald eine Fuhr Holz organisieren werden. So blieb ihm nichts anderes übrig als mitzutun.

Wir vereinbarten uns außerhalb des Ortes bei der Fabriksgerberei zu treffen. Doch als es Mitternacht war und mein Kumpel noch nicht da war, entschloss ich mich zurück zu gehen. Jetzt bemerkte mich erst mein Weggenosse, und ich ihn, als er aus dem Betonrohr heraus kroch. Es war das vereinbarte „Stelldichein“⁸⁴ Brückerl, er kroch auf der einen Seite in das Rohr und ich saß auf der anderen Seite, wahrscheinlich hatte ich etwas eingedunkelt. Er sagte, er warte hier schon ca. zwei Stunden.

Jetzt hieß es fest aufzuholen, denn im Sommer wird es bald Tag. Wir gingen durch die Barabinsker-Steppe⁸⁵ auf die Stadt Kainsk⁸⁶ zu, in der Nähe der Bahn westwärts. Diese Steppe ist mit vielen kleineren und größeren Seen übersät. Gegen Mittag gingen wir zwischen einem hohen Weizenfeld, die Sonne brannte heiß. Dann kamen wir zu einem See. Da er nicht sehr breit war und ein Weg nach links und einer nach rechts führte, welcher der kürzere war konnte man nicht übersehen, so gingen

⁷⁸ Alexander Fjodorowitsch Kerenski, * 4. Mai 1881 in Simbirsk; † 11. Juni 1970 in New York.

⁷⁹ Wladimir Iljitsch Uljanow, * 22. April 1870 in Simbirsk; † 21. Januar 1924 in Gorki bei Moskau.

⁸⁰ Peter der Große hat die Stadt nach seinem Schutzheiligen, dem Apostel Simon Petrus benannt. Die Festung hieß kurzzeitig Sankt-Pieterburch, dann, wie auch die etwas später entstehende Stadt, Sankt Petersburg. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde am 18. August 1914 der deutsche Name zu Petrograd „Peterstadt“ russifiziert. Nach Lenins Tod 1924 wurde die Stadt am 26. Januar 1924 in Leningrad umbenannt. Per Erlass vom 6. September 1991 wurde die Stadt nach einer Volksabstimmung in Sankt Petersburg rückbenannt.

⁸¹ auch Bolschewisten (*russ.* большевики, wörtlich übersetzt ‚Mehrheitler‘), eine Fraktion der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands (SDAPR) die den Sturz des Zaren und den Aufbau des Sozialismus / Kommunismus in Russland anstrebte. Im Gegensatz zur Fraktion der Menschewiki (Minderheitler) organisierten sie sich als straffe Kaderpartei, als eine Truppe von Berufsrevolutionären.

⁸² Rotgardisten, *russ.* Красная Гвардия. Aus ihnen entstand später die Rote (Arbeiter- und Bauern-) Armee.

⁸³ Das Egerland (Eghaland, *tschech.* Chebsko), nach der Stadt Eger (*tschech.* Cheb) benannte Region im Westen Tschechiens. Im weiteren Sinne gehören dazu auch angrenzende Bereiche Oberfrankens und der Oberpfalz.

⁸⁴ von Joachim Heinrich Campe (1746–1818) eingedeutschte Bezeichnung für das französische rendez-vous im Sinne einer romantischen Verabredung. Im modernen Sprachgebrauch als Treffen oder Treffpunkt verwendet.

⁸⁵ *russ.* Бара́бинская степь/Barabinskaja step) Landschaft im SO von Westsibirien, zwischen Ob und Irtysch.

⁸⁶ Kuibyschew am Fluss Om, einem rechten Nebenfluss des Irtysch im Bezirk Nowosibirsk. Der Ort entstand 1772 und erhielt 1782 als Kainsk das Stadtrecht. 1935 nach dem sowj. Politiker Walerian Kuibyschew umbenannt.

wir den nach rechts und kamen dann bald am Ende des Sees in ein Dorf, wo wir unseren kurzen Schafspelz für ein Mittagessen eintauschten, da wir sahen, dass er uns nur hinderlich war.

Nachdem wir uns gestärkt hatten, schritten wir wieder drauf los. Wir gingen zwölf Tage und schafften 500 km in dieser Zeit, ca. 40 km täglich, aus dem Gebiet Barnaul bis in die Umgebung Kainsk. Unser Schlafraum waren Heu- und Strohschober oder Feldhütten. Einmal mussten wir im Freien übernachten, da die Gelsen unerträglich wurden. Auch die Bauern mussten für das Vieh in ihren Häusern einen Rauch machen und das Vieh stand dabei, da sie sich der Gelsen nicht erwehren konnten. Das kam öfter vor, auch am Feld wenn es schwüle Nächte gab und man draußen übernachtete.

Da zufällig auf der Wiese ein dürre Baum lag, so machten wir uns ein Rauchfeuer. Die Gelsen waren so arg, dass man mit dem Anzünden seine Not hatte. Mein Kumpel schlief bald ein und ich musste Rauch besorgen, bis es dann kühler wurde und ich auch etwas schlafen konnte.

Kein Gepäck belastete uns nicht, da wir nicht mehr hatten als wir am Leib trugen. Meistens gingen wir barfuß, damit uns die Schuhe nicht drückten und man leichter voran kam. Es gab nur Wege, auch die Straßen hatten keinen harten Untergrund. Doch brannten uns zeitweise die Fußsohlen, dann hielten wir wieder bei einem Bach, im Wasser abkühlen, und badeten uns, wo wir oft erst im Wasser das Hemd vom Leib brachten, da es ganz verpickt vom Schwitz war. Im Sommer ist es hier einen Monat sehr heiß.

Essen haben wir uns ausgebettelt, in Sibirien kannte man noch keine Not. Man wusste schon, dass man warmes Essen haben wollte, meistens konnte man sich gleich beim eingekehrten Bauern satt essen. Wenn nicht, versuchten wir es beim Zweiten. Irgendwie war meistens warmes Essen vorhanden, etwas war immer im Backofen, denn dieser war im Haushalt, so wie der Samowar⁸⁷, und beide waren Mädchen für alles.

Im Allgemeinen trachteten sie uns satt zu füttern, um uns so bald als möglich wieder los zu werden. Denn wer traut einem wandernden Gesellen, wo überall Arbeit im Überfluss war, und uns als Tachinierer betrachtete, was wir ihnen auch nicht verübeln konnten. Denn auch wir trauten schon lange niemandem mehr. Mancher Gastgeber meinte, ihm unbedingt einige Tage zu helfen. Auch dem durften wir nicht trauen, ob er uns nicht durch einen Trick in eine Falle lockte.

So kehrten wir bei einem Bauern ein, es war ein etwas korpulenter, vertrauensvoller Mann, der uns gut bewirtete, doch stets uns überreden wollte, ihm wenigstens 3 bis 4 Tage beim Grasmähen zu helfen. Wir sagten, dass es uns leid tue, wir wollen ja einmal nach Hause, wo es doch Frieden mit den Mittelmächten gibt, und niemand sich um den Heimtransport von uns Gefangenen kümmert, so müssen wir es auf eigenes Risiko versuchen.

Man musste bei allem Tun und Handeln sehr vorsichtig sein!

Nachdem wir wieder gesättigt waren, bedankten wir uns und nahmen wieder Abschied. Nun gut, sagte er, er habe denselben Weg, er müsse sich dort am Bahnhof Gabeln und Rechen besorgen. So marschierten wir gemeinsam und plauderten. Da sah ich am Bahnhof, dass dort Soldaten aus und ein gingen, so sagte ich zu meinem Weggenossen „Hast Du gesehen, dort sind Bahnstrecken, der will uns in eine Falle locken!“

Ich blieb stehen und schaute auf die Sonne und sagte „Wir gehen hier eine falsche Richtung“. Der Bauer sagte, es gibt da keinen anderen Weg. „Nein“ sagte ich, „wir halten uns immer nach der Sonne“, ließen ihn stehen, kehrten uns nach dem in der Nähe befindlichen Wald um und machten in diesem einen Dauerlauf, warteten dann eine zeitlang ab, und umgingen in einiger Entfernung die Bahnstation.

Ich möchte hierzu noch bemerken, dass im Großen und Ganzen, ob Zivil oder Militär, uns nicht auf unserer Wanderschaft behinderten, aber ab und zu gibt es so übereifrige pflichtbewusste Idealisten aller Schattierungen, die einem verschiedene Unannehmlichkeiten machen, bis wieder Vernünftige, und diese gab es „Gott sei Dank“ in der Mehrzahl, das Ganze wieder in das richtige Lot zu bringen wussten

⁸⁷ wörtlich „Selbstkocher“, ursprünglich eine russische Teemaschine bzw. Wasserkocher.

Es war dies im Sommer 1918, also 7 bis 8 Monate nach der Oktoberrevolution, wo sich sowieso schon eine Völkerwanderung bemerkbar machte. Bedingt durch die Größe Russlands, wo der in Wladiwostok stationierte, in die Ukraine, in seine Heimat zurückkehrt, oder umgekehrt. So war es zum Teil auch bei den Kriegsgefangenen. Man konnte sie ja nicht auseinander kennen. Erstens sprach einer den anderen nicht an, und wenn, so hat ein jeder eine andere Muttersprache, und es gibt ca. 50 Millionen Mohammedaner usw.

Aufgabe der Wanderschaft in der Ortschaft „Orsinow“!

Da man verschiedene Gerüchte über den Standort der Front hörte, dass dieser sich in der Nähe befinde, so beschlossen wir, hier in der Ortschaft Orsinow⁸⁸ zu bleiben um uns zu erkundigen, was an den Gerüchten von der Front Wahres dran ist, und suchten uns hier einstweilen Arbeit. Ich arbeitete wieder bei einem Bauern, mein Kumpel ging zu den Zimmerleuten. Die Ortschaft befindet sich in der Nähe der Stadt Kainsk an der Transsibirischen Eisenbahn,

Mit dem Bauern und seiner ca. 20-jährigen Tochter hatte ich mich ganz gut abgefunden, aber dann kam sein Sohn, der in meinem Alter war, von der Front heim auf Urlaub nach Hause. Wir fuhren dann auf die Wiese das Heu zu schobern. Diese Wiese war etliche Kilometer von unserer Ortschaft entfernt, daher blieben wir zwei die ganze Woche auf der Wiese und nachts schliefen wir im Zelt. Wir arbeiteten bis in die Nacht hinein, dann kochte er erst das Nachtmahl. Ich musste dem Pferd noch Rauch machen, da die Gelsen unerträglich wurden. Nach meiner Einschätzung war es um ca. 11 Uhr nachts bis wir ins Zelt kamen. Da sich die Gelsen schon in dieses verirrt hatten, so mussten wir wieder heraus und die Gelsen ausräuchern.

Kaum war ich eingeschlafen, so boxte er mich schon wieder zum Aufstehn wach, obwohl es draußen noch stockfinster war. Er hatte es eilig und nach einigen Schritten war er im Dunkel verschwunden. Da ich vom Vortag wusste, dass es mindestens vor 8 Uhr nichts zu essen gab, jetzt konnte es höchstens zwei Uhr sein, so versorgte ich mich zuerst mit Proviant. Währenddessen kam er schon wieder zurück um mich zu holen - ich hätte ihn wahrscheinlich auch schwer gefunden, da er sich ja im Finstern verloren hat.

Wir fingen gleich wieder zu streiten an, was wir sowieso den ganzen Tag taten, da er nicht Tag und Nacht unterscheiden konnte und dass man auch essen muss. Er zog das Heu mit einem Pferderechen zusammen und ich machte diese auf Häufchen zusammen. Das ging ihm alles zu langsam. „Gut,“ sagte ich, „ich werde mit dem Pferd das Heu zusammen ziehn und Du wirst die Häufeln machen“. So stritten wir dauernd.

Wechsel zu einem anderen fortschrittlichen Bauern!

Samstag sagte er zu mir, er werde jetzt nach Hause fahren und ich soll hier warten, bis er wieder kommt. Ich sagte ihm, dass ich nicht hier bleibe, wenn er mich nicht sogleich mit nach Hause nehme. So blieb ihm nichts anderes übrig als mich mitzunehmen. Sonntags traf ich einen Bauern, ich soll zu ihm kommen, bei meinem jetzigen Bauern hält es keiner lang aus, das ist ein Leuteschinder. So ging ich zu diesem Bauern, denn verschlechtern konnte ich es mir nicht mehr.

In dieser Großfamilie gab es ein harmonisches Familienleben!

In dieser Familie waren die Eltern so zwischen 55 und 60 Jahren, körperlich noch sehr gut erhalten, gepflegt, und überließen ihrem ältesten Sohn Mischo die Obhut ihres ganzen Hauswesens. Die Großmutter⁸⁹ war eine etwas korpulente, sehr verträgliche Frau, die mit ihren drei Schwiegertöchtern sehr gut auskam und auch das Arbeitspensum miteinander gemeinsam verrichteten. Der Mischo, der das Ganze leitete, war verheiratet und hatte zwei schulpflichtige Kinder. Seine Frau, die durch die Kinder schon eine größere Aufgabe hatte, war sehr schweigsame Frau.

⁸⁸ Orsinow, nördlich von Barabinsk (russ. Бара́бинск) im Bezirk Nowosibirsk.

⁸⁹ Mutter von Mischo, dem vermissten Sohn und Wassili. Aufgrund der Enkel als „Großmutter“ bezeichnet.

Dann war noch eine Schwiegertochter mit einem 9-10 jährigen Mädchen. Deren Mann als vermisst galt. Sie war etwas vollschlank und so um die 30 Jahre herum. Der jüngste, der Wassili, der einen etwas kürzeren Fuß hatte, war erst jung verheiratet und seine Frau war schwanger.

Da jedes seinen Arbeitsbereich hatte, so ging jedes seiner Beschäftigung nach. Gesprochen wurde nur über das Nötigste, ohne den andern zu bekritteln, da jedes bestrebt war das Beste herauszuholen. Irgendwelche Fehler die einem passierten wurden ignoriert, da ja jedem einmal etwas daneben ging.

Durch das harmonische Zusammenleben hatten sie einen gemeinsamen Wohlstand, und wahrscheinlich auch jede Familie eine Privatschatulle, was auch zum guten Familienklima gehört.

Der ältere Bruder, der Mischo, war auch Obmann von der Milchgenossenschaft. Auch Reisende, die mit Wirkwaren und anderen Spezialitäten und von weiter her kamen, mit etlichen Pferdegespannen, übernachteten in unserem Hof, da er mit wirtschaftlichen Gebäuden umschlossen war und daher der ganze Konvoi leichter überwacht werden konnte. Er war auch in der größeren Umgebung ein bekannter Mann.

Auch sein Vater dürfte sich an allem schon rege beteiligt haben, was sein weltmännisches Auftreten beweist. Da das Gebiet um Orsinow bis hinab nach Süden in die Barabinsker-Steppe hineinreicht wurde es auch Hungerstätte genannt. Es gibt wenig Baumbestand und viele kleine und größere salzige Seen.

Doch es gibt Gebiete in näherer und weiterer Umgebung, wo es ertragreiche Wiesen und viel Wald gibt. Für etwas Entgelt kann man sich ein größeres Grasland sichern. Unser Bauer hatte eines in ca. 80 km Entfernung erworben. Nach einem Gespräch mit den Familienmitgliedern konnte ich herausfinden, dass das zwar nicht teuer ist, doch muss man nur die rechte Zeit erraten, um größere Grasflächen zu ergattern.

Unser Bauer sagte, er habe noch Glück gehabt, um eine solche zu bekommen. So fuhren wir im Juni in dieses Gebiet. Wir hatten zwei langgestreckte Norikerrappen, die bewältigten diese Strecke leicht in einem Tag.

Auf den Winterquartieren!

Wir waren ca. 15 Mäher, meistens Frauen, die im gleichen Schmiss mittaten wie die Männer. Ich war unter ihnen der Schlechteste. Ich bekam bald eine andere Beschäftigung. Ich hatte das Mähen und überhaupt das Sensen herrichten nicht mehr zu Hause gelernt, da wir schon eine Grasmähmaschine mit Pferdezug hatten.

Der ältere Bruder, der Werkführer, der machte immer die Sensen scharf, indem er sie mit einem harten Stahlmesser abschabte, meistens mit drei, vier Zügen, also nicht wie bei uns durch Dengeln. Bevor es zum Mähen kam, hatte er und sein Bruder eine Holzhütte gezimmert, so ca. 10 bis 12 Quadratmeter, die später auch als Winterquartier benutzt wurde.

Nachdem man so ca. 8 Tage gemäht hatte, blieben die Mahden so wie gemäht wurde liegen Im Sommer, da auch hier ein Monat sehr heiß ist, es keine Niederschläge gibt, so war das Heu zum Schobern genügend trocken. Jetzt rollte man mit Rechen die Mahden auf kleine Häufchen und machte kleine Kegel, die man in minutenschnelle mit Seilen zum Transport, auf größere Strecken mit dem Pferd, bis zum großen Heukegel zusammenzog, wo eine Frau den Kegel formte und der Mann das Heu hinauf gab. Nachdem der Heukegel fertig war, wurden noch kreuzweise zwei miteinander verbundene längere Weidenäste darüber gehängt, damit der Wind dem Heukegel nichts anhaben konnte. Der Frau wurde ein langes Seil zugeworfen, dass der eine auf der einen Seite hielt, womit sich die Frau auf der anderen herunter seilte.

Der Ernte Ertrag reichte kaum aus, was die Familie benötigte. Daher bekam Weidebetrieb mehr in Betracht, und so trieb man das Vieh, die Rinder, die Pferde und einige Schafe, das meiste auf die Winterquartiere, was man mit den Rindern meistens in zwei Tagen bewältigen konnte, da diese auf der Weide wie auch im Winter in ihrem Schuppen frei herumgehen.

Drei Schafe nahmen wir am Wagen mit. Wir waren auf den Winterquartieren, die Großmutter, die sich um das Essen kümmerte und zum Teil auch das Butterfass drehte. Die zwei Brüder beschäftigten sich mit dem Füttern, das nicht viel Zeit in Anspruch nahm. Die Pferde und die Kühe gingen zum anschließenden Fluss zur Tränke. Hauptbeschäftigung war Birken zu schlägern und sie auf der

Flussböschung zu Flößen zusammen zu zimmern und diese im Frühjahr, nach der Schneeschmelze und dem Anschwellen des Flusses, stromabwärts zu schwemmen, wo sie von einer Sandbank abtransportiert werden konnten.

Der große Fischfang!

Im Jänner, Februar, wenn die Fische zum Ablachen zur Quelle ziehen, wo noch die Flüsse fest zugefroren sind, werden sie durch Absperren der Flussbreite, mit ca. 2 m langen zusammengeflochtenen schmalen Holzstäben, die in der Mitte in Herzform eine Fangkammer haben, aus der man in kurzen Abständen mit der Daubel die Fische heraus nimmt. Das dauert ca. drei, vier Tage, das man aber erraten muss.

Unser Bauer hatte das noch so halbwegs erraten. Er erbeutete ca. 500 kg. Einen Teil schickte man nach Hause, verschenkte man, und einen Teil behielt man hier. Da sie gleich gefroren waren, waren sie lange Zeit haltbar.

Wir - die Großmutter, der ältere Bruder, der Mischo, das junge Ehepaar und ich - waren auf den Winterquartieren, wo das junge Ehepaar meistens die Melkarbeit verrichtete. Der Bauer fuhr öfters mit Butter oder Angefallenem, das man hier nicht brauchte, nach Hause und brachte Bedarfsartikel von zu Hause mit.

Zu Hause waren der Großvater, die Frau des Mischo mit den Kindern und die Schwägerin mit ihrer Tochter. Diese versorgten außer dem Häuslichen, die wenigen Tiere die zu Hause blieben, auch einige Jungschweine hatten wir zu Hause, die im Allgemeinen in Sibirien seltener gehalten wurden.

Auch die Wölfe suchten uns auf den Winterquartieren zweimal heim, wo sie drei Schafe die wir mitgenommen hatten umbrachten und eines davon in einiger Entfernung halb auffraßen. Die anderen lagen in der Umzäunung zerstreut herum. Im Sommer hatte man dort auch ein Pferd mit Fohlen. Das Fohlen war eines Tages verschwunden. Wo man dann vermutete, dass es den Wölfen zum Opfer fiel.

Die Wölfe auf den Winterquartieren!

Meistens kommen die Wölfe im Winter in Rudeln, in stürmischen Nächten, wo man ihr Treiben leicht überhört. Erst anderntags sieht man die Bescherung. Sie meiden dann längere Zeit diesen Ort und überfallen dann in einem entfernteren Ort ihre Beute.

Pferde und Kühe können sich ihrer ganz gut erwehren, da sie sich frei bewegen können, in einer größeren Umzäunung, die bei Pferden von drei Seiten umschlossen, durch Gestänge mit Pfählen, Reisig und minderem Heu gegen Wind geschützt, kleine Ritzen eventuell im Winter noch durch gefrorenen Schnee verstopft werden, dazu noch ein freier Tummelplatz, um sich – wenn es nötig ist – zu erwärmen.

Sie haben sowieso eine dicke Haarwolle. Auch das Dach hat nur eine waagrechte Stange, mit Reisig und minderem Heu überlagert. Auch hier dichtet der gefrorene Schnee ab. Das Futterheu, das für acht oder vierzehn Tage reicht, wird gleich auf der offenen Schuppenseite aufgeschichtet. Pferde putzen kennt man nicht. Erstens können sie sich trockene Liegeplätze aussuchen, die Mähnen und Schwanzansätze reinigen sie sich gegenseitig.

Da die Kühe gegen die Kälte empfindlicher sind, so haben sie geschlossene Schuppen. Auch die Schafe haben einen wärmeren, geschlossenen Stall.

Der Bernhardiner Hund!

Wir hatten hier einen großen Bernhardiner Hund auf dem Winterquartier mit, der aber vor den Wölfen zweimal Reißaus nahm und die vielen Kilometer nach Hause lief und der Bauer ihn wieder zurück brachte. Diese Winterquartiere waren im ganzen Wald verstreut. Die meisten normalen Wohnhäuser, die während des Jahres mehr benützt wurden als leer standen.

Erstens musste man sich im Frühjahr kümmern, damit man die Wiesenfläche bekommt, dann musste man die Heuernte bewältigen, im Spätherbst trachten, dass man das Vieh hierher brachte, bevor noch kleinere Ausbesserungen machen, und dann bleiben bis das Futter verbraucht ist und man das Vieh wieder heim trieb.

Die Weizenernte reichte oft für die Familie nicht aus!

Hier gedieh, wie überall in dieser Zone, Sommerweizen und Hafer. Letzterer wurde wenig gebaut, und der Sommerweizen reichte in schlechten Jahren nur für das nötige Brotgetreide aus. Auch dieses Jahr fuhren einige Bauern, so auch unserer, ca. 400 km mit dem Pferdefuhrwerk um eines zu holen.

Um diese Strecke zu bewältigen braucht man viele Tage, was aber nichts ausmacht. Man kann überall auf den breiten Wegen weiden und für etwas Entgelt kann man sich Futter und Essen besorgen. Und bei einer Großfamilie ist sowieso irgendjemand wo am Weg.

Nicht mahlen, nur sehr fein schroten!

Normal wurde, zumindest am Land, die Frucht erst fein gemahlen, und das Mahlgut erst zu Hause durch ein feines Haarsieb von der Kleie befreit. Da Brot das Hauptnahrungsmittel ist, es fast keine Erdäpfel gibt, außer vielen Gurken, auch wenig Gemüse, so braucht man täglich viel Brot, das täglich, meist in ca. 25 dkg Ringeln⁹⁰, frisch gebacken wird. Das nicht gebrauchte, zu Würfeln geschnittene und gedörrte Brot fand Verwendung als Einlage in Suppe und Eintopf.

Der Fisch ist im Allgemeinen sehr begehrt, speziell in der Fastenzeit, da diese strikte eingehalten wird und andere Fleischarten nicht auf den Tisch kamen. Die meisten nahmen nicht einmal Milch zum Tee. Die Fische wurden entweder in Fett gebacken oder im Mehlteig im Backofen gebacken. Die kleineren Fische als Fischsuppe. Der Russe hatte eine Fertigkeit im Fischessen.

Normal der Eintopf!

Normal war der Eintopf, speziell wenn man am Feld kochte, in einem gusseisernen Kessel, aufgehängt auf einem Drei-Stangen-Gestell. Dazu wurde das gedörrte Weißbrot gegeben, das ausgezeichnet mundete. Meistens hatten wir Schafffleisch, das man ziemlich heiß essen muss, sonst wird das Talgfett etwas anlegend im Mund.

Das Hauptfett war die ausgelassene Butter. Die Mehlspeisen waren die Blini⁹¹, das sind dünn ausgewalzte Flecken, im Fett gebacken, dazu man noch Rahm beistellte. Da waren noch die Fleischpiroschki, das waren nicht ausgewalkte runde Flecken in die man Hackfleisch gab und im Fett schmoren ließ.

Selbstverständlich gab es Rindfleisch und Schweinefleisch, doch letzteres war nicht überall vorhanden. Der Schweinespeck wurde gut eingesalzen, kam in einen weitmaschigen Sack und wurde am Dachsparren aufgehängt, wo er nach einiger Zeit mürbe und schmackhaft war.

Das Rindfleisch wurde unter dem kleinen Dachvorsprung luftgetrocknet, das sehr hart wurde. Hasen, Rebhuhn und Fasanen kamen nie auf den Tisch. Wenn man einen Hasen isst, sagten sie, kann man einen Hund auch essen. Tauben aus symbolischen Gründen auch nicht.

Auch bei uns wurden Fastenzeit und Fastentage eingehalten!

Der heutigen Jugend wird manches utopisch vorkommen, aber die heute vereinzelt noch lebenden Alten wissen noch, dass die Fastenzeit eingehalten wurde, speziell die sechs Wochen vor Ostern, an einem Freitag kein Fleisch auf den Tisch kam, wo ich vielleicht dazu bemerken will, dass oft an einem Sonntag keines da war, nur ein kleines Stück, damit man eine gute Suppe hatte.

Um nur ein paar im Volk verankerte Bräuche zu nennen, wo sie in den abgeschiedenen Gebirgstälern viel länger behalten wurden und manche noch heute gang und gäbe sind.

Dass sich auch der Sibiriak den gegebenen Verhältnissen anpasst, oder anpassen muss, der Städter anders als der am Land draußen. Und hier wieder ein Unterschied: die Stadtnähe, in einem Verkehrsnetz und den oft primitivsten Verbindungen.

⁹⁰ kreis-, ringförmiges Brot, auch Boublik genannt.

⁹¹ Bliný Pl. (Блины), blin Sg. (блин), (west)europäisiert auch Blini. Osteuropäische Art der Palatschinke.

Die Russen heiraten sehr jung!

Die Jugend, die meistens sehr jung heiratet, unterhält sich in kleineren und größeren Gruppen, mit der Garmoschka⁹² spielend und singend durch die Gassen gehend, oder irgendwo eine Tanzunterhaltung zu veranstalten, da während des Krieges in Russland Alkoholverbot war und die Gasthäuser gesperrt waren.

Die mittlere Generation machte 2 – 3 Tage ihr Vergnügen, indem sie aus vergorener Körnerfruchtmaische am Feld einige Liter Schnaps⁹³ brannten und dazu einige köstliche Speisen zubereiteten, wobei sich – bis 4 Familien zusammentaten. Bei einer wurde mit Essen, Trinken und Singen begonnen. Dann fuhr man mit dem Schlitten singend und johlend durch die Gassen und kehrte beim nächsten wieder ein. Man brauchte das, um aus der Eintönigkeit herauszukommen und um alte oder neue Freundschaft wieder aufzufrischen.

Als wieder Frühling ins Land zog, es war April 1919, hatte ich wieder Sehnsucht nach Wanderschaft. Diesmal tat mein Weggenosse nicht mit. Er war im Winter von den Zimmerleuten zu einem Filzstiefelmacher gegangen, wo er in einem warmen Baderaum die Schafwolle von den Wollknötchen befreite, indem er auf einer stark gespannten Darmsaite, die er durch Zupfen zum Vibrieren brachte, ganz kleine Mengen darauf fallen ließ und dadurch die Wolle aufkraulte.

Man braucht zu einem Paar Filzstiefel ca. 8 kg Wolle, die der Meister auf einen Leisten auflegt und dann in einem Kessel kochen lässt. Diesen fertigen Filzstiefel trägt man bei trockener Kälte ein bis zwei Winter ohne Lederbesetzung.

Dann lässt die Festigkeit etwas nach und der halbe Tritt wird mit Leder besetzt und bei etwas geringerer Kälte getragen.

Mein Kumpel tat nicht mit, indem er sagte, er sei durch die Wärme stark verwöhnt und habe keine warme Kleidung. Er kann es nicht riskieren. Ich ging dann allein. Ich war die Kälte gewohnt und hatte auch dementsprechend die Kleidung, da der April für mich keine Kälte mehr war.

Da aber der April tut was er will, gab es doch drei Tage recht grimmige Kälte, wo mir doch ein bisschen bang wurde. Und noch eines möchte ich hierzu bemerken, mein Kumpel schrieb mir als ich schon zu Hause war. Da erfuhr ich, dass er früher zu Hause war als ich.

Das zweite Mal auf Wanderschaft!

Ich ging von der Ortschaft wo ich gearbeitet habe, nämlich von Orsinov, auf die Bahnstation Kainsk an der Transsibirischen Eisenbahn zu, wo mir ein Bauer, bei dem ich um Essen bat, sagte, ich soll ihm zwei, drei Tage bei der Arbeit helfen, dann hat er ein Fuhrwerk in der Stadt zu machen. Und, wie üblich, mit vier, fünf Pferden, und er hat keinen Mitfahrer. Zurück brauche er mich nicht mehr, da die Pferde heimzu den Weg nicht verlassen.

Und dabei blieb es. So fuhren wir mit der Frucht in die Stadt. Er kutschte vorne, ich als der Hintermann. Da waren mehrere Bauern mit derselben Ladung in die Stadt unterwegs. Doch in der Stadt wurden sie in verschiedene Richtungen dirigiert.

Wir kehrten in ein Haus ein wo reges Leben zu sein schien. Da der Bauer noch anderweitig zu tun hatte, dachte ich mir, schaust einmal in dem Haus nach, was da eigentlich vor sich geht. Die Türen waren überall offen, ich sah meistens nur jüngere und ältere Frauen hin und hergehen, doch ich konnte mir keinen Reim dazu machen.

⁹² Garmoschka (russ. гармошка) ist die russische Bezeichnung für ein Knopfakkordeon.

⁹³ Wodka.

Im Freudenhaus!

Eine ältere Frau, die aber noch ein hübsches, jugendliches Aussehen hatte, es war die Küche bei der ich stand, und diese Frau schien hier eine führende Rolle zu spielen. Sie fragte mich, ob ich Zeit habe und ob ich nicht, sie zeigte auf ein Mädchen, mit ihr aus dem Keller Erdäpfel holen wollte. So ging ich mit ihr und holten diese. Wir füllten sie in einen Sack. Sie sagte nichts und ich auch nicht. So stellten wir die Erdäpfel ab und ich ging wieder hinaus zum Schlitten. Nachdem ich noch eine zeitlang dem Treiben zusah wusste ich, es war ein Freudenhaus.

Wenn mich jemand fragt, was ich mir so bei allem dachte, so möchte ich sagen, alles Mögliche. Nur eines beschäftigte mich in meiner Situation und meinem Vorhaben. Ich stehe auf einem hohen, wackeligen Gerüst, das bei der geringsten falschen Bewegung einstürzen kann.

Wir fuhren mit der Restladung zu einer anderen Stelle, wo wir den Rest abluden. Hier dürfte eine höhere Instanz dirigieren, da noch alter Nahrungsvorrat vorhanden war und wir diesen nur aufstockten. Jetzt hatte ich meine Mission erfüllt, half noch dem Bauern seinen Konvoi zusammenzustellen und dann „Adios!“

Die Bahnfahrt und ihre Probleme!

Ich hatte vor mit der Bahn zu fahren. Und da hörte ich, dass man 300 km ohne Erkennungskarte mit der Bahn fahren konnte. Die Karte kostete 12 Rubel, 75 Rubel war meine ganze Barschaft.

Ich ging zu dem Kassenschalter und verlangte eine Karte bis Omsk. Doch der Schalterbeamte verlangte einen Identitätsausweis. Ich fing mit ihm diesbezüglich ein Gespräch an, bis er mir doch die Fahrkarte aushändigte. Der Schaffner verlangte wieder von mir einen Ausweis und bei der nächsten Station musste ich mit ihm aussteigen. Mit dem Vorstand gab wieder regen Wortwechsel, wo ich ihnen vorwarf, anstatt mich auf Staatskosten nach Hause zu befördern, machen sie mir mit bezahlter Fahrkarte solche Schwierigkeiten, wo auch zum Teil ihre Gefangenen aus Österreich und aus Deutschland schon vor längerer Zeit nach Hause befördert wurden.

Sie sagten, dass auch sie als Staatsbeamte sich an die Vorschriften halten müssten, um sich nicht strafbar zu machen. Nach längerem hin und her ließen sie mich weiterfahren. Ich dachte jetzt bei mir: Ich löse mir überhaupt keine Fahrkarte und fahre mit den nach Westen fahrenden Güterzügen mit.

Die Fahrt auf dem Waggondach!

Aber das war nicht so einfach. Ich sah bei Güterzügen, dass sie hinten einen Waggon für Bummler angehängt haben, der aber immer so vollgestopft war, dass man nicht hinein konnte. So fuhr ich einmal auf einem Waggondach, wobei mir vom Luftzug so kalt war, dass ich es ein zweites Mal nicht mehr riskierte.

Am Lok-Tender!

Dann fuhr ich wieder auf einem Tender mit, wo ich von Rußflankerln so schwarz wurde, dass der Bauer, als ich um Einlass bat, gleich die Tür zuschlagen wollte. Da ich damit schon gerechnet hatte, stellte ich gleich meinen Fuß zwischen Tür und Angel, und mich hineinließ, wo ich gleich um heißes Wasser und Seife bat, und dann um etwas zu essen.

Dass der froh war als ich draußen war, lässt sich leicht denken. Jetzt war es wieder mit der Bahnfahrt aus. Warum wusste man nie recht. Meistens hieß es, man kommt in die Nähe der Front. Ich kam mit einem Rumänen zusammen mit dem ich mich auf Russisch verständigen konnte. Es war wie immer. Man traf sich, hatte ein Stück des gleichen Weges. Man fragte nicht woher, wohin. Wenn er sich als der oder der ausgab, so nahm man das zur Kenntnis. Man war ja nur auf sich selbst angewiesen, und das nur auf gut Glück.

Kalamitäten mit den Orenburger Kosaken!

So kamen wir eines Abends in ein Gebiet wo wir Posten passierten, sie ließen uns passieren. Wir waren in der Meinung, eventuell Vorposten von der Front. Da es bei Nacht noch ziemlich kalt war, wollten wir in einem Haus Unterkunft finden. Man schickte uns stets auf die Gemeindekanzlei, dort gebe es Schlafgelegenheiten, und warm ist es dort auch. Doch von dieser Unterkunft waren wir nicht begeistert.

Es blieb uns aber nichts anderes übrig, als auf die Gemeindeganzlei zu gehen. Als wir hinkamen waren schon mehrere Männer beisammen. „Gut, dass ihr gekommen seid, sonst hätte man euch suchen müssen!“ So wurden wir gleich empfangen. Wir hatten gleich einen Wortwechsel indem ich ihnen immer wieder vorhielt, die Mittelmächte schicken die Gefangenen heim und die Russen machen uns immer wieder Schwierigkeiten, wo doch schon längere Zeit Frieden ist. Und wie es immer ist, es gibt einzelne darunter, bei denen jeder Fremde ein schlechter Mensch ist und dann doch die Vernunft siegt. So verabschiedeten sie sich und sagten „Zum Übernachten habt ihr es doch warm.“

Der Gemeindesekretär, der noch anwesend war, sagte uns, dass wir uns im Gebiet der Orenburger Kosaken befinden und diese ihr Gebiet durch Posten bewachen, damit sie sich vor Überfällen schützen. Er selbst sei kein Kosak und er werde morgen früh kommen und uns wieder frei lassen.

Als er am nächsten Tag kam, sagte er, er habe bei einer Bäuerin ein Frühstück für uns bestellt und wir sollen mit ihm mitgehen, was wir nach einiger Weigerung dann doch taten. Kaum hatte man uns den Tee kredenzt, kam schon ein Bote von der Gemeindevertretung, wir sollen gleich auf die Gemeinde kommen, der **Bosolog**⁹⁴ wartet schon auf uns.

Nachdem wir gefrühstückt hatten gingen wir auf die Gemeinde, wo die Gemeindevertretung schon auf uns wartete. Ich ließ mich mit ihnen auf keinen Disput ein, da es mir zwecklos erschien. Wir mussten uns nur darauf konzentrieren, wie wir am schnellsten die Gesellschaft los wurden. Der Rumäne, der perfekt russisch konnte, sagte überhaupt nichts.

Die Beförderung in die nächste Marktgemeinde!

Dann kam ein Bauer mit einem Einspänner, den sie aufgenommen hatten, und dieser, sagten sie, wird euch in die nächste Marktgemeinde bringen. Diesem schien dieser Auftrag nicht genehm zu sein, da er die Männer fragte, ob er nicht einen Begleitmann mitbekomme, wo diese dies verneinten, er solle nur fahren, er brauche sich nicht vor uns zu fürchten.

Auf der Fahrt sprach ich mit ihm, er brauche sich wirklich nicht vor uns zu fürchten, denn es wäre sinnlos irgendeine Dummheit zu begehen. Wir müssen uns etwas Besseres einfallen lassen. Doch man sah es ihm an, er war erst richtig froh als er uns los war. Was ich ihm gar nicht verdenke.

Unangenehme Sache für die Miliz!

Das kleine Konsortium das uns in Empfang nahm war über unser Erscheinen nicht sehr erfreut. „Was sollen wir mit euch machen?“ und schickten uns wieder zur Miliz. Dort war ein Mann von mittlerer Größe und korpulent. Als ihm unsere Begleitperson sagte, was es mit uns für eine Bewandnis habe, hatte er gleich eine fürchterliche Wut auf die, die ihm diese Suppe eingebrockt hatten. „Was soll ich damit zu tun haben? Am besten ist es“ sagte er uns „ihr bleibt hier auf Arbeit. Dann haben wir alles wieder in Ordnung.“

Ich sagte ihm, er soll uns weiter gehen lassen. Wir wollen ja nur nach Hause gehen, uns interessiert Russland nicht. Er sagte, das geht unter diesen Verhältnissen nicht. Nachdem wir zwei Tage auf der Gemeindekanzlei verbracht hatten gaben wir auf und gingen auf Arbeit.

⁹⁴ **Eigennamen?**, Bezeichnung für Bürgermeister, Gemeinde- oder Ortsvorsteher? (Seite 30).

Aufgabe des Widerstandes, Arbeitsannahme!

Ich ging mit einer Kosakenbäuerin mit. Hier waren noch zwei Frauen, deren Männer noch nicht von der Front zu Hause waren, von der einen die Mutter und der anderen die Schwiegermutter.

Der Rumäne ging mit einem Bauern mit. Wie ich später erfuhr, war er anderntags schon verschwunden. Ich blieb einen Monat bei diesen drei Frauen. Es kam dann ein Einheimischer an meine Stelle.

Eine Feldarbeit gab es noch nicht, so hatte ich nur häusliche Arbeiten zu verrichten. Die eine **Soldadeska**⁹⁵ war aus der Nachbarortschaft. Ich wusste es, da ihr Vater einmal auf Besuch hier war. Die Tochter sagte zu ihrem Vater, ob er das Zaumzeug mitgebracht hat, sie hätten dieses schon öfter gebraucht. Und als sie eines Tages sagten, ich soll das Pferd ausreiten, dachte ich mir, reitest gleich in die Nachbarortschaft und holst gleich das Zaumzeug.

Sie waren gleich etwas erstaunt als ich das Zaumzeug brachte. Ob sie nicht dachten, dass ich eines Tages mit dem Pferd davon reiten könnte. Auch das Verhältnis der beiden Frauen, auch mir gegenüber, kam mir etwas sonderbar vor. Entweder traute die eine der anderen nicht oder trauten sie mir nicht.

Und eines Tages war ein anderer einheimischer Mann da und ich konnte gehen. Es war aber eine andere Kosakenfrau da, die mich fragte, ob ich nicht bei ihnen weitermachen wollte. Da ich über die Front nichts Richtiges erfahren konnte, so ging ich mit der Frau mit.

Wechsel in eine andere Kosakenfamilie!

Diese Frau war von kleinerer Statur und hatte noch einen zweijährigen Sohn. Dann war noch ein vierzehnjähriger Junge, er war auch von kleinerer Größe, und ein siebzehnjähriges Mädchen, das etwas mehr als mittelgroß war. Der Chef, der nur zeitweise zu Hause war, hatte eine stattliche und sportliche Statur und stand im Rang eines Feldwebels.

Hier war ich wieder so ein richtiges Familienmitglied!

Hier herrschte wieder das vertraute Familienleben, wo ich wieder in den Familienverband eingegliedert wurde. Der Chef war sehr intelligent und mir gegenüber zuvorkommend, brachte mir immer viel Mundvorrat aufs Feld, wo ich öfters die ganze Woche in einer Feldhütte verbrachte, die in einem kleinen Hain stand.

Wenn nicht irgendwelche Feldarbeiten zu machen waren, so hatte ich auf das Vieh aufzupassen und eventuell zur Wassertränke zu bringen. Mir gefiel es da draußen ganz gut. Am frühen Morgen der herrliche Vogelsang und abends, wenn Rebhühner und Fasanen mit ihren Lockrufen die Sippenschaft zur Nachtruhe zusammenrufen.

Im Frühjahr wird Sommerweizen und Hafer händisch ausgesät, was der Bauer – wenn er da war – und ich besorgten. Sonst war er irgendwo im Einsatz, da zeitweise größere Städte, einmal von Weißen⁹⁶ und dann wieder von Roten Armeeeinheiten besetzt wurden. Auch hatten sie ihr von Kosaken bewohntes Gebiet so hermetisch durch Wachtposten abgeschirmt, um vor Überraschungen geschützt zu sein.

Das Eineggen der Saat besorgte der 14-jährige Junge auf dem vorderen Pferd reitend. 2 bis 3 Pferde an der vorderen Egge angekoppelt folgend, kreuz und quer eggend. Sonst wurde er selten im Arbeitsprozess eingeschaltet. Die meiste Zeit waren die Tochter und ich mit dem Arbeitspensum beschäftigt.

Dann kam die Heuzeit und später die Erntezeit. Bei der letzteren Arbeit wurden alle verfügbaren Kräfte eingesetzt. Denn bis der Drusch erledigt war, ließ der Wintereinbruch nicht mehr lange auf sich warten.

⁹⁵ Soldateska ist eigentlich ein zügelloser Soldatenhaufen. Vermutlich meinte er damit eine Soldatenbraut.

⁹⁶ Weiße Armee (russ. Белая армия / Belaja armija), auch Weiße Garde (russ. Белая гвардия / Belaja gwardija). Die Truppen der russischen Weißen Bewegung kämpften im Russischen Bürgerkrieg gegen die Bolschewiki.

Hackfrüchte⁹⁷ gab es hier nicht, auch keine Obstbäume. Gurken und Beerenfrüchte gab es in größeren Mengen. Erdäpfel hatten wir auf einer ein paar Quadratmeter großen Fläche angebaut. Sie waren kaum größer wie Nüsse. Im Allgemeinen kann ich mich nicht erinnern, dass hier welche gebaut wurden.

Wenn abends alle fahrend oder reitend sich heimwärts begaben, blieb ich meistens am Feld draußen. Nur an Sonn- und Feiertagen fuhr oder ritt ich heim, oder ich brauchte etwas, das ich mir von zu Hause holen musste. Das Feld war ca. 3 km vom Ort entfernt. Doch es war immer Bewegung in diesem Gebiet. Entweder kamen Feldnachbarn nachschauen, oder welche von weiter her, gefahren oder geritten.

Eisenbahn-Karambolage mit einem Militärtransport!

Ende Mai 1919 kam es in der Nähe unserer Ortschaft mit einem Militärtransportzug von Tscheljabinsk⁹⁸ kommend und nach Osten fahrend zu einer Katastrophe, da durch die Steigung des Bahngeländes eine Schubmaschine hinten helfen musste, um diese Steigung zu bewältigen.

Es war ein Militärtransport mit 30 Waggons, die normal an die erste Lok angekoppelt sind. Die hintere Lok aber nicht, damit sie sich am höchsten Punkt absetzen kann, da jetzt wieder ein Gefälle beginnt.

Es waren aber nur drei Waggons an die erste Lok angekoppelt, die übrigen siebenundzwanzig an keiner. Der Lokführer bemerkte erst später, dass er nicht die komplette Garnitur hinter sich hatte und blieb stehen. Da es Nacht war, konnte er das Ganze nicht übersehen.

Währenddessen rollten die siebenundzwanzig Waggons in immer schneller werdendem Tempo auf die drei Waggons und die Lok zu.

Ich ging dann morgens an die Unglücksstelle. Da sah ich wie drei, vier Waggonplattformen ineinander verschachtelt waren und im Schlaf überrumpelte Soldaten nebeneinander tot auf der Plattform lagen. 70 tote Soldaten lagen gestaffelt am Rasen, wo man ihre Personalien aufnahm. Die Verwundeten hatte man schon abtransportiert.

Hilfstruppen zogen die zusammen geschobenen Teile auseinander. In einem Waggon wieherte ein Pferd eingeklemmt zwischen Brettern. Losgerissene Achsen mit Rädern lagen verstreut in der Umgebung. Ein Waggon stand unversehrt auf der Wiese, denn die Bahnstrecke hatte hier noch eine Erhöhung von ca. 3 Meter. Es waren Angehörige der Weißen Armee. Menschliches Versagen oder Sabotage?

Besetzungen von Städten durch Weiß und Rot!

Ab und zu hörte man, dass größere Städte abwechselnd von Weißen und der Roten Armeeinheiten zeitweise besetzt wurden. Größere Kampfhandlungen gab es damals in Sibirien noch nicht. An solchen leichten Siegen nahm auch die Tschechische Legion⁹⁹ teil, die damals schon eine 60.000 Mann, von speziell von Frankreich aus gegründete Armee hatte. Sie kämpften damals gegen die Bolschewiken. Doch im Kasan-Gebiet, das ist vor dem Ural, wo ihnen die Bolschewiken einen erbitterten Kampf lieferten, war es mit ihrer Kampflust vorbei. Die Bolschewiken mussten dieses mit allen verfügbaren Kräften verteidigen, da es ihre Brotkammer war und sie die Ukraine (russ. Ukraina) an Deutschland abgetreten hatten.

⁹⁷ Kulturpflanzen, die während des Wachstums ein mehrmaliges Bearbeiten (Behacken) des Bodens benötigen, damit er nicht verkrustet und möglichst wenige Beikräuter wachsen. Zu den landwirtschaftlichen Hackfrüchten zählen die Erdäpfel, Zucker- und Futterrüben, Feldgemüse und Kukuruz.

⁹⁸ wiss. Transliteration Čeljabinsk, russ. Челябинск, russische Stadt am Ural.

⁹⁹ Aus Tschechen und Slowaken gebildete militärische Verbände, die in Frankreich, Italien und in Russland aufgestellt wurden. Sie kämpften gemeinsam mit der Weißen Armee im russischen Bürgerkrieg.

Die Tschechische Legion gibt die Kampfhandlungen auf!

Die Tschechische Legion wurde von den Franzosen aufgestellt. Sie kämpfte nicht für russische Interessen sondern für die Entente-Mächte, die ihnen ihren ČSR-Staat¹⁰⁰ garantierten. Sie spielten als gut ausgerüstete Legion daher noch eine große Rolle, obwohl sie sich an den Kampfhandlungen nicht mehr beteiligten. Die Russen wären sie am liebsten los geworden und hätten sie am liebsten heimtransportiert. Auch die Tschechen wären lieber heimgefahren, doch hätten sie ihren großen zusammengestellten Konvoi zurücklassen müssen, was nun aber die Tschechen auch wieder nicht wollten. Zu einem kleinen Teil waren in der Legion auch Deutsche und Ungarn, die im ČSR-Staat beheimatet waren und die man unter Druck dazu zwang.

Ein größerer Teil an Deutschen und Ungarn kämpfte mit den Bolschewiken, da ihnen diese mehr Freiheit und eine baldige Heimfahrt versprochen. Doch der Großteil bevorzugte das friedliche Arbeitsverhältnis.

Die Kosaken kämpfen mit den Aufständischen!

Dann kam es in der Stadt, ca. dreißig Kilometer von uns entfernt, zu einem Aufstand, wo auch Kosaken aus unserem Gebiet beteiligt waren, da dieses Gebiet im großen Umkreis von Orenburger Kosaken bewohnt wurde. Nach ihren Angaben waren ca. dreitausend an den Aufständen beteiligt. Kosaken angeblich dreihundert. Sie sagten, dass bei diesem Gemetzel Frauen und Kinder nicht verschont wurden, da auch diese auf sie geschossen haben.

Auch die Kosaken dürften große Verluste gehabt haben, da man die Toten in ihre Heimatorte zurückbrachte um sie hier zu beerdigen. Man brachte neun Tote in unseren Ort, vier waren aus unserem Ort, die anderen führte man in die zwei Nachbargemeinden.

Durch die Jahre und durch die Bürgerkriegsverhältnisse gab es fast keine Unterschiede mehr zwischen den Gefangenen und den Einheimischen, da sowieso nur Greise, Frauen und Kinder da waren, und die paar, die noch daheim waren, ständig damit rechnen mussten, mit der Weißen Armee mitzugehen wenn die Bolschewiken kommen.

Bei dem Begräbnis der Gefallenen Kosaken bei Bekämpfung des Aufstands!

So konnte ich mich zufällig auch an den Begräbnisfeierlichkeiten beteiligen. Anstelle von Sängern gab es Klagefrauen. Der Sarg mit dem Toten wird offen in die Kirche getragen und der Sargdeckel separat mitgetragen. Er kam erst vor dem Hinablassen ins Grab darauf.

Ich kam das erste Mal nach viereinhalb Jahren in eine russische Kirche und wohnte der Trauerfeierlichkeit bei. Zuerst bewunderte ich die große Ausschmückung der Kirche und den durch Glasverschalungen abgeschlossenen Altarraum, wo nur der Priester bei gewissen Zeremonien herauskommt. Ein vielstimmiger Männerchor umrahmte gekonnt die Trauerfeier.

In abgelegenen Orten besteht der Sarg aus ausgehöhlten Baumstämmen, so auch der Deckel. Er wird oft schon zu Lebzeiten gekauft und am Dachboden aufbewahrt, da man diesen nur gelegentlich erwerben kann. Bei tief gefrorenem Boden kann man oft nicht gleich die Bestattung vornehmen.

Ansiedlung von Gefangenen in Russland!

Als wir 1915 und 1916 noch in unseren Lagern waren, wurde uns mitgeteilt, wer sich in Russland ansiedeln will, bekommt von der Zarenregierung 300 Rubel Handgeld und bekommt bei Neuansiedlung eine Bauried¹⁰¹ und das hierzu nötige Flächenausmaß an Grund dazu. Selbstverständlich war das für uns eine leere Redensart. Doch als wir dann bei den Bauern arbeiteten und wir mit den bauerlichen Verhältnissen und dem hier herrschenden Klima vertraut wurden, wie auch die Mentalität der Bevölkerung kennen lernten, fragte man sich doch ab und zu, ob wir uns hier nicht einleben könnten. Dazu kam noch die Frage, wie weit sich manches noch verbessern ließe.

¹⁰⁰ Die erste Tschechoslowakische Republik [Česko-slovenská republika, ČSR] existierte von 1918 – 1938.

¹⁰¹ Ein gerodetes Stück Land für das Errichten eines Bauernhauses.

Da war zum Beispiel in Bolschaja Retschka bei Barnaul, wo ich auf Holzarbeit und eine neue Stadt im Entstehen war. Wo ein größeres Gebiet in ca. 200 Parzellen aufgeteilt war und die Straßen und Gassen winkelrecht verliefen. Das Übrige war ein etwas jüngerer Wald, eine für Holzhäuser geeignete Baumstärke. Der im Holz stärkere Wald wurde geschlägert um zum Teil Feldbau zu betreiben. Die Bahnlinie Barnaul und Bijsk führte vorbei, zum Ansiedeln ein ganz idealer Fall. Das war 1916 und Anfang 1917, da kam mir noch nicht der Gedanke eventuell in Sibirien zu bleiben. Ich hatte noch zu wenig Kontakt mit der Bevölkerung.

Auch die Gegensätze waren zum Teil noch vorhanden, mehr von den Russen als von uns, da man von oben her nicht zuließ, die defekt gewordene Kampfmoral noch mehr zu untergraben. Selbstverständlich dachten die Frauen schon längst ganz anders, bei den Jungen war es mehr Rivalität.

Ich ging dann zurück ins Lager bei Barnaul und nach kurzer Zeit mit einem Müller mit, der noch sehr jung war und eine 16 und 17-jährige Tochter hatte, die beide sehr fesch waren, und es nicht leicht war, wem man mehr zusprechen sollte, auch in punkto Charme und Intelligenz. Und dazu kam noch die idyllische, romantische Landschaft, die Mühle im Wiesengrund und was vielleicht das Entscheidende war, man war sich gegenseitig sympathisch.

Und hier spielte ich zum ersten Mal mit dem Gedanken!

Und hier machte ich zum ersten Mal den Vergleich Sibirien und Heimat. Ich war schon drei Jahre von daheim fort, auch schriftlich hatte ich schon längere Zeit keine Verbindung mit der Heimat, da meine Briefe durch die schlechte Verbindung mit dem Lager in fremde Hände kamen und auch ich nicht mehr schrieb, da ich hoffte, dass es mit den Mittelnächten Frieden gab um bald nach Hause befördert zu werden. Doch alles wurde immer verworrener und undurchsichtiger.

Wir sahen aber ein, dass Vieles sich leicht ändern lässt!

Auch dachte man, dass man Vieles besser machen würde. Man kam dann aber zur Erkenntnis, dass doch alles den Verhältnissen angepasst wurde. Zum Beispiel die leichten Fahrzeuge. Da die Brücken fehlten, musste man Flüsse an seichten Stellen durchfahren. Feuchte Niederungen konnten nur an breiten Wiesenstreifen befahren werden. Da man normalerweise ein Pferd für ein Gefährt verwendete, und dieses stets im Trab die größeren Strecken bewältigte, so durfte der Wagen und die Beladung nicht schwer sein. Daher hatte man im Verhältnis mehrere Pferde und speziell mehrere leichte Schlitten. Da Heu und Stroh im Winter, je nach Bedarf, nach Hause gebracht wurden, konnte man, da Flüsse, Seen und feuchte Wiesen leicht zu befahren waren, die Wege sehr verkürzen.

Auch ein Schlitten von leichter Bauart durfte wiederum nicht so leicht sein, dass er durch Schleudern vom festen und gefahrenen Weg abkam, dass ihn dann zwei Mann mit Hilfe des Pferds wieder flott machen mussten. Auch kam im Sommer Stroh- und Heuheimfahrt nicht in Frage, da die Zeit zu kurz und daheim keine Gelegenheit für eine Lagerung vorhanden war, sowie auch kein Bedarf, da die Tiere auf der Weide waren und zudem war es auch feuergefährlich.

Auch der Sibiriak wusste seine Vorteile eines Gebietes gut auszunützen!

Es gibt ertragreiche Gebiete, was sich auf die Menschen, ihre Behausungen wie auch auf ihre Lebensweise wohltuend auswirkt. Aber auch weniger ertragreiche Gebiete, wo man etwas karger leben muss. Doch da es die ganze Gemeinschaft betrifft, ist man auch wieder zufrieden, So weit man als Mensch überhaupt zufrieden ist. Doch eines ist sicher, wo man geboren ist und seine Kindheit verbracht hat, da ist auch sein Zuhause, und das bleibt es auch in der Ferne.

Auch gibt es in diesem großen Raum verschiedene Völkerschaften, die je nach Abgeschiedenheit von der großen Welt, ihre Eigenart bewahrt haben. Überhaupt dort, wo ihre Ahnen noch Nomaden waren, daher auch noch heute primitiv leben und hausen, wie das Reitervolk der Tataren.

Dass sich heute bereits vieles von damals verändert hat, ist höchst wahrscheinlich. Vieles lässt sich aber aufgrund der Kosten, der Unrentabilität und der Weite des Raumes nicht leicht verändern.

Hier etwas über Russland im Jahre 1937!

Mutterland, Europa	4.670.000 km ²	134.400.000 Einw.
Russland, Asien.....	17.098.000 km ²	38.400.000 Einw.
Gesamt	21.768.000 km ²	172.800.000 Einw.

Nachberechnung im Jahre 1975!

Mutterland, Europa	4.662.290 km ²	170.000.000 Einw.
Russland, Asien.....	17.739.710 km ²	77.459.000 Einw.
UdSSR Gesamt	22.402.000 km ²	247.459.000 Einw.

Vergleich Europa – Russland (Otto Fielhauer, 3. Jänner 1980)

Europa, ohne europ. Russland.....	4.872.620 km ²
europ. Russland.....	4.662.290 km ²

Nur wenige denken so tolerant wie Sacharow¹⁰². Weit mehr finden es ganz gut, dass die UdSSR so stark ist und ihre Hand von Berlin bis Wladiwostok reicht.

Schließlich hat ja schon der Zar vor hundert Jahren, nachdem er Taschkent (1865), Samarkand (1868) und das mohammedanische Turkestan (1884) erobert hat, 1885 auch Afghanistan nehmen wollen. Daran hinderten ihn aber von Indien aus die Engländer, die es für sich beanspruchten.

So gesehen sind manche in Moskau sogar stolz auf die neueste Demonstration russischer Stärke, schon allein deshalb, weil sie (wie seit Jahrhunderten ihre Ahnen) Angst haben.

Russische Revolution 1917 - 1921!

Der Sitz der Regierung wurde von Petrograd (St. Petersburg) nach Moskau verlegt.

1919 gab es etwa 30.000 zaristische Offiziere in der Roten Armee. Trotzki¹⁰³ schützte die zaristischen Offiziere vor persönlichen Angriffen und Demütigungen. Den Offizieren wurden politische Kommissare zugeteilt.

Der Terror ist ein Bestandteil des Bürgerkrieges. Beide Seiten, die Weißen und die Roten, standen sich in dieser Hinsicht einander um nichts nach.

1918 wurde Stalin¹⁰⁴ als Kommandeur der Südfront nach Zarizyn geschickt.¹⁰⁵ Bolschewiki und Menschewiki gehörten der gleichen Partei, der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands (SDAPR), an, zu der sich auch Lenin und Trotzki bekannten.

Der Sowjetkongress¹⁰⁶ am 8. November 1917 setzte sich aus Bolschewiki, Menschewiki, Sozialrevolutionäre und Anhänger des Dichters Maxim Gorki¹⁰⁷ zusammen.

¹⁰² Andrei Dmitrijewitsch Sacharow; * 21. Mai 1921 in Moskau; † 14. Dezember 1989 ebd.; als Physiker „Vater der sowjetischen Wasserstoffbombe“, Dissident und Friedensnobelpreisträger.

¹⁰³ Lew Trotzki, eigentlich Lew Dawidowitsch Bronstein, dt. meist Leo Trotzki geschrieben; * 7. November 1879 in Janowka, heute Bereslawka, Ukraine; † 21. August 1940 in Coyoacán, Mexiko; kommunistischer Politiker, russischer Revolutionär und marxistischer Theoretiker. Volkskommissar des Auswärtigen, für Kriegswesen, Ernährung, Transport, Verlagswesen sowie Gründer und Organisator der Roten Armee.

¹⁰⁴ Josef Wissarionowitsch Stalin, eigentlich Iosseb Bessarionis dse Dschughaschwili; 18. Dezember 1878 in Gori, Russisches Kaiserreich, heute Georgien; † 5. März 1953 in Kunzewo bei Moskau, Sowjetunion; war ein sowjetischer Politiker georgischer Herkunft und Diktator der Sowjetunion (1927–1953).

¹⁰⁵ um dort das einzige bedeutende Getreideanbaugebiet zu sichern. Es gelang ihm die Stadt gegen die Truppen des Generals Krasnow zu verteidigen. Zarizyn wurde 1925 deshalb in Stalingrad („Stalinstadt“, das heutige Wolgograd) umbenannt.

¹⁰⁶ Der 2. Allrussische Sowjetkongress tagte vom Abend des 7. November bis zum Morgen des 8. November 1917.

¹⁰⁷ Maxim Gorki, eigentlich Alexei Maximowitsch Peschkow; * 28. März 1868 in Nischni Nowgorod; † 18. Juni 1936 in Gorki bei Moskau; russischer Schriftsteller.

Sibirien wird geteilt in West- und Ostsibirien!

Sibirien wird geteilt in West- und Ostsibirien, und da ist Irkutsk, das um die Jahrhundertwende 52.000 Einwohner hatte, gewissermaßen die Hauptstadt von Ostsibirien. Es gibt nämlich ein General-Gouvernement Irkutsk für ganz Ostsibirien, das wiederum in verschiedene Gouvernements unterteilt ist, wie auch ein Gouvernement Irkutsk, das von der Mongolengrenze, die Stadt selbst, den Baikalsee und ein Gebiet nach Norden umschließt (7.271.642 km²). Die Stadt Irkutsk und der ca. 701 km entfernte Baikalsee sind von besonderer Bedeutung.

Baikalsee 34.930 km².....31.722 km² ohne Inseln
Niederlande (Holland)..... 34.121 km²

Der See hat eine Länge von 700 km und unterschiedliche Breiten von 12, 25, 60 und 80 km.¹⁰⁸ Die Südspitze reicht bis ca. 80 km zur mongolischen Grenze heran. Doch diese 80 km werden durch ein hohes Gebirge versperrt. Auf der Westseite beginnt das Primorgebirge und anschließend das Baikalgebirge, das noch einige Kilometer die nördlichste Spitze des Sees umgibt. Das südliche Gebirge zwingt die Bahn ca. 50 km nördlich von Südspitze des Sees hinunter zu fahren, diese Südspitze zu umfahren, und wieder ca. 150 km nördlich des Sees entlang zu fahren, da auch hier das Gebirge die freie Ausfahrt versperrt. Stellenweise war der See so nahe an den Felsen, dass erst 1916 die Strecke doppelgleisig befahrbar war und durch ca. 40 kleinere Tunnel führte.

In der unteren Hälfte des Sees ist die Insel Olchon¹⁰⁹, in der Mitte der oberen Seehälfte eine Halbinsel, die aber nur durch einen schmalen Steg mit der Insel verbunden ist, und heißt Swjatoi Nos (Heilige Nase)¹¹⁰. Nach der Atlaskarte ist der See im südlichen Teil 1.447 m tief, im Mittel des Sees 354 m.¹¹¹

Städte zwischen Irkutsk und See sind Paschkow und Nikolsk. Am südlichen Bogen Kultuk, im östlichen Bogen Utulisk und Murinsk, im nordöstlichen Bereich Snezhnaja, Mischicha, Mysawaja und Bolscherne, dann gibt das Gebirge die Abfahrt vom Seeufer frei.¹¹² Das große gebirgige Gebiet zwingt die Bahn oft, es in U-Form zu umfahren.

Die Transsibirische Eisenbahn, von Tscheljabinsk beim Uralgebirge bis nach Wladiwostok, hat eine Länge von 6.500 km. Von Tscheljabinsk bis zum Baikalsee sind es ca. drei Fünftel dieser Strecke und zwei Fünftel bis nach Wladiwostok. Als Interkontinentalbahn über Moskau – Berlin – Paris bis Lissabon fortgesetzt ca. 13.500 km.

In der Nähe der Bahnstation Petrowsk¹¹³, an der Grenze zur Mongolei, ist das Lager Beresowka. Nach 6 Monaten fuhren wir wieder zurück nach Werchni-Udinsk, mit dem Schiff dann auf dem Fluss Selenga bis Troitskosawsk. Wir blieben 3 Tage in der alten Kaserne in der Stadt und marschierten dann in das 3 km entfernte Lager, hart an der mongolischen Grenze. Es waren fünf neu erbaute Ziegel-Kasernen.

Die Fahrten in diesen oft schmalen Schluchten, mit vielen Windungen – eine solche Zuggarnitur sah fast dauernd wie ein Sichel aus – die manchmal noch hoch hinauf kamen, in zum Großteil bewaldete Höhen, waren für uns eine romantische Abwechslung nach dem monotonen Verlauf des Lagerlebens. Die Schiffsfahrten, mit den weiten, bewaldeten Flussauen, trugen viel zum seelischen Ausgleich bei.

¹⁰⁸ Wikipedia: Länge 673 km, max. Breite 82 km, Umfang 2.125 km (Stand 7. Februar 2014).

¹⁰⁹ Ol'chon; nahe dem Westufer; 730 km² groß und 72 km lang.

¹¹⁰ Im Südwesten 54 km lang und 20 km breit. Ihre Fläche beträgt 596 km². Die relativ flache und sumpfige Landbrücke, die die Halbinsel mit der Ostküste des Baikalsees verbindet, ist an ihrer schmalsten Stelle 7,4 km breit.

¹¹¹ Wikipedia: max. Tiefe 1.642 m, mittlere Tiefe 730 m (Stand 7. Februar 2014).

¹¹² Nikolsk → 52 km von Irkutsk entfernt; Utulisk → Utulik Turbaza; Snezhnaja → dt. Schneefluss; Mischicha → Retschka Mischicha.

¹¹³ heute: Petrowsk-Sabaikalski.

Durch die vielen Windungen und Abzweigungen verlängerten sich diese Fahrten. Wir freuten uns, dass wir wieder Naturschönheiten genießen konnten. Unsere beiden Lager hier hatten in ihrer größeren Umgebung nur Flugsand.

BAM – Vom Baikalsee zum Amur! – Bericht v. 1976

Die neue Eisenbahnlinie BAM, die **Baikal-Amur-Magistrale**, wird etwa 500 km nördlich der alten Transsibirischen Eisenbahn verlaufen und die Rohstoffschätze eines Gebietes einschließen, das größer als ganz Westeuropa ist.

Kohle, Eisenerz, Kupfer, Zinn, Blei, Wolfram, Bauxit, Quecksilber, Molybdän und riesige Holzvorkommen sind dort vorhanden. In nur einem Monat wurde die große Brücke über den Maly Balyk gebaut.

Die Geodäten mussten bei ihren Vermessungen reißende Flüsse, unendliche Wälder und steile Berge überwinden. 3.200 Kilometer lang wird die neue Bahnlinie, die quer durch Sibirien führen wird. Sie übersteigt die Entfernung von Moskau bis Paris. Rund 250.000 Menschen werden diesen Schienenstrang im Laufe von 8 Jahren bauen.

Petersburg!

»Die Mündung der Newa, das Tor zur Ostsee - hatte der Zar¹¹⁴ kurz zuvor den Schweden entrissen. Im Oktober 1702 war die schwedische Festung Nöteborg¹¹⁵ (am Ausfluss der Newa aus dem Ladoga-See) gefallen; der Zar taufte sie um in Schlüsselburg. Am 25. März 1703 wird nach kurzem Beschuss das kleine schwedische Fort Nyenschanz an der Mündung der Ohta in die Newa genommen. Diese Stelle bestimmt Peter für die Anlage des „ersehten Ports“ einer neuen Hauptstadt, der bald in breitem Strom europäische Güter und Einflüsse ins Innere des russischen Reiches leiten soll.

Um die Mittagsstunde des 27. Mai 1703 hebt Peter auf einer Insel des Deltas eine Schaufel zähen Morastes aus. Auf schwer sumpfigem Gelände gibt er das Zeichen zum Baubeginn.

Von der ersten Stunde an, da sich noch weit und breit eine öde, unbewohnbare Sumpflandschaft um das Newa-Delta dehnt, sind die Fachleute des Auslandes mit ihren Ideen und Plänen, mit ihrem Können und Wissen zur Stelle...

Mit dem Legen der Fundamente beginnt die fremde Hilfe. Auf grundlosem Boden, noch dazu in Meeresnähe, einen Untergrund zu schaffen, der eine Riesenstadt zu tragen vermag.«¹¹⁶

Die Romanows!

Am 21. Februar 1613 wird Michail Romanow¹¹⁷, Sohn des Metropoliten Philaret von Moskau und Xenia Iwanowna Schestowa¹¹⁸, im Ipatios-Kloster¹¹⁹ von einem Sprecher der Bojaren zum Zaren ausgerufen.¹²⁰

¹¹⁴ Peter I., der Große, geboren als Pjotr Alexejewitsch Romanow; * 9. Juni 1672 in Moskau; † 8. Februar 1725 in Sankt Petersburg; 1682 bis 1721 Zar und Großfürst von Russland, 1721 bis 1725 1. Kaiser des Russ. Reichs.

¹¹⁵ Am 12. Oktober / Die Festung, liegt auf einer Insel in der Newa, die Stadt aber auf dem linken Ufer der Newa.

¹¹⁶ Keller, Werner: Ost minus West gleich Null - der Aufbau Russlands durch den Westen, Seite 122-123; 1960.

¹¹⁷ Michail Fjodorowitsch Romanow; * 22. Juli 1596 in Moskau; † 23. Juli 1645 in Moskau; erster Zar und Großfürst von Russland aus der Dynastie der Romanows. Er regierte von 1613 bis 1645. 1645 bis 1676 sein Sohn Alexei I. / 1676 bis 1682 Fjodor III. Alexejewitsch, Sohn aus Alexeis 1. Ehe / 1682 bis 1696 Iwan V., seine Schwester Sofia und der aus 2. Ehe stammende jüngere Halbbruder Peter I.

¹¹⁸ Philaret v. Moskau, geboren als Fjodor Nikititsch Romanow; * um 1553; † 11. Oktober 1633) war von 1619 bis 1633 Patriarch von Moskau und Mitregent am Hof des russischen Zaren. Unter dem Namen „Mönch Philaret“ in das Anton-Sijskij-Kloster, seine Frau als „Marfa“ in ein Kloster nahe dem Onegasee verbannt. Sohn Michail wurde mit zwei seiner Tanten 1603 in die eigentliche Heimat der Romanows, die Stadt Klin, verbannt.

¹¹⁹ Das Ipatios-Kloster der Heiligen Dreifaltigkeit befindet sich in der russischen Großstadt Kostroma.

¹²⁰ Original: „Am 21. Februar 1613 wird Michailo Romanow, Sohn eines Metruboliten Philaret Romanow und einer jungen Nonne aus dem Kloster Ipatiew mit Namen Marfa - zum Zaren aus gerufen, durch einen Sprecher der Bojaren. (15. jährig) (Bojaren alter Adel)“.

1682 folgt Peter der Große!

Jewdokija Fjodorowna Lopuchina war die erste Frau Peters I., sie wurde von seiner Mutter für ihn ausgewählt. 1698 wurde sie ins Kloster Susdal verbannt, wo sie unter dem Namen Helene lebte.

Als Peter im Herbst 1703 bei seinem Freund Alexander Menschikow zu Besuch war, begegnete er der als körperlich sehr attraktiv beschriebenen Martha Elena Skawronska. Sie wurde zu seiner Geliebten gemacht, konvertierte zum griechisch-orthodoxen Glauben, änderte ihren Namen in Katharina Alexejewna, am 17. März 1711 erklärte Peter sie zu seiner Frau, 1724 wurde sie zur Zarin gekrönt. 1725, nach Peters Tod, regierte sie bis zu ihrem eigenen Tod im Jahre 1727.¹²¹

Ergänzung: Peter II. Alexejewitsch, Sohn des „unglücklichen“ Zarewitsch Alexei von Russland und dessen Gemahlin Charlotte Christine, war 1727 bis 1730 Kaiser von Russland.

Die nächste Zarin heißt Anna Iwanowna, ihre Regierung von 1730 bis 1740 ist eine der finstersten Epochen der russischen Geschichte, aber der dunkelste Fall war sie selbst.

Auf ihren Thron folgte 1741-1762 Elisabeth I. von Russland, 1709 als Jelisaweta Petrowna, ein uneheliches Kind Peters des Großen, in Kolomenskoje geboren.

Danach war für 6 Monate Peter III. Fjodorowitsch Kaiser von Russland.

Die vierte, Katharina II., ist eine deutsche Prinzessin, Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst-Dornburg. Sie lässt ihren Mann, den Zaren Peter III. von ihren Vertrauten, den Brüdern Orlow (Iwan, Gregor, Alexej, Feodor und Wladimir) ermorden und regierte von 1762 als Katharina II. oder „die Große“, bis sie 1796, auf einem Nachttopf sitzend, friedlich für immer die Augen schließt.

So geht es noch mehr als ein Jahrhundert lang, bis mit dem Ende des ersten Weltkriegs auch das Geschlecht der Romanows aufhört. Zar Nikolaus II. und seine Familie wurden 1918 in Jekaterinburg¹²² am Uralgebirge ermordet.¹²³

Misstrauen gehörte zur Tagesordnung!

So um Ende Juli 1919 schickte man uns Gefangene wieder ins Lager, aber ohne Begleitung. Wir waren unserer fünf, zwei Reichsdeutsche, zwei Ruthenen¹²⁴ und ich.

Da sie uns mit Esswaren gut versorgten und wir im Geringsten daran dachten in ein Lager zu gehen, im Gegenteil, wir machten einen großen Bogen um dieses.

Da wir damit rechnen mussten, dass wir uns in der Nähe der Fronten vor dem Ural befinden und da die Kosaken als Ordnungshüter unter der Bevölkerung verhasst waren – und uns Gefangenen traute sie wahrscheinlich auch nicht – deshalb schickten sie uns eben auch weg.

Die Übernachtung am Bahnhofs-Verkaufsstand!

Wir gingen einige Tage in der Gegend umher und übernachteten wie sich die Gelegenheit ergab. Eines Abends kamen wir zu einer Bahnhof-Verkaufsbude, wo neben einer Frau aus unserem Ort, die ich kannte auch, auch noch ein paar andere anwesend waren.

Einige versuchten mit ihr zu flirten. Sie tat zwar eine Weile mit, gab dann aber immer wieder auf. Es dauerte nicht lange und es schliefen die meisten ein. Es war im Allgemeinen üblich, dass einer den anderen bei einer Begegnung nicht fragte woher und wohin, man schloss sich bei gleicher Wegrichtung einfach an.

Und so wusste man nicht, ob es Russen oder Unsere waren. Ich fragte dann die Frau, warum sie eine Weile mittat und dann wieder aufgab. Sie sagte mir, dass sie krank sei.

¹²¹ *Original:* „Die erste geliebte ist Bauernmagt und Markatendarin, sie hieß Anna Skawronska, wird im Lager von Peter entdeckt, zu seiner geliebten gemacht, zu seiner Frau und schließlich 1724 zu Zarin gekrönt. Nach seinem Tode 1725 regierte sie Als Katharina I.“

¹²² Benannt nach Kaiserin Katharina I. sowie nach der Heiligen Katharina, der Schutzpatronin der Bergarbeiter. Von 1924 – 1991 trug die Stadt den Namen Swerdlowsk.

¹²³ Die gesamte Zarenfamilie wurde Nacht auf den 17. Juli 1918 in Jekaterinburg ermordet.

¹²⁴ Eine vom 18. Jahrhundert bis Anfang des 20. Jahrhunderts in der Habsburgermonarchie gebräuchliche Bezeichnung für die Ostslawen des Reiches, die Ukrainer und – deren Untergruppen oder eng verwandte Völker – Russinen, Lemken, Bojken und Huzulen.

Wir gingen dann weiter und lagerten in einem nicht allzu dichten Wald neben der Straße. Meistens gingen Frauen vorbei, da fiel uns auf, dass uns viele bekannt vorkamen. Um Bescheid zu wissen fragten wir die nächsten vorbeikommenden Frauen. Sie sagten „Ja, wir kennen euch auch, und wir dachten, dass ihr schon wieder im Ort in der Arbeit seid. Denn als man euch wegschickte bezeichnete man dies als Dummheit, jetzt wo die Erntearbeiten beginnen und die meisten Männer von zu Hause fort sind. Jetzt wurde uns erst bewusst, dass wir in der Nähe unserer Ausgangsortschaft waren, von der uns nur ein kleiner Streifen Wald trennte. Wir waren gewissermaßen im Kreis gegangen.

Der zaghafte Entschluss!

Da wir dennoch der Sache nicht so recht trauten, so meinten wir, es soll einer den Versuch machen, damit wir auch richtig Bescheid wissen. Da keiner der Deschek sein wollte, so entschlossen wir uns, gemeinsam zur Gemeindeganzlei zu gehen. Da wir wussten, dass der Gemeindeganzler kein Kosak war, so wollten wir diesen um Auskunft bitten, was wir dann auch taten

Dieser ließ uns gar nicht zu Wort kommen, er fragte nur nach unsere Namen und trug diese ins Register ein. Währenddessen kamen schon die Frauen, darunter war auch meine Kosakin, klein und unscheinbar gegenüber all den anderen Frauen. Einen Augenblick zögerte ich, dann sagte ich mir, du musst mit ihr gehen, sie waren doch stets gut zu dir. Sonst fällst Du auf den Schein herein.

Nun ging es wieder im alten Trott weiter. Doch schon bald darauf hörte man den Kanonendonner in der Ferne. Auch lungerten etliche schmucke Soldaten bei uns hinterm Haus herum, die mich etwas schockierten, da ich mir nicht erklären konnte, wie so viele Uniformierte nicht bei ihrer Einheit sind, wo doch die Fronten schon näher rücken.

Mein Chef vertraute mir einige Geheimnisse an!

Zwei, drei Tage zuvor hatte mein Chef einige Waffen und etwas wertvollere Gegenstände, so wie einige Lebensmittel unter dem Küchen-Fußboden versteckt, wobei er mir dies zur Kenntnis brachte, damit ich für den Fall eines Falles weiß, wo alles verborgen ist. Dabei sagte er „Soweit ist es in Russland gekommen, dass ich zu einem Kriegsgefangenen mehr Vertrauen haben muss, als zu unseren Leuten, selbst auf die Gefahr hin, dass ich mich täusche. Doch um eines bitte ich Dich, wenn Du alles preis gibst, wenn Du mir den zweijährigen Sohn gesund erhalten kannst, wäre ich Dir dankbar. Soweit es in meiner Macht steht, kannst Du auch meine Tochter haben.“

Der Chef bietet mir seine Tochter als Ehefrau an!

Diese war damals siebzehn Jahre, ich war fünfundzwanzig. Sie war ein hübsches, ruhiges und sehr vernünftiges Mädchen. Wir waren bei fast jeder Arbeit beisammen und hatten unseren Spaß dabei. Unter normalen Verhältnissen hätte ich mir eine harmonische Ehe vorstellen können. Aber meine Heimat ließ sich aus verschiedenen Gründen nicht so leicht vertauschen. Dabei musste ich auch bedenken, dass „das Bleiben“ wie auch „die Heimfahrt“, wenn eventuell die Front vorbei war, ein noch unüberschaubares Risiko war. Die schlechten Verkehrsverhältnisse durch die Weite des Raumes, die Lebensmittel waren im europäischen Russland aufgebraucht, was sich bei diesen langen Verkehrsverbindungen durch Verzögerungen schlecht auswirken konnte. Dann kämpften in Weißrussland noch die Polen mit den Bolschewiken, somit musste ich noch durch eine Front.

Schon zuvor könnte die Wolga unter diesen Verhältnissen mit Schwierigkeiten verbunden sein. Ein Menschenleben hatte damals nicht viel Wert. Auch musste man damit rechnen und sich fragen, wann wird der Bürgerkrieg in Sibirien beendet sein? Bis Wladiwostok waren noch 6.000 km zu durchkämpfen. Dabei war noch das eine ausschlaggebend: War man in einem Arbeitsverhältnis, so blieb man vor Verdächtigungen verschont, was sich beim Wandern ins Gegenteil auswirken konnte, denn da war ein jeder verdächtig.

Speziell im Bürgerkrieg, wo sich Familienmitglieder uneinig sind. Ich hörte einmal einem Wortwechsel zwischen alten und jungen Kosaken zu. Die alten Kosaken wollten die Vormachtsstellung die sie bisher besaßen mit allen Mitteln verteidigen. Die jungen „Frontkosaken“ sagten, wir kämpfen mit den „Nichtkosaken“ an der gleichen Front, wir fühlen uns mit ihnen und mit der neuen Zeit solidarisch.

Und in Wirklichkeit hatten die Jungen recht. Was war denn ein reitender Kosak mit der Nagaika¹²⁵ gegen die schweren Waffen? Denn der junge Kosak, soweit er nicht Meldereiter war, musste genauso in den Schützengraben, wenn er nicht Kanonenfutter werden wollte. Es war bei unserer Reiterei auch nicht anders.

Die unheimliche Ruhe ließ nichts Gutes ahnen, daher mein Zögern!

Und an einem verdächtig ruhigen Morgen war, so wie alle halbwegs wehrfähigen Männer, auch mein Chef mit seinem 14-jährigen Sohn verschwunden. Meine Kosakin sagte, ich solle aufs Feld reiten um bei den Pferden nachzusehen, ob sie nicht im Weizenfeld Schaden anrichten. Ich sagte ihr, dass mir das Ganze sehr verdächtig vorkäme und wollte mich nicht so recht darauf einlassen, doch da sie weiter darauf drängte, ritt ich dann doch.

Auch hier im Freien war alles ruhig, unheimlich still sogar. In einiger Entfernung sah ich einen Hirten mit einer Schafherde. Ich ritt auf ihn zu um von ihm eine Erklärung zu erhalten. Doch er sagte, dass er nichts Verdächtiges wahrgenommen hätte. So ritt ich, so gut es ging gedeckt, weiter dem Feld zu. Auch hier fand ich alles in Ordnung.

So machte ich mich wieder auf den Heimweg. Doch als ich in die Nähe des Waldes kam, kam mir der Waldsaum verdächtig vor, daher ritt ich auf den anderen Waldweg zu. Der Wald reichte bis zu unserer Ortschaft heran, bis auf einen kleinen See, welcher einen kleinen Teil des Ortes vom Wald trennte.

Ich ritt im Wald bis an die Nähe des Ortes heran, da sah ich, dass ich hinter die Bolschewiken-Front geraten war, welche in Schwarmlinie¹²⁶ auf die Ortschaft zumarschierte. Als ich in ihrer Nähe war musste ich vom Pferd steigen und hinter ihnen nachgehen. Wir waren ca. 100 m vom Waldrand entfernt, wo sich dann gleich der Ort anschloss. Dass mir diese Situation nicht behagte kann man sich vorstellen. Doch es ging alles in Ruhe ab und ich trachtete nach Hause zu kommen.

Kurz danach kam ein Soldat um Brot zu holen, dabei fragte er gleich, wie ich behandelt wurde, ich sagte Okay! Nach einer Weile kam ein Soldat, die Frau oder die Tochter müssten Vorspann leisten¹²⁷. Du, sagte er zu mir, musst nicht fahren, wenn Du nicht willst. Jetzt bettelte die Kosakin, dass ich fahren soll, da ich mich besser auskenne. Ich sagte ihr, das ist es eben und ich weiß, dass hier scharf geschossen wird. Dann willigte ich ein zu fahren.

Erkundung beim Militär zu meiner Heimfahrt!

Wir trafen uns mit den Gespannen bei einem Eckhaus im Nachbarort. Ich nutzte die Gelegenheit und fragte die Soldaten, wie das bei mir mit meiner Heimfahrt vor sich ginge. Sie sagten, ich soll lieber noch hier bleiben, denn die Verkehrsverhältnisse sind miserabel. Viele Lokomotiven sind unbrauchbar geworden, oft muss man erst etwas demolieren um die Lok mit Brennmaterial zu versorgen.

Die Verpflegung ist mangelhaft, speziell an den Bahnlinien. Einige kleinere und größere Zugverspätungen sind an der Tagesordnung. Und in Weißrussland an der Polengrenze musst Du durch die Front, da die Polen mit den Bolschewiken im Grenzstreit stehen.

¹²⁵ Aus Leder geflochtene Riemenpeitsche mit kurzem Stiel oder nur an einer Schlaufe um das Handgelenk getragen.

¹²⁶ Schützenlinie.

¹²⁷ Zur Stellung von Vorspann, d. h. Fuhrwerken, Gespannen und Gespannführern, waren alle Besitzer von Wagen und Zugtieren verpflichtet.

Die Ari der Weißen Armee beginnt zu schießen!

Inzwischen ist es neun Uhr geworden und die Ari¹²⁸ von der Weißen Armee begann unseren Ort zu beschießen. Da die Geschosse in unserer Nähe krepiereten¹²⁹, nahmen wir Reißaus aus der Ortschaft. Da neben dem Eckhaus ein Weg ins Freie führte, rannte mein Pferd auf das Haustor zu. Die drei oder vier Soldaten die am Wagen saßen ergriffen schleunigst die Flucht. Als ich das Pferd am Zügel am Haus vorbeiführte, wusste es, dass es aufs Feld hinaus ging. Ich schuppste das Gewehr, das ein Soldat am Wagen liegen ließ, auf ein Gatter¹³⁰ und fuhr auf den nahen Wald zu, durch welchen der Weg zu unserem Feld führte.

Doch als ich weiter in den Wald hineinkam, sah ich dort viele entwurzelte Bäume liegen. So blieb ich stehen um mich zu vergewissern, ob man den Wald weiter beschießt. Da es ruhig war fuhr ich weiter. Unser Feld war ca. 3 km vom Dorf entfernt und man hatte von hier aus gute Sicht. Nachdem ich sah, dass die Schießerei aufgehört hatte, entschloss ich mich wieder nach Hause zu fahren.

Als ich dann aber aus dem Wald herauskam, sah ich etwas abseits einige Fuhrwerker am Waldrand stehen. Ich dachte mir nichts weiter dabei und fuhr auf den Ort zu. Währenddessen holte mich ein Soldat ein und ich musste wieder mit der Kolonne mitfahren. Wir fuhren in die Nähe der Front, welche ca. 3 km vom Dorf entfernt auf einem Hügel in Stellung war. Die Weiße Armee stand gegenüber dem Hügel. Wir, der Train¹³¹ mit ca. 30 Fahrzeugen, waren gedeckt in einer Mulde ca. 300 Meter von der Front entfernt.

Die Ari schießt sich auf den Standort des Train ein!

Nach kurzer Zeit fing die Ari wieder an sich auf uns einzuschließen. Da sich das Hügelland etwas nach rückwärts verlagerte, hatten sie links von uns Einblick auf unseren Standort. Ich wollte kein Held sein, daher nahm ich immer eine Stellung ein, um bei einem Reißausnehmen nicht behindert zu sein. Ich sah zwar, dass die nächsten Einschläge ihr Ziel erreichen, doch musste ich abwarten, bis die Kolonne in Bewegung kam. Ich stand gleich bei der Ausfahrt aus der Mulde. Als man es endlich erkannt hatte, dass man uns im Visier hatte, stoben wir aus der Mulde heraus. Ich selbst hatte nur vor die Richtung nach Hause zu nehmen, auch wenn es wegen dem ebenen und offenen Terrain gefährlicher war. Der Großteil fuhr nach rechts gedeckt, da auch hier das Gelände etwas nach rückwärts verlagert und daher auch nicht einsehbar war.

Ich musste auf alle Fälle dem Ort zufahren!

Ich musste es riskieren, sonst werde ich den Verein nicht los.

Wir waren unser fünf in Richtung Ort unterwegs. Da die Ari die Sicht der anderen verloren hatte, so verfolgten sie jetzt uns mit ihren Geschossen und kreisten uns ein. Jetzt blieben wir alle fünf wie auf Kommando stehen. Ob wir alle das gleiche dachten? Ich selbst wusste, in diesem Kreis bin ich am sichersten, denn der Kreis war so klein, dass die Treffsicherheit der Ari nicht ausreicht, noch eine Granate in diesen Kreis zu bringen.

Währenddessen kam ein Reiter aus der Flanke dahergeritten. Jetzt verfolgten sie diesen und wir ritten dem Ort zu. Doch als in der Nähe des Ortes eine Granate neben meinem Gespann einschlug, machte mein Pferd eine Wendung um 180 Grad und warf mich vom Wagen. Doch da ich das Leitseil festhielt, konnte ich das Pferd in das Flussbett lenken und gedeckt auf kurzer Strecke die Ortschaft erreichen. Zu Hause bemerkte ich erst, dass mein Pferd von der Granate am Schenkel eine größere aufgerissene Fleischwunde hatte.

¹²⁸ Ari, militärische Abkürzung für Artillerie.

¹²⁹ einschlugen.

¹³⁰ Lattenzaun.

¹³¹ *franz.* train, Wagenzug, Tross oder Fuhrwesen; in der Militärsprache zwischen dem 18. und dem frühen 20. Jh. eine Kolonne von Fahrzeugen oder von Packtieren.

Am Ortseingang standen drei russische Offiziere die uns gleich als Feiglinge empfingen. Zwei schickten sie gleich an die Front zurück um Verwundete zu holen, zwei ins Hinterland um etwas herbeizuholen, und ich blieb stehen und dachte nach, wie ich diesen Verein los werde. Auch die Offiziere sagten nichts, so kehrte ich um zur Front, bog aber bei der Kreuzung in die nächste Gasse ein um wieder nach Hause zu kommen. Ich nahm mir etwas zum Essen und fuhr dann auf das Feld. Der Kosakin sagte ich, wenn jemand kommt, dann soll sie sagen, ich bin noch nicht daheim. Und da ich mit Pferd und Wagen weg fuhr, so konnte man sie nicht zu einer Trainfahrt verpflichten. Abends kehrte ich wieder heim.

Unter Artillerie-Beschuss!

Am nächsten Tag fing die Ari wieder zu schießen an. Da neben unserem Haus der Weg ins Freie führte, schossen sie in diese Richtung. Daher sagte ich zu den Frauen, sie sollen nicht in der Wohnung bleiben, das ist zu gefährlich. In der Hofschupfen ist es sicherer. So kauerten wir uns, die Tochter, die Mutter mit ihrem 2-jährigen Sohn und ich, dort zusammen.

Der Schupfen bestand aus einem niederen Flugdach, in einer geringen Entfernung war die Gassenmauer. Die Geschosse schwirrten so nieder über das Dach, dass einem dabei unheimlich wurde, doch gegen Grantsplitter waren wir ziemlich sicher. Die meisten Granaten schlugen hinter uns in den See ein.

Die Kosakin hielt sich ziemlich tapfer, die Tochter versuchte bei mir Schutz zu finden. Ich musste mich sehr gleichgültig geben, um sie nicht noch mehr zu verwirren. Doch auch ich wartete mit Sehnsucht auf das Ende des Artillerieduells, obwohl ich es mittlerweile gewohnt war mit der Gefahr zu leben.

Kurze Heimkehr des Chefs durch die feindliche Linie!

In der dritten Nacht nach seinem Weggang, kehrte mein Chef noch einmal heim. Da vernahm ich aus dem Gespräch mit seiner Frau, dass es am besten wäre den ganzen Krempel wegzuworfen. Die ganze Weiße Armee ist von Bolschewiken so unterwandert, speziell die Ari, die meist nur kurz schießen und in den eigenen Reihen große Opfer fordert.

Rückkehr der Flüchtlinge!

Einige Ortsbewohner die an die Gräuelpromaganda glaubten, verließen ihre Wohnstätten. Mit Pferd und Wagen zogen sie mit ihrer Habe mit der Weißen Armee ab. Doch mit dem unaufhaltsamen Rückzug der Weißen Armee konnten sie nicht mithalten. Sie verloren ihre Habe, kehrten mit nichts heim, und auch daheim ging während ihrer Abwesenheit so manches in Trümmer.

Nach einigen Tagen, als vom Kanonendonner nichts mehr zu hören war, kam wieder ein soldatischer Nachzügler, der wieder Bespannung verlangte. Ich kutschierte ihn einige Ortschaften weiter und wurde ihn erst nach längerem Sekkieren los. Bei einem Bauern menagierten wir noch, dann fuhr ich heim. Unsere Ortschaft kam bei den Kampfhandlungen so glimpflich davon.

Wenn ich auf dem Feld war, kam ich öfter mit solchen Insurgenten zusammen¹³² von denen man nicht wusste in welche Kategorie man sie einstufen¹³³ konnte und die dies und das wissen wollten. Das Leben normalisierte sich wieder, aber alles in einer anderen Form. Die Männer, bis auf einige ganz alte, hatten den Ort verlassen, zum Teil freiwillig, zum Teil durch Zwang. Für uns Gefangene schien sich die Zukunft zu unseren Gunsten zu gestalten.

¹³² Auführer, Aufständischer, Rebell.

¹³³ zuordnen.

Die Wirklichkeit schaut jetzt anders aus!

Bevor die Front da war, war bei uns immer die Rede, wenn diese vorbei ist, machen wir uns gleich auf die Heimreise. Und jetzt wollte keiner davon etwas wissen. Nicht nur weil wir jetzt freier waren, sondern weil wir vom Militär überzeugt wurden, dass eine Heimreise nicht leichter sondern schwieriger geworden ist.

Auch das Längerbleiben barg verschiedene Gefahren in sich. Es war schon August, noch einige Wochen, dann wird es kalt und dann konnte man eine Fahrt nicht mehr riskieren. Man musste ja auch damit rechnen, dass es verschiedene Schwierigkeiten und Verzögerungen geben wird, welche nur bei warmer Jahreszeit zu bewältigen sind. Auch mit einer Arbeitsgelegenheit, im Falle eines Falles, konnte man zur Winterszeit im europäischen Russland vielleicht auch nicht rechnen.

Inzwischen begann man mit der Ernte. Es kamen auch aus der Umgebung von Ufa Erntearbeiter als Aushilfe, die aber nur für Weizen für ihren Brotbedarf arbeiteten, da sie selbst, zum Teil durch Fronteinwirkung, eine schlechte Ernte hatten. Wir hatten dagegen eine sehr gute Ernte.

Ufa ist die Hauptstadt der Baschkierenrepublik¹³⁴, liegt 100 km westlich des Ural im europäischen Russland. Es waren meistens Frauen und alte Deduschka¹³⁵. Nach der Ernte ersuchten sie den Offizier eines Militärtransports, der sie und ihre prall gefüllten Säcke in ihren Heimatort mitnahm.

Mit uns arbeitete auch ein junger kräftiger Bursche mit. Er sagte, er sei ein Gefangener der Weißen Armee, doch darauf konnte ich mir keinen Reim machen. Er dürfte früher ein tschechischer Legionär gewesen sein, der sich nun etwas dazuverdienen wollte. Er sprach zwar sehr perfekt russisch, aber er konnte auch ein Ruthene aus Galizien sein, das ja mehrere Jahrzehnte zur Österreichisch-Ungarischen Monarchie gehörte.

Ab und zu arbeitete die Kosakin mit uns bei der Ernte, aber mit dem kleinen Bub ging das nicht immer recht. So waren wir meistens die Tochter, der Bursche und ich. Wir hatten bei der Erntearbeit immer unseren Spaß. Der Junge konnte immer so drollig und so spaßig erzählen, dass er stets unsere Lachmuskeln reizte. Auch die Kosakin, wenn sie mitarbeitete, musste mitlachen.

Gemäht wurde mit einem Ableger und ließ die Häufeln ein paar Tage trocknen. Dann bündelten wir diese, schlichteten sie auf einen Schober und machten dann daneben eine Tenne. Zuerst schabten wir die Stoppeln am Boden weg, dann wurde die Fläche öfter mit Wasser befeuchtet und mit einer größeren Holzbohle mit Stiel fest geglättet. Nachdem die Tenne fertig war, wurde mit Dreschflegeln und Stöcken gedroschen und durch Hochschupfen von der Spreu gereinigt. Man hatte meist nur so viel, als man für den eigenen Gebrauch benötigte. Auch der Viehstand war dementsprechend, da ja die Kosaken zum Großteil irgendwo im Einsatz waren. Auch in Friedenszeiten.

So lang es Krieg gab, nahm man mehr oder weniger die Distanzierung der Bevölkerung als Folgeerscheinung der gegebenen Verhältnisse zur Kenntnis. Denn uns waren die jetzigen Verhältnisse auch lieber, als zu Haus auf dem Kriegsschauplatz sich herumzubalgen, mit Völkern die den Frieden genauso lieben wie wir. Einen Krieg bekommt auch nur die untere Schicht zu spüren, während die Befürworter ihre Orgien feiern. Wenn es schief geht, flüchten sie mit ihren zusammengerafften Schätzen ins Ausland und hinterlassen den anderen das Trümmerfeld. Durch das Zusammenleben mit einem anderen Volk hatte ich die Voreingenommenheit abgebaut, man betrachtet sich als gleichwertige Partner, da man genauso durch Arbeit von der Hand in den Mund leben musste, und das musste ein Großteil der sibirischen Bauern, da vieles hier noch naturbelassen vorhanden war.

¹³⁴ heute: Republik Baschkortostan.

¹³⁵ Großväter.

Ich musste mich jetzt zwischen Heimat und Fremde entscheiden -

Ich hatte mich schon zu weit vorgewagt!

Nachdem sich die Front nach Osten abgeschoben hat und die Ernte und der Drusch beendet war, fragten wir uns fünf Gefangene, was nun mit der Heimreise ist, von der wir, bevor die Front hier ankam, immer gesprochen haben.

Doch keiner dachte jetzt daran von hier fortzugehen, da sich die Situation zu unseren Gunsten geändert hatte und uns die Heimfahrt – nach den Aussagen der Frontsoldaten – für sehr ungünstig geschildert wurde.

Auch die Frauen und älteren Männer von Ufa - die bei uns für Naturalien, Brotgetreide, das sie mitnahmen um zu Hause etwas zum Essen zu haben, bei der Ernte mithalfen – waren Beispiel genug, wie die Lage im europäischen Russland aussah.

Ufa war von uns drüber dem Ural 400 km entfernt. Selbstverständlich sind für russische Verhältnisse solche Entfernungen kein Problem. Und man kann auch nur dort etwas holen, wo auch genügend vorhanden ist.

Und da sich die großen Truppenverschiebungen und Kämpfe im europäischen Raum vor dem Ural abspielten, wo nicht nur requiriert¹³⁶, sondern auch die Einsaat behindert wurde. Oft war gar kein Saatgut vorhanden oder es wurde durch Einwirkung des Kriegsgeschehens vernichtet.

Hier in Sibirien gab es nur zeitweise Besetzungen von größeren Städten mit kleineren Formationen, die aber ständig ihre Besitzer wechselten. Dadurch konnte am Land die ganzen Kriegsjahre hindurch unbehindert bebaut und geerntet werden.

So wurde auch ich wankelmütig mit der Heimreise. Aber auch mit dem Hierbleiben war es eine schwierige Sache. Durch die tagelangen Kriegseinwirkungen mit ihren lebensgefährlichen Folgen schmiedeten wir uns immer mehr zu einer Familie zusammen.

Erstens machte schon viel aus, dass ich dem fragenden Frontsoldat sagte, dass bei uns alles in Ordnung war. Dass ich der Mutter und der Tochter, zwar etwas zögernd, die gefährliche Vorspannfahrt abnahm, von der ich mich sehr bald verabschiedete. Und dann während dem stundenlangen Artilleriebeschuss, wo wir uns in einer Schupfen zusammenkauerten und die Geschosse über uns drüber schwirrten.

Da ich schon bevor ein gutes Familienverhältnis hatte, so bestand die Gefahr, dass sich diese Bindung immer mehr entwickeln konnte. Doch im Zweifel musste man eine Lösung finden. Aber wie? Der Bürgerkrieg erschwerte jede Lösung, und zwar für alle.

Wenn ich wieder überlegte, dass ich nun schon fast fünf Jahre von zu Hause fort bin, zwei Jahre ohne Verbindung mit der Heimat, das stete Wandern der Heimat zu, die Hoffnung, dass man heim befördert wird, da ja ein Jahr schon mit Russland Frieden ist.

Doch leider werden die Verhältnisse immer verwirrter. Man wusste nicht mehr wer zu wem gehört, oder besser gesagt, wer wem gehören wird. Auch der Bürgerkrieg und seine Beendigung scheinen in weite Ferne gerückt zu sein. Bis Wladiwostok waren noch 6.000 km zu bewältigen. Das alles spielte sich 1919 ab. Nebenbei bemerkt: Der Bürgerkrieg endete im Februar 1920, und man ahnte schon damals, dass er länger dauern wird.

Daher schien es mir fast unverantwortlich, wenn ich die Heimfahrt nicht riskiere und mich nur so im Ungewissen herumtaste. Man war zwar gewohnt mit der Gefahr zu leben, aber man ging öfter um Haaresbreite am Tod vorbei.

¹³⁶ für militärische Zwecke beschlagnahmt.

Abfahrt von den Kosaken, September 1919!

So entschloss ich mich dann für die Heimfahrt, und ich spürte, dass mir Sibirien schon zur zweiten Heimat geworden ist. Wir Gefangene sind durch die Jahre und die schicksalhaften Veränderungen vom Gefangenen zu gleichwertigen Schicksalsgenossen geworden. Wir saßen alle im gleichen Boot, jeder sah mit Bangen in die Zukunft.

Als ich meiner Chefin sagte, dass ich abreisen möchte, versuchte sie mich auf die Gefahren aufmerksam zu machen und doch vielleicht noch einige Zeit abzuwarten. Ich sagte ihr, ich habe alles gut überdacht, wenn ich gehen will, dann muss ich jetzt gehen, solange es noch wärmer ist, damit ich einen gewissen Spielraum habe. Denn ich muss mit verschiedenen Hindernissen rechnen, wie schlechte oder verzögernde Verkehrsverhältnisse und Übernachtungen im Freien – da man mir schwerlich ein Nachtquartier geben wird.

Es hat sich zwar nach den Frontereignissen, und für euch auch nach dem Abschiednehmen von euren Angehörigen, zum Schein normalisiert. Aber jeder spürt es so leise, dass er auf einem Vulkan sitzt. Und die ganze Sache ist so verworren, dass man sich kein klares Bild machen kann, wie man es richtig macht. Wahrscheinlich wird sie mir innerlich recht gegeben haben, dass mein Entschluss in unserer Situation die beste Lösung ist, der uns alle drei von einem Albtraum befreit.

So gab mir die Hausfrau ausgetrocknetes Weizenbrot, das in größerer Menge leichter zu tragen ist und für längere Zeit zum Essen ausreicht, und auch noch neue Halbstiefel für eventuelle Tauschzwecke. Das gab sie alles in einen Sack, eine Leine dazu und der Rucksack war fertig. Dann fuhr ich mit der Kosakenfrau, mit meinem kleinen, braunen Vorspannpferd, dessen Granatsplitterwunde schon verheilt war, zum nahegelegenen Bahnhof.

Auch die Frauen aus Ufa, die bei uns auf Erntearbeit waren, warteten hier mit ihren prallgefüllten Weizensäcken auf eine Fahrgelegenheit heimwärts zu. Es waren 5-6 Frauen, 2 ältere Männer und 3-4 Kinder. Am selben Tag kam kein Zug nicht. So übernachteten wir im Wartesaal des Bahnhofs.

Begegnung mit der Freundin!

Am anderen Morgen machten mich die Frauen darauf aufmerksam, dass bei der Eingangstür eine Frau stehe, diese dürfte mit mir etwas zu tun haben. Ich war so mit meinen Gedanken beschäftigt, dass ich mich um die Umgebung nicht kümmerte. Es war meine Freundin. Es muss ihr jemand verraten haben, dass ich abreise. Sie fragte, warum ich ihr von meiner Abreise nichts gesagt habe.

Ich sagte ihr, dass es für mich schwer sei, irgendwie das Richtige zu erraten. Ich weiß es nicht, ob es richtig ist, dass ich jetzt von hier gehe, denn ich gehe bestimmt vielen Hindernissen entgegen, habe fast einen Kontinent zu bewältigen und eine Kriegsfront und ein ausgebeutetes Russland liegt auch noch dazwischen.

Hier ist ja alles noch so ungewiss, wie und wann alles enden wird. Auch die meisten Männer werden wieder zurückkehren und ich werde wieder der Fremde sein. Mancher wird sagen, wenn es Dir bei uns nicht besser ginge, so wärest Du schon längst nach Hause gefahren. Denn ab und zu konnte man es schon hören, in den ersten Jahren des Krieges, dass wir bei uns zu wenig zum Essen haben. Dieses wurde ihnen solange vorgekauft, bis sie dies glaubten. An Propaganda hat es ja den kriegführenden Völkern nicht gefehlt.

Du hast ja ein Zuhause und Du kannst es gar nicht ändern. Du würdest nie mehr eine Heimat finden. Du kennst die Menschen noch nicht, wenn Du als Fremder mit ihnen leben musst und dabei ihre Sprache nicht verstehst. Und du kannst Dich gar nicht wehren, denn „Freunde in der Not, gehen 100 auf ein Lot“¹³⁷.

In der Heimat hast Du Freunde, Verwandte, eine vertraute Umgebung und ein heimatliches Gefühl. Ja, Du wirst Dich auch in der Fremde zurecht finden, aber Du musst schön unten bleiben, musst Dich dümmer geben als Du in Wirklichkeit bist, der Einheimische hat es nicht gern, wenn Du ihn belehren willst.

Du darfst Dich nicht schöner kleiden, wenn Du es auch kannst. Du darfst nicht mehr haben als Dein Nachbar, denn der Neid ist ein böses Laster. Aber meistern kannst Du es als Fremder äußerst

¹³⁷ Diese Redewendung besagt, dass man in der Not gerade mal so viele Freunde hat, wie 1 Lot (16 g) schwer ist.

selten, denn da heißt es „Das schöne Heu fressen unsere Kühe selber!“ oder wir Einheimischen haben das Recht auf das bessere und das längere Ende.

Ihr ward alle gut zu mir und verständnisvoll, wir haben viele schöne Stunden miteinander verbracht und haben nie danach gefragt, was der Morgen bringt. Und so werde ich euch in schöner Erinnerung behalten, vielleicht denkt auch ihr ab und zu an den Austriak.

Vielleicht ist es gut so, dass ich gehe. Wer kennt schon die Zukunft? Dadurch hatte ich ihr meinen Standpunkt zwischen Heimat und Fremde klargelegt, obwohl ich wusste, dass ich in eine kleine, verarmte Heimat zurückkehre und vielleicht auch daheim die Frage noch nicht beantworten kann, ob ich nicht mein Glück verschenkt habe.

So haben wir uns noch einige Zeit in Freundschaft unterhalten und nahmen dann voneinander Abschied, obwohl man nicht ganz sicher wusste ob auf immer, denn damals gingen die Zeiger der Zeit immer verkehrt.

Wir kannten uns schon längere Zeit, ich überließ ihr stets die Initiative. Ich sagte ihr „Du kennst hier die Verhältnisse besser, daher überlass ich es Dir, Zeit und Ort zu bestimmen, wo wir uns treffen können. Ich bin zwar öfters am Feld, die ganze Woche auch bei Nacht, aber da ist es besser, Du lässt Dich dort nicht viel sehen, denn wenn man es an die große Glocke hängt, Du weißt schon.“ Und sie hielt sich daran und verstand es meisterhaft sich mit mir ungestört zu treffen, meist wo ich sie am wenigsten vermutete. Es sickerte immer etwas durch, doch es blieb alles in Grenzen.

Ersuchen bei dem Offizier des Transportzuges!

So um 8-9 Uhr kam ein Militärtransportzug. Die Frauen gingen zu dem Offizier des Zuges und baten ihn um Mitnahme, was er ihnen auch erlaubte. Dann gingen sie mit ihren Weizensäcken zu einem leeren Güterwaggon, gaben die Säcke hinein und platzierten sich dort auch selbst.

Doch dann kam ein Soldat, der warf wieder alle Säcke heraus. Ich dachte bei mir, so lang es so zugeht, warte ich lieber ab. Doch dann winkte aus dem übernächsten Waggon ein Soldat den Frauen um in seinem Waggon Platz zu nehmen. Und so konnten sie sich dort verstauen. Als die Frauen untergebracht waren, machte ich mich die dem Transportoffizier erbötig, ob er mich Kriegsgefangenen nicht bis in die Stadt Tscheljabinsk mitnehmen könnte. Ich möchte mir dort Reisepapiere besorgen. Er lachte, „Wer kann sie Dir geben? Dich kennt ja niemand!“ Ich sagte, ich habe den Wehrpass. „Ja“ sagte er, „wer glaubt Dir das, Du kannst ihn jemandem abgenommen haben.“

„Nun, wir müssen fahren. Gut, bist Du mit den Frauen bekannt?“ Als ich dies bejahte, sagte er „So steig ein bei ihnen!“ Nun fuhr ich bis in die Stadt mit. Ich dachte mir, das ist ein Knotenpunkt, da wird sich früher eine Fahrgelegenheit finden.

In Tscheljabinsk am Bahnhof wieder warten, vielleicht auch übernachten. Der Wartesaal war voll gestopft von Reisenden. Als ich mich ganz kurz entfernen musste, wandte ich mich an einen Nebemann, den ich von meiner Branche betrachtete¹³⁸, auf meinen Rucksack acht zu geben. Als ich zurückkam war alles in Bewegung, auch mein Aufpasser und mein Rucksack war weg. Alles strömte der Fahrgelegenheit mit einem Güterzug zu. Personenzüge verkehrten überhaupt nicht mehr. Jeder war froh, wenn er nur fahren konnte. So schloss ich mich an die Fahrgelegenheit an und dachte, Du wirst schon noch zu Deinem Rucksack kommen.

Der Transport ging bis Ufa. Dort im Bahnhofswartesaal traf ich meinen Aufpasser und meinen Rucksack wieder. Als ich aber meinen Rucksack in Empfang nehmen wollte, sagte dieser, dass dies sein Rucksack sei. Was sollte ich machen? Diese Sucharie, dieses getrocknete Weizenbrot, gehörte praktisch zu jedem Reisegepäck eines Russen, da normal ein jeder eine weite Reise unternimmt. Und mein Sack aus Leinen, so sieht fast jeder Rucksack aus. Für die Halbstiefel kann sich ein anderer gefunden haben. Dass er in Tscheljabinsk ein Gepäck hatte kann ich mich nicht erinnern.

¹³⁸ Den ich für einen von meiner Branche (Art) hielt,...

Doch man war vieles schon gewohnt. Jetzt hatte ich wieder nicht mehr als ich am Leibe trug. Nur einen leeren Brotsack hatte ich noch von der Front. Wirst schon wieder etwas zum Knabbern bekommen, und wenn ich stehlen muss, das gehörte damals zur Tagesordnung. Das Wichtigste war, wenn sich nur die Räder westwärts drehen.

An der Wolga!

Von Ufa fuhr ich wieder mit einem leeren Güterzug bis Samara, das an der Wolga liegt. Es war schon Nacht als wir zur Wolgabrücke kamen. Der Zug hält, alles ist elektrisch beleuchtet. Ich höre schon wie sie poltern von Wagen zu Wagen um sie nach Schwarzfahrer zu durchsuchen. Es waren mehrere die diese Razzia durchführten und sich durch laute Rufe verständigten, ob etwas Verdächtiges gefunden wurde. Ich saß in einem leeren Waggon. Mir war, das kann man nicht schildern. Ich denke, ich hätte keinen Tropfen Blut gegeben. Dieses Schreien und gegenseitige Verständigen. Bei Nacht wirkt sich so eine Situation noch viel schrecklicher aus.

An diese Wolgabrücke hatte ich nicht gedacht, dass sie mir so einen Schrecken einjagen kann. Jetzt begriff ich erst so richtig, was Bürgerkrieg ist und dass da ein jeder ein Spion sein kann. Und eine solche riesig breite Brücke zu zerstören, hieße fast Russland in zwei Teile zu zerteilen. Das wurde mir in den fünf oder zehn Minuten, solange dieses Dilemma dauerte, klar. Und auch die Vorsichtsmaßnahmen wurden mir verständlich. Dass fünf Minuten so lang dauern, eine Ewigkeit. Und auf meinen Wagen kamen sie glücklicherweise nicht.

Hier bei Samara ist die Wolga immens breit. Bis hierher nimmt sie die meisten Zuflüsse auf, so ca. 17 Flüsse und noch einige Nebenflüsse. Ab Samara nimmt sie nur noch einen Fluss¹³⁹ auf, bis sie ins Kaspische Meer mündet.

Um die damaligen Verhältnisse und mein nervöses Benehmen zu verstehen, und das Ganze nicht zu dramatisieren, will ich versuchen, die damaligen Verhältnisse zu beleuchten.

Es wäre möglich gewesen, dass sie mich in dem Waggon ertappen. Wahrscheinlich hätten sie mich zum Kommando gebracht und mir verschiedene Fragen gestellt, mich über die Lager und die verschiedenen Arbeitsverhältnisse ausgefragt und das ganze Postmaterial durchschaut. Da ich mich schon ganz gut verständigen konnte, hätten wir uns schon auf einen Nenner einigen können, da die Obrigkeit es meist in ein Maß bringt, das auch vertretbar ist.

Vielleicht hätten sie mich einem an die Polenfront fahrenden Militärkommandanten anvertraut und ich wäre ohne Behinderung bis zur polnischen Front gekommen. Vielleicht hätten sie mich aber auch in ein Lager gesteckt. Da hätte ich wieder trachten müssen, wie ich durch die Maschen schlupfen könnte, um an meinen Ausgangspunkt zurück zu kommen.

Ich konnte mir nur aus den erlebten Erfahrungen ein Urteil bilden!

Da war zum Beispiel im Frühjahr 1916, als wir vom Lager Troitskosawsk – das war drüber dem Baikalsee an der mongolischen Grenze - abgezogen wurden, damals sagte uns die russische Begleitmannschaft, jetzt geht es der Heimat zu. Selbstverständlich war das ihr ständiges Gespräch, bald ist Friede. Wir maßen aber diesem Gespräch wenig Bedeutung bei. Als wir dann immer weiter dem Westen zufuhren, glaubten wir, dass etwas Wahres dran sein könnte – bis sie uns wieder ins Lager in Barnaul steckten.

Was uns wiederum nicht weiter schockierte, da es noch keinen Frieden gab und man uns hier freistellte, privat auf Arbeit zu gehen womit wir uns vom Lagerleben loslösen konnten.

Als wir, ein Egerländer und ich, im Frühjahr 1918, wo es mit den Mittelmächten schon Frieden gab, zu Fuß die Heimreise antraten und in 12 Tagen 500 km, für russische Verhältnisse nur eine kleine Strecke, westwärts gingen. Wir mussten aufgeben, um etwas zu verschnauften und um uns Klarheit über die Gerüchte zu verschaffen, die im Umlauf waren.

Doch es gab in Sibirien noch keine Front, was wir aber erst viel später in Erfahrung brachten. Es waren nur kleine Einheiten der Weißen oder der Roten Armee, welche größere Städte besetzten und dabei auch deren Umgebung unter ihre Kontrolle brachten.

¹³⁹ den Großen Irgis.

So verstrich die Zeit mit fortwährenden Gerüchten. Mittlerweile kam der Winter und man war froh, dass man Arbeit und Brot hatte. Und so verstrich wieder ein Jahr.

Im Frühjahr 1919 machte ich mich wieder reisefertig. Jetzt fuhr ich mit Personenzug und Fahrkarte 300 km westwärts bis nach Omsk. Obwohl am Fahrplan stand, dass man 300 km ohne Fahrbescheinigung fahren kann, wollte man mich ohne Bescheinigung nicht weiterfahren lassen. Der Schaffner ging mit mir zum Bahnhofsvorstand, wo ich mich mit ihm solange auseinandersetzte, bis er mich weiterfahren ließ.

Nachdem ich sah, dass das auch nicht geht - ich hatte im Ganzen nur 75 Rubel, 12 Rubel kostete mich die kurze Fahrtstrecke – beschloss ich mit den Güterzügen ohne Entgelt zu fahren. Manchmal war am Ende ein Waggon angekoppelt, der ohne zahlen zu müssen Reisende mitnahm. Aber ein solcher war meist überfüllt. So fuhr ich einmal auf einem Waggondach, was auch kein Vergnügen war und einmal mit einem Militärtransport am Tender einer Lok. So kam ich bis zum Ural, in das Gebiet der Orenburger Kosaken, welche in mir einen Spion sahen und mich nicht weiterziehen ließen. Ich soll bei ihnen arbeiten. Wieder blieb mir nichts anderes übrig, bis sich wieder ein anderer Ausweg findet.

Doch auch hier schien es, als wäre die Front im Anmarsch zum Ural. Denn nach einigen Wochen wurden wir ihnen wieder gefährlich und man schickte uns fort. Bis es sich so ergab, da wir im Kreis gingen, dass wir wieder zu unserem Ausgangspunkt kamen.

Dann kam die Front und durch die Erntearbeiten der Herbst. Und wenn ich jetzt nicht gehe, so kommt wieder der Winter und erneut ist ein Jahr um. Auch das hätte mir an der Wolga passieren können und ich hätte wahrscheinlich bei Gelegenheit, dem Rückzug den Vorrang gegeben.

Und noch ein Beispiel, das zu dieser Zeit passt. Als ich noch auf Wanderschaft zum Ural war und mir eine Fahrgelegenheit und auf einen Bahnhof zuschritt, waren in diesem drei russische Offiziere, vor denen ich plötzlich stand. Nachdem ich meine Ehrenbezeugung geleistet hatte schnauzte mich einer an, ich sei ein Spion und herumschleichender Verbrecher, welche gleich liquidiert gehören, ein anderer meinte „Nur langsam, das ist nicht unsere Art“ und der dritte sagte schließlich „Lasst ihn laufen und wir haben unsere Ruhe!“ Und da jeder seine Meinung durchsetzen wollte, entspann sich unter ihnen ein Streit. Ich nutzte diese Gelegenheit und verschwand. Auch das war typisch für die damalige Zeit.

Daher war es für mich wichtig, dass ich die Heimreise nach meinem eigenen für gut halten ausführen konnte, jede andere Einteilung würde nur ein Nachteil für mich sein. Jetzt war die Wolga etliche hundert Kilometer hinter mir, nun tauchte langsam das Problem der Polenfront auf.

Da es fast keine andere Gelegenheit gab, fuhr ich meistens mit den Militärtransporten welche Richtung Front unterwegs waren. Diese Mannschaft kümmerte sich nicht viel um das, was um sie herum vorging. Man durfte aber auch nicht allzu leichtsinnig werden, damit man nicht einmal an den Falschen gerät.

Als ich einmal mit einem Militärtransport unterwegs war und auch noch etwas Geld hatte, da nutzte ich bei einem Stationsaufenthalt die Gelegenheit und kaufte mir bei einem Lebensmittelstand in der Nähe etwas zu essen. Als ich zurückkam war der Transportzug ohne mich abgefahren. Ich hatte es nicht bemerkt, da das Bahnhofsgebäude mir die Sicht verstellte. Das Holzgatter war verschlossen und auf dem Bahnsteig sah ich einen Wachposten auf und abgehen. Jetzt musste ich ihn unauffällig beobachten, wie er seine Runden nimmt. Als er hinter einem Gebäude langsam verschwand, benutzte ich die Gelegenheit um schnell über das Gatter zu klettern. Gleich daneben stand eine zur Anfahrt bereite Lok, auf deren Tender ich mich gleich platzierte. Dort saßen schon zwei ebenso Reisende. So war es damals. Wobei ich noch hinzufügen möchte, der Lokführer sah es und vielleicht auch der Posten. Aber wenn alles schnell genug vor sich ging, war ein jeder froh, dass er damit nichts zu tun habe.

Ein anderes Mal stand ein Militärzug in einer Station und viele Soldaten waren mit Teewasserholen beschäftigt, welches in Russland auf jedem Bahnhof in einem großen Kessel bereitstand. Da ich selbst eine ähnliche Montur trug wie dieses Militär, so fiel ich in diesem Durcheinander nicht besonders auf. Ich suchte mir einen leeren und offenen Waggon aus und kletterte auf diesen hinauf. Hier befand sich nur ein kleiner Planwagen mit einem Korbgeflecht, in dessen Geflecht ich mich

hineinsetzte. Jetzt bemerkte ich erst, dass ein Soldat im Rang eines Feldwebels in einem Eck des Waggons saß. Ich merkte, wie er mich stets beobachtete und wie er sich wahrscheinlich auch Gedanken darüber machte, wer ich wohl sei, da er bestimmt einen größeren Personenkreis von der Mannschaft kennen wird.

Da wir noch immer in der Station standen, so beobachtete auch ich ihn verstohlen und wenn er verdächtige Anstalten macht, musste ich trachten abzuspringen um in der Menge zu verschwinden. Erst als der Transport in Fahrt war und wir beide im offenen Waggon allein waren, da wusste ich, dass er sich nicht leicht auf eine Debatte einlassen wird, da es gar keinen Sinn hätte, sondern abwarten würde, bis der Zug wieder einen Aufenthalt hat.

Einstweilen waren wir noch gut in Fahrt, und das war wichtig für mich. Ich selbst musste mich auf meine Situation erst einpendeln. Es konnte bei uns beiden ohne weiteres auch sein, dass ich ihn nicht im Geringsten interessierte. Vielleicht dachte er mit Wehmut an seine Lieben daheim und kauerte deshalb lieber allein in einem Waggon.

Erst als nach längerer Fahrt wieder eine Unterbrechung war, da verließ ich eiligst den Waggon und verschwand unter dem Trubel. Denn bei einem Militärzug hatte es ein jeder eilig und man wartete kaum den Stillstand ab, um eventuelle Besorgungen zu machen. Da auch ich für meinen Magen etwas tun musste, so musste ich trachten, mir bei einem Bauern ein paar Happen zu erbitten.

So kam für mich nur mehr die letzte Fahrt in Frage. Und das war wieder ein Militärzug. Das es bereits ins Frontgebiet ging, so waren die Frontsoldaten schon ziemlich angeheitert. Vielleicht hatten sie von der Einheit die Spirituosen ausgefasst, wie es in Frontnähe meist üblich ist. Man konnte diese aber auch in den Bahnhofslokalen in der Nähe der Front kaufen.

Unter diesen Verhältnissen bestand keine Gefahr für mich, ich war einer von ihnen. Auch wenn ich denke, dass man doch erkannte, dass ich nicht zu ihrer Branche gehöre. So fuhr ich mit ihnen bis Orscha¹⁴⁰ in Weißrussland. Und da war für uns alle die Fahrt zu Ende.

Hier wurde noch gegessen und getrunken, wie es eben im angeheiterten Zustand ist. Ein Bissen da, ein Bissen dort, es war im Ganzen nicht viel los. Sie ließen mich mithalten, speziell mit Brot das aus fein geschrotetem Hafer bestand. Man kann sich vorstellen, diese vielen Spelzen¹⁴¹ des Hafers im Verhältnis zum eigentlichen Kern.

Es schaute gebacken gustiös aus, doch je länger man daran kaute, desto mehr fühlte es sich im Mund wie ein Häcksel¹⁴² an, das man sich nicht zu schlucken traute. Es ging noch, wenn man es weniger kaute und gleich schluckte. Die meisten Soldaten aßen nichts davon. Ich würgte einige Bissen hinunter und steckte mir zur Vorsorge das Übrige in meinen Brotsack, der mich als einziges Stück durch fünf Jahre stets begleitete.

Jetzt hieß es zu Fuß gehen. Da kamen immer wieder so kleine, sich stets verändernde Truppen zusammen. Manche haben ihr Ziel erreicht, einige schlugen eine andere Richtung ein und ein paar schlossen sich nur an ein Stück des Weges an. Aus Desinteresse wurde dabei fast nicht gesprochen.

¹⁴⁰ Orscha (polnisch Orsza), am Dnepr gelegene Stadt im Nordosten, kurz nach der Grenze zu Russland.

¹⁴¹ Das Haferkorn ist mit den umgebenden kurzbegrannten Deckspelzen und Vorspelzen fest verwachsen.

¹⁴² auf einer Häcksel- oder Futterschneidemaschine kurz geschnittenes Heu oder Stroh.

Im Frontgebiet mit Deserteuren aus dem Frontgebiet!

In der Nähe der Front waren wir drei. Da waren zwei ganz junge Deserteure von der Roten Armee, die in der Nähe der Front Verwandte hatten bei denen sie dachten unter zu kommen. Sie waren für mich von großem Vorteil. Sie hatten die Ortskenntnisse, mit denen ich leichter durch das Frontgebiet kam. So gingen wir gemeinsam Richtung Front.

Als wir eines Abends eine Brücke passieren wollten, stießen wir auf eine Bolschewiken-Einheit. Wir konnten uns noch rechtzeitig in den Gebüschten verbergen. Da die zwei jungen Burschen nicht in die Hände des Militärs fallen durften, so entschlossen sie sich sofort über den Fluss zu kommen. Sie entkleideten sich, nahmen ihr Kleidungsbündel auf die Schulter und hinein – es war schon Ende September - ins kalte Wasser. Ich stand am Ufer und beobachtete sie, wie sie durch das Wasser marschierten und ihnen das Wasser bis zum Nabel reichte.

Nun dachte ich, wenn man durchwaten kann, so ist das nicht so schlimm. Da ich nicht auf ihre Ortskenntnisse verzichten konnte, so machte ich es ihnen nach. Als ich so langsam immer tiefer ins Wasser kam, da dachte ich bei jedem Schritt, das kalte Wasser würde mich zerschneiden. Am anderen Ufer angelangt schüttelte mich die Kälte so arg, dass ich mit den Füßen gar nicht den Boden berührte und ich mich fast nicht ankleiden konnte.

Jetzt machte ich in die Richtung wohin meine beiden Weggenossen verschwanden einen Dauerlauf von ca. drei Kilometern um mich dabei etwas zu erwärmen. Das dürften die beiden vor mir auch getan haben, bis sie wieder ein langsames Tempo wählten, damit ich sie wieder einholen konnte. Wir wussten, auch wenn wir nicht darüber sprachen, dass wir uns gegenseitig aushelfen müssen. Denn ich brauchte sie als Wegweiser und sie dachten sich vielleicht, da mein Leben weniger in Gefahr ist als das ihrige, dass ich ihre Verfolger zumindest solange hinhalten konnte, bis sie aus deren Blickfeld verschwinden konnten.

Wenn man sich in eine Gefahr begibt, dann muss man diese auch erkennen und auch eine Möglichkeit finden, aus dieser wieder herauszukommen. Alle unvorhergesehenen Schwierigkeiten abrupt erfassen und keine Schwäche zeigen. Der Gegner muss das Gefühl haben, dass man aufs Ganze geht und ihm zeigen, wer von uns der Geschwindere ist, ist's er oder bin's ich.

Und diese kleine Schreckminute genügt, um den Gegner zu entwaffnen, oder wie man auch sagt, ihm die Courage abzukaufen. Damit meine ich in erster Linie sein Vorhaben zu ändern und sich auf einen Kompromiss zu einigen. Meist gelingt dies auf rein menschlicher Basis. Dabei können ihrer auch mehrere sein. Es wird meistens das befolgt, was ihr Wortführer für richtig hält.

So gingen wir wieder gemeinsam weiter. Der Mond leuchtete uns den Weg. So um Mitternacht gingen wir über ein freies hügeliges Gelände, wo wir eine ganz kurze Zeit verschnauften. Dann gingen wir wieder weiter. Wir mussten trachten, bis zum Morgen die in die Frontlinie liegende Ortschaft zu erreichen, in welcher die beiden Jungs ihre Verwandten hatten.

Zuvor aber, es war noch dunkel und auch der Mond war wieder verschwunden, klopfen wir bei einem Bauern an. Er solle uns ausruhen lassen und uns vielleicht eine Kleinigkeit zu essen geben. Da wir ja schon in ihrem angestrebten Zielgebiet angelangt waren, hat er vielleicht durch ein paar Worte bereits über uns Bescheid gewusst. Denn er behandelte uns wie alte Bekannte und stellte einen Topf Erdäpfel auf den Herd. Währenddessen plauderten wir miteinander. Ab und zu nickte der eine oder andere im Sitzen ein. Mittlerweile waren auch die Erdäpfel gekocht, das war vielleicht ein Festessen. Er gab uns Brot dazu, das im Aussehen ganz schwarz war doch sehr gut schmeckte. Ich denke es war viel Öl von ausgepressten Hanfsamen drinnen, da es so ölig süß schmeckte. Ich kannte diesen Geschmack, da meist überall ein jeder auf einem kleinen Fleck Hanf anbaute, da er sich meist selbst aus diesem Seile und Stricke für den eigenen Gebrauch anfertigte. Und da naschte ich öfters diesen Samen.

Der Morgen begann sich zu lichten und auch die Soldateska war schon in den Gassen zu hören. So gab er jedem meiner Begleiter noch ein Stück Brot, steckte ihnen zwei bis drei Erdäpfel in die Tasche und drängte, dass sie im beiderseitigen Interesse verschwinden sollen, bevor die Soldaten, so wie an jedem Tag, die Gassen bevölkern. Zu mir sagte er „Du kannst Dir ruhig zum Essen Zeit lassen. Bei Dir besteht keine Gefahr.“ Doch auch ich ließ nur eine kurze Zeit verstreichen, dann verabschiedete ich mich dankend.

Als ich auf die Gasse hinaustrat, standen vor dem Tor einige Soldaten mit einem Unteroffizier. Ich grüßte und verschwand in die Richtung, in welche die beiden Jungs gegangen sind. Bald hatte ich sie auch schon eingeholt und wir gingen vielleicht noch so zwei Stunden, bis wir in der Ortschaft ankamen, in der einer der beiden einen Onkel hatte. Während sich einer verabschiedete und weiter ging, klopfte der andere bei seinem Onkel ans Fenster. Als sein Onkel das Fenster öffnete, sah ich sofort, dass dieser gleich einen Schock bekam und aufgeregt mit ihm debattierte.

Ich konnte mir gleich ein Bild davon machen, warum diese Aufregung. Man befand sich hier im Frontgebiet eines Krieges, der vielleicht mehr ein Stellungskrieg war und noch längere Zeit anhalten könnte. Wie soll man unter diesen Umständen einen Fahnenflüchtigen auf längere Zeit verbergen? Und bei Aufdeckung würde das bestimmt kein gutes Ende nehmen.

Sobald ihr Rededuell eine kleine Verschnaufpause notwendig machte, fragte ich, was ich tun sollte um durch die Front zu kommen. Der Onkel ließ mich gar nicht ausreden, er wusste gleich was ich wollte. Er zeigte in die Richtung, wo zwei Häuser weiter, ein - vermutlich durch den Disput neugierig gemachter Mann - beim Fenster heraus sah. „Dieser wird Dir Bescheid sagen, der war in Deutschland gefangen gewesen.“ Danach waren die beiden gleich wieder in ihre Auseinandersetzung verstrickt.

Ich fragte den besagten Mann, wie ich eventuell durch die Front komme. Er sagte „Wenn Du diesen Weg hinaus gehst, kommst Du zu einer Schilfrohrwiese und das ganze Gebiet ist Sumpfland. Der gerade hinunter verlaufende Fahrweg führt zu einer gesprengten Brücke. Dort wird man Dich für Entgelt mit einem Boot über den Fluss bringen. Dieser Fluss heißt Beresina.“

An der Beresina!

„Die Bootsleute sind meist raue Gesellen. Wenn Du ein gutes Hemd kannst, kann es Dir passieren, dass sie Dir dieses auch noch nehmen. Du musst schon froh sein, wenn Dir sonst nichts passiert. Wenn Du Dich in der Nähe des Flusses aufhältst, wirst Du zu einem großen Holzplatz kommen, wo einige Flöße an einer Böschung liegen. Mit diesen kannst Du Dich hinüberschwemmen. Aber über dem Fluss sind sehr gefährliche Sümpfe. Da führt ein Steig zur nächsten Ortschaft. Dieser wird oft gegangen, weil er eine große Abkürzung zum Ort ist. Aber Du darfst diesen Pfad nicht verlassen, da das Moor sehr heimtückisch ist. Einige hundert Meter musst Du auf den aneinandergereiht liegenden Baumstämmen gehen. Da dort verhältnismäßig wenig Menschen gehen, brauchst Du auch auf keine Hilfe hoffen.“

Ich entschloss mich zu dem Holzplatz zu gehen und dort mein Glück zu versuchen. Als ich dort ankam, waren die meisten Flöße am drübere Ufer. Drei lagen noch an der Böschung, aber der Wasserstand war im Verhältnis zur Lage der Flöße so nieder, dass sie nur wenig ins Wasser reichten und ich daher keines von ihnen vom Ufer bringen konnte. Stünde allerdings das Wasser etwas höher, so wären wahrscheinlich auch die drei schon am anderen Ufer. Nicht einmal ein zu Ruderzwecken geeignetes Stück Holz war vorhanden.

Da sah ich einen Mann auf dem Fahrweg in Richtung zur gesprengten Brücke gehen. Ich fragte ihn, was ich eventuell in dieser Lage machen könnte. „Mach Dir ein Floß, es ist ja genügend Holz vorhanden!“ sagte er und ging weiter. Ich wusste Bescheid. Hier ist sich jeder der Nächste.

Ich ging wieder auf den Holzplatz zurück und betrachtete die große Holzmenge. Es waren gespaltene Scheiter mit einer Länge von ca. drei Meter. Einige miteinander verbunden wäre schon eine Lösung gewesen. Aber womit verbinden?

So nahm ich das lange Holzscheit und ging ich wieder zu den Flößen. Endlich brachte ich ein Floß von der Böschung los, doch mit dieser schweren Stange ging das Rudern nicht. So versuchte ich mit der Stange vom Flussgrund aus mich an das andere Ufer zu stoßen. Der Fluss war aber so tief, dass ich den Grund nicht erreichen konnte. Bedingt durch die Schwere der Stange und dem Druck des Wassers auf die Stange nach oben, war das Manövrieren mit dieser sehr schwer. Zudem bestand die Gefahr, durch unsicheren Halt das Gleichgewicht zu verlieren.

Dass dies mir einen kleinen Schock bereitete, kann man sich denken. So musste ich in Ruhe überlegen, was da zu machen wäre. Währenddessen drehte sich das Floß mit mir in der Mitte des Flusses, gewissermaßen zwischen den Grenzen von Gefangenschaft und Freiheit.

Jetzt bemerkte ich, dass sich durch die Biegung des Ufers nach Osten, die Strömung des Wassers sich mehr auf das östliche Ufer drehte und ich daher an dieses Ufer mit Hilfe der Strömung leichter herankam, was mir dann auch gelang.

Durch den Uferstau, der die Strömung zur Flussmitte zwang, wurde die ohnehin langsame Strömung noch mehr gebannt. So konnte ich, am alten Ausgangsufer angelangt, das Floß in die richtige Stellung bringen. Durch einen kräftigen Abstoß, da ich nun einen sicheren Stand hatte konnte ich ja meine volle Kraft ausnützen, das Floß vom Ufer in schnellere Fahrt bringen, die bessere Handhabung der Stange zum Rudern verwenden und so am anderen Ufer landen.

Auf polnischem Gebiet!

Das Anstoßen an das drübere Ufer in Polen war so, als wenn hinter mir eine Welt verschwinden würde. Das hielt aber nicht lange an. Obwohl ich nicht mehr im Geringsten daran zweifelte nun frei zu sein, so hatten sich die fünf Jahre zwischen Hoffen und Bangen zu sehr in mir verankert und ließen eine längere Freude nicht aufkommen.

So ging ich noch auf trockenem Boden weiter, bis ich zu den Baumstämmen kam, die in diesem Moor aneinandergereiht lagen. Es dürfte eine Strecke von ca. einem Kilometer sein. Sie lagen hier naturbelassen, wodurch ich auch öfters abrutschte. Sie dürften auch von mehr Menschen benutzt worden sein, als der Mann in Weißrussland angenommen hatte, da sie durch das häufige Abrutschen in den Schlamm schon sehr schlüpfrig waren. Das Moor war stellenweise etwas bewaldet.

Ich hatte mich gegen neun Uhr Vormittag ins Moor begeben, durch die vielen Hindernisse ist es nun Nacht geworden und auch der Mond war währenddessen aufgegangen. Das Terrain das ich durchschritt war trocken und ein Lichtschein aus einer Behausung gab mir die Richtung an, die ich jetzt zu gehen gedachte. Doch schon nach einer kurzen Wegstrecke spürte ich, dass ich immer tiefer einsank und eine etwa eineinhalb Meter breite Wasserrinne vor mir war. Ich musste zurück auf festen Boden und mir überlegen, was ich tun kann.

Ich dachte, drei, vier Schritte hast Du bis zur Wasserstelle, etwas mehr durch diese durch, aber was ist dann drüben? Das war bei dem schwachen Mondschein nicht zu erkennen. Denn wenn der Boden nur aufgeweicht durch die Wasserrinne wäre, die Rinne keinen morastigen Untergrund hat und das drübere Terrain gangbar wäre, dann hätte ich ein Einsinken bis zu den Knien schon gewagt, da ich durch das Abrutschen von den Baumstämmen in die sumpfige Masse sowieso schon schlammverschmiert war.

Da durch die verschiedenen Hindernisse ziemlich viel Zeit verstrichen war, konnte es nicht mehr lang bis zum Morgengrauen dauern. Die Nacht war auch angenehm warm, daher dachte ich die Zeit auf einem Baumstumpf abzuwarten. Ich blieb dann aber stehen und dachte über diese ganze Situation nach. Irgendwo muss ich in der Dunkelheit den richtigen Weg verlassen haben, denn die kritische Stelle wurde durch die Baumstämme gangbar gemacht, so wird auch über das Wasser eine Brücke sein, wenn auch nur eine primitive und vielleicht nur so wenige Meter lang als notwendig.

Ausweg aus meiner misslichen Lage!

Inzwischen hörte ich seitwärts einen Wagen rasseln, der fuhr auf festem Boden diesem Lichtschein zu. Jetzt hatte ich die Situation erfasst. Der Weg durch das Moor führte zu der drei Kilometer entfernten und jetzt gesprengten Brücke in einem großen Dreieck um das Moor zu der Ortschaft mit dem Lichtschein.

Ich ging auf den von mir angenommenen Weg zu, den ich dann auch schon bald erreichte. Da sah ich wieder vor mir den Lichtschein, auf den ich jetzt zuing. Unterdessen dachte ich über den Fußsteig im Moor und das Befahren der Straße zur nächsten Ortschaft nach. Zu Fuß waren es zwei Kilometer, auf der Straße ca. sechs Kilometer.

Das neu erstandene Polen hatte auch seine Probleme!

Ich kam zu dem Haus wo das Licht brannte, klopfte an und trat ein. Da bekam ich einen leichten Schock. Zwei Gestalten gehörten zu meiner Branche und waren genauso besudelt wie ich, einer mit einem Gewehr gehörte zu einem bewaffneten Posten. Das gehörte bei mir schon Jahre der Vergangenheit an. Der Mann vom Posten gab mir zu verstehen, dass ich mich setzen soll. Und so saßen wir vier schweigend bis zum Morgen. In solchen Situationen hat man meist mit Fragen keinen Erfolg.

Die zwei, die durch eine lange, schwierige und mit Hindernissen verbundene Heimreise genauso besudelt waren wie ich, dämmerten recht apathisch dahin. Wie uns das Schicksal durch all die Jahre geformt hatte. Man sah einem Mann und seiner Kleidung die wochenlangen Strapazen an.

Auch der Soldat schien seiner Adjustierung, seinem ungepflegten Äußeren und seinem nichts sagendem Benehmen nach einem armen Staat anzugehören. Das Haus in dem wir uns befanden hatte nur einen einzigen leeren Raum und stand allein vor der Ortschaft.

Am Morgen führte uns der Posten zu einem anderen Quartier. Der Mann der uns übernahm sagte, dass wir hier solange warten müssten, bis so ca. fünfundzwanzig Mann zusammen kommen. Dann stellen sie eine gemeinsame Reisebescheinigung für eine Fahrt nach Warschau aus, wo uns der österreichische Konsul übernehmen wird. Jetzt machte sich in mir wieder der Gedanke breit: Auch hier muss man erst nach der Wahrheit suchen. An den mit Namen angekritzelten Wänden konnte man sich in etwa vorstellen, wie sich hier Ankunft und Abfahrt eventuell abspielt. Viel war aber aus den hier angeschriebenen Namen nicht herauszufinden, da sie meistens nur die Ankunft andeutenden. Man sah aber, dass der Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn mit seinen vielen Nationen und Angehörigen diesen Heimweg schon lange geht und auch noch gehen wird. Und das meistens einzeln, weil größere Trupps recht schwer eine Fahrgelegenheit zur gleichen Zeit finden. Auch konnte man leichter untertauchen und ein gestecktes Ziel viel leichter erreichen. Nach dem Motto: Viel Köpf, viel Sinn.

Nach drei Wochen kamen 25 Mann zusammen, eine Reisegruppe!

Nach drei Wochen kamen wir ca. 25 Mann zusammen, also vermehrten wir uns jeden Tag um einen Mann. In dieser Gruppe war die ganze alte und nun in mehrere Nachfolgestaaten aufgeteilte Monarchie vertreten. Da waren drei tschechische Staatsbürger, die gleich in Oderberg abgesondert wurden, die meisten waren aus den Bundesländern, einige aus Deutsch-Österreich¹⁴³, Südtirol, Ungarn und Jugoslawien.

Doch je mehr wir im polnischen Auffanglager zusammenkamen, desto schwieriger wurde die kaum nennenswerte Verpflegung. Meistens schickte man uns von einem zum anderen, bis wir dann doch eine Kleinigkeit zu essen bekamen. Auch hatten wir kleinere Arbeiten zu machen.

Als wir einmal mit einem polnischen Offizier auf Arbeit gingen, sagte ein Steirer über ein Kind des Offiziers „Von dem möcht’ ich mir eins absaufen lassen!“. Worauf der Offizier, der deutsch verstand, in perfektem Deutsch sagte „Ihr seid komisch. Wir Polen haben nichts, Österreich hat nichts. Wir sollen euch verpflegen, heimführen und die Arbeit sollen wir uns selber machen!“

Eines Tages sagte der Offizier, ich soll heute mit den Pferden zu einigen Leuten in die Stadt Brennholz führen. Er begleitete mich und wir luden bei diesen Leuten ein kleines Quantum an Holz ab. Danach steckte man mir einige Geldstücke in die Tasche. Jetzt wusste ich wie der Hase läuft.

¹⁴³ in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie eine inoffizielle Bezeichnung der mehrheitlich deutsch besiedelten Gebiete der österreichischen Länder: Niederösterreich (und dem südmährischen Kreis Znaim), Oberösterreich (und dem deutschen Südböhmen um Krumau), Steiermark (inklusive Marburg an der Drau, jedoch ohne die slowenische Untersteiermark), Kärnten (inklusive das mehrheitlich slowenisch besiedelte Südkärnten sowie das dreisprachige Kanaltal), Tirol (mit Deutsch-Südtirol, jedoch ohne Welschtirol), Vorarlberg, Salzburg, die Provinz Deutschböhmen (mit den Städten Eger, Karlsbad, Aussig und Reichenberg), die Provinz Sudetenland (Nordost-Böhmen, Nord-Mähren sowie Österreichisch-Schlesien) und die „Einschlussgebiete“ Iglau, Olmütz und Brünn (Sprachinseln mehrheitlich deutscher Städte auf tschechischem Gebiet).

Dauerndes Verschieben unseres Abtransports!

Jetzt war unser Transportzug schon einige Tage beieinander, aber keine Anstalten eines Abtransports. So fingen wir an, darauf zu drängen. Sie hatten aber stets eine Ausrede parat. Da standen einmal keine Waggons zur Verfügung, obwohl die Geleise in der Station vollgestopft mit Waggons waren, dann hatten sie keine Lokomotive, und so weiter.

Wenn man aber die Sache so betrachtete wie sie in Wirklichkeit war, so konnte man die Situation ganz gut verstehen: In dem neu entstandenen Polen hatte sich das große Kriegsgeschehen abgespielt. Zurück blieben nur Trümmer und Not. Und jetzt stand es noch im Grenzstreit mit Russland.

Ein Staat, der nach mehr als 200 jähriger Zerstückelung erst wieder im Entstehen ist. Die erste Teilung Polens fand 1699-1815, die zweite auf drei Staaten von 1815-1918 statt¹⁴⁴. Ein jedes abgetrennte Gebietsteil hatte eine andere Kulturentwicklung hinter sich. Somit waren sie und konnten sie auch noch nicht auf einen gemeinsamen Nenner eingespielt sein, dazu war die Zeit viel zu kurz und auch zu verwirrt.

Hat man uns auch höflich behandelt, so hatten die ganzen Distanzen miteinander fast keine brauchbaren Verbindungen. Ein jeder reichte uns von einem zum anderen, das Ganze war nur ein nichts bringender Leerlauf. Bis wir dann selbst eingriffen, um zu einer Lösung zu kommen.

Auch ein betagter und pensionierter General mit schneeweißem Haar und Vertrauen einflößen-dem Aussehen konnte nur mit leeren Versprechen aufwarten. Er zeigte aufrichtiges Verständnis für unsere Lage, versprach uns ein kräftiges Essen zu verschaffen und dafür zu sorgen, dass wir eine Fahrgelegenheit bekommen.

Wir dachten uns, endlich ein Vertrauen erweckender Mann. Das war am Vormittag. Es kam die Mittagszeit, von einem Essen nichts zu merken. Um zwei Uhr war es dann endlich soweit. Aber es war nur ein warmes Wasser mit vereinzelt darin schwimmenden Erbsen.

Immer mehr sahen wir die Hilflosigkeit des ganzen Apparates ein. Wenn hier wirklich noch von einer Seite etwas beigesteuert wurde, so verschwand dies stets so sukzessive, sodass für den Letzten nichts mehr übrig war. Der blieb höchstens nur als Melkkuh übrig, wobei jedes Hinausschieben die Erledigung einer Sache verzögerte.

Es schien, dass hier laufend – bedingt durch das Moor und die Front – dieser Weg von den Heimkehrern benützt wurde und daher für manche eine gute Einnahmequelle war, die vielleicht auch noch durch eine ausländische Hilfsorganisation unterstützt wurde, wobei allerdings Unbefugte die Nutznießer davon waren.

Da wir nun sahen, dass wir hier nur dann etwas erreichen, wenn wir sie dauernd mit unserem Abtransport belästigen, so sagten sie „Nun gut, ihr macht uns noch einen Erdäpfelkeller, dann könnt ihr fahren!“. Wir gruben einen runden Schacht von ca. sechs Meter Durchmesser und ca. drei Meter Tiefe aus, was wir in eineinhalb Tagen geschafft haben.

Vor der Abreise in Polen, das Letzte genommen!

Jetzt wurden wir reisefertig gemacht. Wir gingen ins Bad, währenddessen wurden Kleidung und Wäsche desinfiziert. Sie schoren uns die Haare¹⁴⁵, nahmen uns Briefe und Postkarten von zu Hause und jedes bessere Wäschestück oder sonstiges Wertvolle ab.

Da sie noch immer keine Anstalten zu unserer Abreise machten, so beschlossen wir, dass sie uns doch zum Bahnhof führen sollen, der zudem in Sichtnähe vor uns war, und wir schon selbst eine Fahrgelegenheit finden werden. Am Bahnhof angelangt, versuchten wir zu einem Resultat zu kommen. Währenddessen war es Nacht geworden, und so tappten wir gemeinsam mit unserem Begleiter im Halbdunkel herum. Auf dem Bahnhofsgelände gab es auch viele Waggons, welche ohne Räder etwas abseits der Geleise standen und als Wohnungen benutzt wurden. Viele davon waren noch beleuchtet.

¹⁴⁴ Siehe dazu → Wikipedia „Teilungen Polens“.

¹⁴⁵ Original: „... ,schoren uns die Haare fies [Zeilenumbruch] ko.“ (fiesko?)

Da mit dem „am Perron stehen“¹⁴⁶ auch nichts gemacht war, so ging ich zu den Waggonbewohnern hinüber. Ab und zu kamen Frauen heraus, um eventuell noch Spülwasser wegzuschütten. Da sah ich, dass hier großteils nur Frauen und Kinder mit etwas Geraffel hausten. Traf man sich zufällig, so begrüßte man sich. Man fand heraus, dass sie froh waren, hier mit ihren Kindern einen Unterschlupf gefunden zu haben um mit Müh und Not auf bessere Zeiten zu warten. Auch entwurzelte Menschen dachte ich bei mir. Das Gleiche werden sie sich auch gedacht haben. Man verstand sich ohne darüber zu reden.

Ich ging wieder zu meinen Weggenossen zurück. Sie standen noch immer ratlos mit unserem Begleiter bei zwei Waggonen, aus denen man ein Stimmengewirr vernahm. Als die Waggonbewohner hörten, dass wir einen Waggon benötigen, sagten sie, dass sie Verbrecher seien und ihnen auch nur ein Waggon genüge und dass sie uns den anderen überlassen. Was wir dankend annahmen. Welcher Art ihr Verbrechen war? – Es passte zu den verschiedenen polnischen Rätseln. Oder war vielleicht schon die ganze Welt schon zu einem Verbrechen geworden?

Wenigstens waren wir nun in einem Waggon untergebracht. Am anderen Tag kamen die Waggonen ins Rollen und wir waren sehr zuversichtlich, nun endlich abzufahren. Nach einigem hin und herrangieren einer ganzen Garnitur standen wir wieder für längere Zeit still. Als wir Nachschau hielten, war von der Garnitur die Lok wieder weg.

Zwei Tage lang ging das so mit dem zeitweisen Hin- und Herschieben. Wir waren zwar im Waggon, dafür hatten wir aber auch zwei Tage nichts zu essen. Am Ende des zweiten Tages - wir wollten nicht riskieren, dass wir den Waggon verlieren oder gar zurück gehalten werden wenn wir alle zurückgehen - haben sich zwei von den Unsrigen bereit erklärt etwas Brot zu holen, mit dem sie auch schon bald zurückkamen.

Endlich nach Warschau!

In dieser Nacht, ca. um Mitternacht, kamen unsere Waggonen wieder ins Rollen. Da dies nun für längere Zeit anhielt, hielten wir neugierig Nachschau. Wir waren wirklich in voller Fahrt auf offener Strecke. Das währte zumindest ca. zwei Stunden, währenddessen schliefen wir. Erst das Stillstehen der Waggonen weckte uns wieder. Als wir Nachschau hielten, sahen wir, dass wir auf einer eingleisigen Strecke standen, welche zu beiden Seiten mit Gitterdraht eingezäunt war. Jetzt dachten wir uns, was soll nun das wieder werden? Da wir durch das Nachschauen die Waggontür öffneten und es auch schon gegen Ende Oktober ging, so wurde uns etwas kalt. Da sich aber ein Holzdepot an die Bahnstrecke anschloss, so machten wir uns ein Feuer um uns zu wärmen. Es war ca. zwei Uhr morgens. Es dauerte nicht lange und der Zug fuhr wieder weiter, bis Warschau, wo wir vom österreichischen Konsul übernommen wurden.

Er sagte uns, dass Österreich nun klein und arm geworden ist, da die Nachfolgestaaten durch die Siegermächte auf Kosten des übriggebliebenen Deutsch-Österreich begünstigt wurden. Er könne uns nur eine ausgiebige Mahlzeit und die Weiterreise in unsere, da unsere Monarchie ja ein Vielvölkerstaat war, nun so verschiedene Heimat verschaffen. Auf meine Frage, wo denn meine Ortschaft nun hingehöre, sagte der Konsul, er denke, dass Lundenburg die Grenzstation der ČSR ist. Im Großen und Ganzen sei aber alles noch in Schweben.

Von Warschau aus wurden wir - nach vielen Jahren wieder - in Personenwaggonen nach Hause befördert. Jetzt fuhren wir auf polnischem Gebiet bis zur Oder. Da mit der ČSR noch keine Bahnverbindung bestand, mussten wir bis zur Oder zu Fuß gehen. Ein polnischer Grenzposten, der auf der Grenzbrücke seinen Dienst versah, wollte uns trotz Passierschein nicht weitergehen lassen. Als er uns auch nach längerem Verhandeln nicht weitergehen lassen wollte, sagte einer von uns, wenn er uns nicht weitergehen ließe, so werden wir ihn in die Oder schmeißen. Währenddessen gingen wir im Gänsemarsch über die Brücke, auf ČSR-Gebiet.

In Oderberg, die erste ČSR-Grenzstadt, wurden wir in einer Fabrikshalle untergebracht. Sie nahmen uns unsere Bekleidung und brachten diese zur Desinfektion. Man ließ uns ca. zwei Stunden, so lange dauerte die Desinfektion der Wäsche und der Kleider, nackt in dieser kalten Halle stehen.

¹⁴⁶ Am Bahnsteig stehen.

Danach gaben sie uns Kaffee und Powidlbrod. Im Anschluss daran wurden wir wieder einwaggoniert. Vor der Abfahrt erkundigte man sich nach ČSR-Staatsbürgern. Drei waren unter uns. Diese forderte man zum Aussteigen auf. Welcher Nationalität sie waren weiß ich nicht.

Ankunft in Lundenburg - erster Bescheid über die Bernhardsthaler Verhältnisse!

Um die Mittagszeit fuhren wir von Oderberg ab und kamen um ca. neun Uhr abends in der Grenzstadt Lundenburg an. Hier gab es wieder etwas zu essen. Was es gab weiß ich nicht, da ich mich gleich absonderte. Es war mir wichtiger Bekannte zu treffen, um über zu Hause etwas zu erfahren. Ich hatte ja mehr als zwei Jahre keine Nachricht erhalten. Daher war es mir im Großen und Ganzen wichtig, in groben Umrissen ein wenig Bescheid zu wissen, um mich etwas darauf einzustellen.

Die Station war sehr schlecht beleuchtet, auch der Verkehr schien ziemlich lahmgelegt. Doch dann kamen Gestalten aus dem Dunkel. Ich erkannte den Saleschak Peperl¹⁴⁷ und den Waluschek Wilhelm. Mit letzterem war ich am besten bekannt, weil er längere Zeit beim Speck Franz¹⁴⁸ im Dienst war, wir also Nachbarn waren.

Erstens sagte er, dass die vielen Bernhardsthaler Eisenbahner, die früher hier ihren Dienst machten, jetzt in Strasshof sind und nur mehr jene, die für die ČSR optiert hatten, bleiben konnten. Er selbst war für die ČSR und wurde so in den Bahndienst aufgenommen.

Dann informierte er mich über die momentanen Verhältnisse in unserem Ort. Dass meine Mutter die Wirtschaft gut zusammengehalten hat. Von meinem Vater wusste ich schon in der Gefangenschaft, dass er 1915 gestorben ist. Ich erfuhr, dass auch schon alle Kriegsgefangenen zu Hause sind. Bis auf Dich! Nur mehr Hasitschka Franz kam dann doch noch etwas später aus Italien heim.

Selbstverständlich kamen auch die Mädchen aufs Tapet. Er sagte, die meisten sind schon verheiratet. Deine Liebe dürfte auch schon in anderen Händen sein. Die Janka Anna wäre noch frei. Nun wusste ich immerhin über das Meiste Bescheid.

Ich sagte ihm, dass der Transport wahrscheinlich bis Wien gehen wird und das dies wieder einige Zeit dauern kann, bis man von dieser Branche los kommt. Denn von Wien aus wird es erst in die verschiedenen Bundesländer, nach Südtirol, Ungarn und Jugoslawien gehen, denn dort ist noch immer die alte Monarchie beisammen. Daher möchte ich von hier aus viel lieber zu Fuß nach Hause gehen, um nun endlich die ewigen Scherereien los zu werden. Nein, sagte er, das ist viel zu gefährlich. Beim Grenzdienst sind meist recht unerfahrene Männer, die in der Aufregung gleich schießen.

Auch ist es unnötig, denn euer Waggon wird dem Milchzug, der um halb drei Uhr in der Früh von hier abgeht, angekoppelt. Dieser hält auf jeder Station, da ja er die Milch nach Wien mitnimmt.

Ich bedankte mich für diese ausführliche Information und sagte, dass ich nun meinen Waggon suchen musste. Er sagte, ich geh mit Dir. Doch ich hätte den Waggon gar nicht leicht verfehlen können, denn das laute Stimmengewirr war in der Nacht recht deutlich zu hören.

So kam die Zeit zum Abfahren des Zuges in die heimatlichen und uns so vertrauten Gebiete, soviel man eben bei Mondschein davon ausnehmen konnte. Da nur einige Waggons angehängt waren, fuhr man ein wesentlich schnelleres Tempo, sodass ich schon fast im Zweifel war, ob er denn in meiner beabsichtigten Bernhardsthaler Haltestelle auch wirklich halten würde.

Daher dachte ich daran, sobald der Zug durch die Steigung langsamer fährt, gleich beim ersten Bahnviadukt abzuspringen. Dieser Fall trat aber durch die Kürze des Zuges nicht ein. Er hielt planmäßig bei der Haltestelle um die Milch zu verladen.

Genau nach fünf Jahren, betrete ich erstmals wieder heimatlichen Boden!¹⁴⁹



¹⁴⁷ Josef Saleschak, Bahngasse № 209.

¹⁴⁸ Franz Speck, Hauergasse № 30.

¹⁴⁹ 1921 kehrten die letzten Kriegsgefangenen aus den russischen Lagern in ihre Heimat zurück.

Josef Weilingner, Teil 2

Der Jugendtraum in die Ferne

(1) Einst zog ich in die Welt hinaus, nicht freiwillig, doch gerne,
Ein Jüngling mit zwanzig Jahren, weit in die fremde Ferne.
Obwohl mich viel Gefahren in der Ferne bedrohen, nach und nach,
Manch Zittern um mein Leben, nahm ich die Ferne gerne wahr.

(2) Hab oft verbracht, im Donner der Kanon, oft mit leerem Magen,
Oft mit nassen Kleidern, im kalten Unterstand, auf Tannenreisig geschlafen.
Doch die Jugend lockt, die fremde Welt und fremde Gestalten,
Dies alles konnte die Sehnsucht nach der Ferne nicht erkalten.

(3) Manchmal war die Hölle, in allen Fugen, ganz schön los.
Oft hing das Leben an einem dünnen Faden bloß.
Doch war der Schrecken wieder einmal etwas vorbei,
So war man gefasst für das nächste Allerlei.

(4) So stand ich im Schützengraben in den Karpaten,
Dort musste mancher junge Held sein Leben lassen.
In dem tiefen Manilowa¹⁵⁰ Sprengstoffkrater drin,
Viel Freund und Feind vereinigt ruh'n dort friedlich drin.

(5) Von vielen Truppenteilen wurde versucht zu erreichen die Höh'
Und die gefallen, blieben liegen, bis sie zudeckte der Schnee.
Doch als im Frühjahr schmolz der Schnee, als es wurd' warm,
Da kamen die Helden hervor, man musste sie begrab'm.

(6) Sie lagen ganz dicht am Abhang, verstreut bis oben,
Unten lagen viel mehr, nur wenige kamen nach oben,
Da der Russ die Höhe viele Monden hielt besetzt und bewacht,
So hat der Tod in unseren Reihen große Ernte gemacht.

(7) Da die Höhe so nicht zu erreichen war, das wurde den Herren klar,
So hat man in den Berg einen Stollen gegraben, bis er tief genug war,
Hat diesen mit Ekrasit¹⁵¹ geladen, hat gewartet bis Nachmittag drei,
Nach der Explosion und Sturmangriff war die Höh' von den Russen frei.

(8) So kamen die Russen herunter, verstört, in großen Scharen,
Die Kuppe hatte einen großen, tiefen Krater, die Bäume zerfetzt in die Lüfte ragen.
Und dieser große, tiefe Krater, wurde dann zum Massengrab
Für die vielen toten Krieger, die es hier am Abhang gab.

(9) Nicht für alle Toten hatten wir Zeit sie ins Grab zu betten,
Denn am 23. März ging die Festung Przemyśl flöten.
Dadurch wurde die Einkreisungs-Armee der Russen frei
Und wir stolzen Eroberer mussten der Milowa sagen bye, bye.

¹⁵⁰ Die Höhe Manilowa liegt beim ehem. Dorf Łubne in den Karpaten, 4 Kilometer südlich von Baligród, Polen.

¹⁵¹ Sprengstoff auf Basis der Pikrinsäure.

(10) Und das noch im Laufschrift, unter russischem Feuer.
Es schien zu Ende zu geh'n der Fronten Alltag Leier.
Der Russ hat die Festung schon lang umringt,
Damit niemand mehr Nahrung in die Festung bringt.

(11) Und was ich im Schlaf nicht für möglich hielt war gekommen,
Unter den tausenden war auch ich, von den Russen gefangen genommen.
Przemysł zu befrei'n war die Ursach', warum so erbittert gekämpft,
Denn die Nahrung in der Festung war schon zu End.

(12) Das war nur der erste Refrain,
Das Weitere sollte das eiskalte Sibirien sein.
Doch bis dann dort nach sechs Wochen ankam,
Waren unsere Gedärme und Gelenke lahm.

(13) Wir kamen Mitte Mai in Sibirien, im Lager Beresowka, an,
Man sah es um diese Zeit diesem Lande nicht an,
Was es im Winter alles hervorbringen kann,
Wenn Wind, Schnee und Eis es hält in ihren Bann.

(14) Wir hatten bis dahin tausende Kilometer passiert,
Ich verbrachte die meiste Zeit an der Waggontür postiert.
So sah ich die Dörfer und Städte Russlands vorbeieilen,
Mich konnte die ganze Fahrerei nicht langweilen.

(15) Das europäische Russland ist fast eine waldlose Ebene,
Das Panorama läuft dahin, als wenn sich nichts ändere.
Doch ist die Fahrt sehr interessant,
Da die Bahnlinie bei jeder Bodenerhebung sich wand.

(16) Städte und Dörfer ändern manchmal ihr Gebilde,
Je nach ihrem fruchtbaren, ertragreichen Gefilde.
Doch ab und zu presst das Gebirge, die Klamm,
Auch die Bahn in einen engen Rahm'.

(17) So wurden wir durch Russland hindurchgeschleust,
Bis wir die waldige Höhe des Urals erreicht.
Jetzt hatten wir das alte Europa verlassen,
Nun mussten wir uns dem alten Asien anpassen.

(18) Und dieses Asien ist nun Südwestlich-Sibirien,
Wir werden hier wohl weiter vegetieren.
Wird es ein längeres Asyl zur Not?
Für manchen vielleicht auch der Tod?

(19) Doch weiter fahren wir mit der Bahn nach Osten
Und noch immer stand ich bei der Waggontür auf Posten.
In Sibirien gibt es mehr waldreiches Gebiet,
Und öfter sich das Panorama wechselt, man Neues erblickt.

(20) Und immer ging's mit der Transsibirischen Eisenbahn
An vielen sibirischen Dörfern und Städte entlang.
Wir kamen dann nach Irkutsk, der Stadt vor'm Baikalsee,
Um etlich' mehr Grade war's kälter beim großen See.

(21) Hier trieben am See Mitte Mai noch die Eisschollen,
Am Ufer des Sees ragt steil hinauf der felsige Wandstollen,
Daran hängen angeseilte Arbeiter, hoch in der felsigen Wand,
Das lockere Gestein zu brechen, aus der felsig, steinigen Wand.

(22) Als wir vorbeifuhren ins noch östlichere sibirische Land,
War hier um einen Teil des Sees nur ein eingleisiges Band.
Als wir nach einem Jahr zurückfuhren die felsige Enge,
Gab es hier schon zwei fertige Schienenstränge.

(23) Das war neunzehnhundertsechzehn, so wieder Anfang Mai,
Da war das Eis am Schmelzbeginn gerade dabei.
Wir kamen aus tausend Kilometer östlichen Lagern her,
Es waren zwei, doch in beiden war es irgendwie fair.

(24) Beide Lager an der mongolischen Grenze, im Wüstensand,
Wo sich stellenweise kein winziges Bäumlein befand.
Nur ab und zu gab es mittelmäßigen Nadelwald,
Doch an den Flüssen und Auen mannigfaltig sich's wechselt bald.

(25) Nicht nur die Natur mit ihren wechselnden Gefilden,
Auch die Menschen sind hier sehr verschieden.
Chinesen, Mongolen und die weißen Rassen
Leben hier im Kunterbunt, ohne sich zu hassen.

(26) Und in dem zweiten Lager, als wir uns haben derfangen,
Denn alle schwachen und kranken sind schon den ewigen Schlaf gegangen,
Wir haben uns schon an die neue Einteilung gewöhnt,
Und wir sahen, dass auch den Russen schon der Krieg war verpönt.
Da wir beide im gleichen Boote schon saßen,
So haben wir uns gegenseitig schon ganz gut vertragen.

(27) Auch bin ich auf Schusters Rappen durch das Land gewandert,
Mit Freischein mit der Bahn gefahren, ohne lang zu verhandeln.
Ich wurde für kurz als Vorspann in die Rote Armee gepresst,
So wurde ich freiwillig und mit muss durch die Lande gehetzt.

(28) So gingen dahin die Monde und die Jahre,
Bedroht von so vielen irdischen Gefahren.
Und ist auch im Leben nicht alles echtes Gold,
So ist oft das Leben, doch lieblich und hold.

(29) Ich hab es im Leben wirklich nicht bereut,
Dass mich das Schicksal soweit hat begleitet'.
Auch in den sibirischen, kalten Zonen
Lässt sich's lieblich und zärtlich drin wohnen.

(30) Das Lagerleben habe ich achtzehn Monate genossen,
Auch dies hat mich nicht ganz verdrossen.
Dabei war ich sieben Monate unter den Madjaren,
Habe viel über ihre Mentalität, ihre Sprache erfahren.

(31) War auch im Lager Troitskosawsk durch sechs Monde,
Wo alle ihre Berufe als Hobby ausüben konnten.
Sie machten dies mit den primitivsten Mitteln
Und könnten dafür erhalten ihre Meistertiteln.
Die Souvenirs der Austrizi waren sehr gefragt
Und so wurde Geld in die Baracken gebracht.

(32) Ich kam dann auch zu einem jungen Müller,
Mit einem von den Unsrigen, ein stinkfauler Killer,
Hier war alles idyllisch, Land und Leut',
Doch mit diesem Insurgenten gab's keinen Verbleib.

(33) Dann ging ich, mit sechsunddreißig Mann im Verein,
Auf Holzarbeit, in eigener Regie, in ein Waldterrain.
Ich blieb hier zehn Monate bei dieser Branche,
Bis ich auch hier wieder meinen Abschied nahm.

(34) Zwei Jahre war ich tätig in der sibirischen Landwirtschaft,
So lernte ich kennen und fühlen ihr Weh und Ach,
Denn wie der Boden, das Klima, der Verkehr günstig war,
Bot sich eben für Hof, für die Leut', den Ort, der Wohlstand dar.

(35) Ich habe, was die Arbeit und die Weite des Raumes betrifft,
Durchschleust diese Gegend, von Barnaul bis ins Uralgebiet.
Doch verschieden ist hier, das Terrain und auch ihr Ertrag,
Auf manchem Gebiet leben die Bauern sehr sparsam und karg.

(36) Die Unternehmungslustigen wichen aus auf Winterquartiere,
Das waren unbewohnte Gebiete, Wald- und Wiesenreviere.
Für einen Mietrubel wurde hier eine Wiesenfläche gepachtet,
Wo der Bauer im Herbst einen Teil von seinem Vieh herbrachte.

(37) Dieses Gebiet war achtzig Kilometer von uns entfernt gelegen,
Den Ortschaften, die dazwischen lagen, genügte ihr Ackersegen.
Doch war das Wald- und Wiesenland Sommer und Winter belebt,
Im Sommer wurde das Gras gemäht und auf Schobern zusammen gefacht,
Im Winter die Kühe gemolken, Butter und Rindschmalz gemacht.

(38) Zum weiten Weg des Viehauftriebs muss ich hier noch erwähnen,
In Sibirien sind solche Strecken keine großen Probleme.
Das Vieh ist es gewohnt, da es ja den ganzen Sommer ist auf der Weide.
Und der ganze Weg ist ja Weide, bei Nacht sie im Hof bei Freunden bleiben.

(39) Da unser Wohnort eine mehr oder weniger baumlose Gegend war,
So nahm man hier gleich den großen Baumbestand wahr.
Die Bäume wurden geschlägert, auf den Flussböschungen zu Flossen gemacht,
Nach der Schneeschmelze, am angeschwollenem Flusse, stromabwärts gebracht.

(40) Bei den Kosaken arbeitete ich in der Landwirtschaft, bei Tscheljabinsk,
Einer Stadt am Ural, in der Kosakenortschaft Jemanschelinsk¹⁵².
Wir haben uns gegenseitig ganz gut vertragen, wir Männer und Weiber,
Sechs Monate war ich hier, als die Front war vorbei, reiste ich westwärts weiter.

(41) So gingen dahin die Monde, und daraus wurden fünf Jahre.
Viel Schönes darunter, doch oft bedroht von irdischen Gefahren.
Und ist auch im Leben vieles nicht echtes Gold,
Es lohnt sich zu Leben, es ist oft sehr lieblich und hold.

(42) Ich musst mich als Wanderer, der ich oft war, verdefinitieren¹⁵³,
Doch vor einem Vernünftigen brauchte ich mich nicht zu genieren.
Mit dem kannst du reden, sozusagen, von Mann zu Mann,
Denn der versteht, wie oft das Schicksal grausam sein kann.

(43) Oft denkt man zurück an so manches Lebensmissgeschick,
Doch alles hat zwei Seiten, oft wurde daraus noch gut Glück.
Sehr oft wurde das vermeintliche Glück nur aufreizend für die Galle.
So hab' ich Sibirien abserviert und hab' mir vorgenommen,
Jetzt musst du trachten, durch das europäische Russland zu kommen,
Da viele Herren, doch noch kein richtiger Herr im Lande war,
So musste ich reisen auf gut Glück und auf eigene Gefahr.

(44) Und so bin ich gekommen durch tausende Werst¹⁵⁴ mit Müh und Not,
Mit der Bahn bin ich gefahren, wie sich die Gelegenheit bot,
Bis zur polnischen Grenze, da war auf einmal „Halt!“
Denn hier haben sich die Polen und die Rote Armee gebalgt.

(45) Zu Fuß über Hügel, durch kalte Bäche und die Rokitnosümpfe¹⁵⁵ gewandert,
So hab' ich mich mit Müh und Not durch die Front gemangelt.
Einen Monat brauchte ich, bis ich das europäische Russland hab' geschafft,
Dann hab' ich unfreiwillig noch einige Zeit bei den Polen verbracht.

(46) Bis von den Unsrigen fünfundzwanzig Mann hier zusammenkamen,
Hatten arbeiten müssen, für Essen und dass sie uns mit der Bahn mitnahmen.
Russland hatte nichts, Polen hatte nichts und Österreich hatte nichts.
Soweit sind wir gekommen mit unserer Kriegsgeschicht'.
So und ähnlich war dazumal das Leben vieler Millionen,
Viele Millionen¹⁵⁶ erlebten nicht mehr die Heimkehr in ihre Regionen.

¹⁵² Jemanschelinsk (russ. Еманжелинск), eine um 1770 am Ostrand des Südlichen Urals entstandene Kosakensiedlung.
Die heutige Stadt liegt etwa 50 km südlich der Bezirks- / Oblasthauptstadt Tscheljabinsk.

¹⁵³ Im Original „verdeventieren“, vermutlich „verdefinitieren“, d.h. ausweisen und erklären, dass ich derjenige bin.

¹⁵⁴ Werst (russ. Верста, Wersta) war ein Längenmaß im zaristischen Russland. Eine Werst entsprach 1.066,78 Metern.

¹⁵⁵ nach der Stadt Rokitno benannt, auch Pripjatsümpfe, Pinskische Sümpfe oder Polesische Sümpfe genannt.
Eine Sumpflandschaft im Süden von Weißrussland und im Nordwesten der Ukraine.

¹⁵⁶ rund 17 Millionen!

Das Mütterlein im fremden Land

- (1) Als wir in der Kolonne so dahin hatschen,
In der Stadt Kiew, in ihren alten Gassen,
So stumpfsinnig, unseren Gedanken überlassen,
Fühl' ich, dass mich jemand an der Hand will fassen.
- (2) Und als ich so zur Seite blick',
Geht ein altes Mütterchen mit ein Stück.
Ich seh' sie hält was in der Hand,
Das sie will bringen an den Mann.
- (3) Da seh' ich, es ist ein Fünf-Kopeken-Stück,
Ich seh' es dem alten Mütterlein an in ihrem Blick,
Dass sie, wenn ich's nehme, sehr glücklich wär'.
Drum nehm' ich das Stück, damit sie auch zufrieden wär'.
- (4) Die fünf Kopeken waren vielleicht ihr letztes Geld,
In ihrem großen Gottvertrauen hat sie es nur gewählt,
Dass der Herr - an ihrem Sohn - vergelt' die gute Tat.
Das hat das Mütterlein bestimmt glücklich gemacht.
- (5) Ich selbst geh' dahin, in Gedanken versunken,
Auch ich hab' eine gewisse Verbundenheit empfunden.
Ich denk' die Leute sind gar nicht so schlecht,
Was ist überhaupt auf der Welt noch echt?
- (6) Das Mütterlein hier bangt genauso um ihren Sohn
Und hofft, dass er glücklich kommt mit dem Leben davon.
So wie man zu Haus um unser Leben bangt,
Genauso ist es bei den Völkern im fremden Land.
- (7) Oft geht diese Frau in Gedanken neben mir mit,
Sie hat auch verändert mein Anschauungsbild
Von der Welt und ihrer Bewohner da und dort:
Es bleibt sich gleich, wo man wohnt, der Ort.
- (8) Nun weiß ich, jede Mutter liebt ihr Kind,
Ob es Schwarze, Weiße oder Gelbe sind.
Und man denkt auch anders über den Krieg,
Es gibt nur Not, Elend und Tränen, doch nie einen Sieg.

Die Fahrt ins Ungewisse

- (1) Eine nicht sehr verlockende Lebensstraße
Bringt vereinzelt zu Herzen gehende Sachen..
Meist sind es die Frauen in verschiedenen Alter,
Sie sind die, dem Leben noch treu gebliebenen Gestalter.
- (2) Sie weiß geschickt, wie sie sich verhalten muss,
Dem Nahenden und dem Habenden ohne Verdruss.
Es begegnen sich auf der Bahn der Feind mit dem Feind,
Der eine zerrissen und zerlumpt, der andere im schmucken Kleid.
- (3) Die Männer sich apathisch betrachten,
Und jeder wusste, was der andere von ihm dachte.
Wir standen einander gegenüber, Gleis an Gleis,
Sie fahren nach Westen, doch nach Osten ging unsere Reis’.
- (4) Sie fuhren als Offiziere des Transports in Personenwaggons,
Wobei von einigen auch deren Frauen mitkamen.
Wir waren in Güterwagen untergebracht,
Wie es mit jeder Mannschaft wird eben gemacht.
- (5) Da ist eine, dem Feind zugehörige, Offiziersfrau,
Die lässt ihrem Herzensbedürfnis freien Lauf.
Sie winkt dem am Nebengleis stehenden jungen Mann
An das Wagenfenster zu kommen, an sie heran.
- (6) Sie reicht ihm ein Papiersäckchen, Speise und Geld,
Ein komisches Gefühl, das ihn in Banne hält.
Er zerrissen, zerlumpt, der Freiheit beraubt,
Eine hübsche junge Offiziersfrau ihm entgegen schaut.
- (7) Sie fährt mit ihrem Mann nach Westen an die Front,
Er nach Osten, ins Ungewisse, wo diese gewohnt.
Wie seltsam mutet sich dies alles einem an,
Und man begreift nicht, was ist das alles nur für ein Wahn
- (8) Doch er will keine Neider haben, bei seinem Geschick,
Daher lässt er die anderen mithalten, das erhöht das Glück.
Denn die Frau hat ihm gezeigt, wir wollen leben ohne Hass,
Dafür hat auch er die Pflicht, zu teilen, was er gefasst.

Eine Erinnerung an eine Begebenheit vor fast 65 Jahren, 12.8.1979.

Ein Leben, geschildert in Strophen

O Sibirien, du eiskalte Zone,
Wo kein Zephyr¹⁵⁷ die Fluren beglückt,
Wo kein Funke der Menschheit mehr wohnt,
Wo das Aug keine Hoffnung erblickt.¹⁵⁸

So haben die Unsrigen am Anfang über Sibirien gedichtet.

(1) Ich bring diese Weisen viel milder,
Auch in Sibirien blühet der Flieder.
Nach längerem Kennen der Nationen,
Sind auch hier gut die Situationen.

(2) Ein Frühling ist hier etwas Herrliches,
Nach langem Winter sehr Begehrliches.
Es grünt und lebt alles mit großer Macht,
Ein Frühling in Sibirien, ein Erlebnis, eine Pracht.

(3) Sibirien ist groß, hat viele Regionen,
Doch zum Großteil ist hier gut zu wohnen.
Die Tundra ist ein recht gefürchteter Ort,
Sehr kalt, drum wohnen wenig Menschen dort.

(4) Man führte uns weit nach dem Osten,
Und das sogar auf des Staates Kosten.
Sie hatten zwar keine Salonwagen bereit,
Doch fuhren mit ihnen auch die eigenen Leut.

(5) Im Krieg wird oft vieles verkehrt gemacht,
Da nützt es nichts, ob man weint oder lacht,
Der Russe fährt nach Westen in den Kampf,
Und wir nach Osten in sein Heimatland.

(6) Die Stadt Irkutsk und der Baikalsee werden passiert,
Und noch etliche hundert Kilometer östlich passiert,
Dauerte die Bahnfahrt auch mehr als vier Wochen,
So war sie doch frei, man verlangte keinen Groschen.

(7) Auf Schusters Rappen marschierten wir sieben Tage,
Dafür bezahlten wir nun selbst die Gage.
Zwei Tage in Kiew und fünf in Perm im Quartier
Waren auch umsonst, man verlangte nichts dafür.

¹⁵⁷ Eine Windgottheit aus der griechischen Mythologie, die den (milden) Westwind verkörpert.

In der Antike wurde der Zephyr als Frühlingsbote und „Reifer der Saaten“ verehrt (→ Wikipedia).

¹⁵⁸ Die letzten vier Zeilen der 1. Strophe aus dem Lied „Verbannt nach Sibirien“ von Rohrweiler, 1899.

(8) Wir kamen mit der Transsibirischen Eisenbahn
In der Stadt Werchne-Udinsk¹⁵⁹ an.
Dann stapften wir im Wüstensand
Bis zum angrenzenden Mongolen-Land.

(9) Das erste Lager, in das wir kamen,
Hieß Beresowka mit seinem Namen.
Ein Lager für siebzigtausend Mann,
Für Russen, Kosaken und Gefangene zusamm'.

(10) Hier kamen wir an, dreitausend Mann,
Davon die meisten waren schon krank.
Der Winter an der Karpaten Front,
Schnee und Eis hat sie nicht verschont.

(11) Viele hier, die vor Monden sind in Gefangenschaft geraten,
Die schon einen Winter hier verbracht hatten,
Hatten sich ganz gut mit dem Schicksal abgefunden,
Sie hatten ihre Angst ums Überleben überwunden.

(12) Sie hatten schon Post, Paket und Geld bekommen,
Dem Schlachtenrummel waren sie auch schon entronnen,
Zu Hause hatten sie ja ein liebes Weib, ein liebes Kind,
Da steht einem ganz anders schon der Sinn.

(13) Sie waren das erste Aufgebot und aktive Diener,
Nicht nur Niederösterreicher, auch viele Wiener.
Sie hatten von dem Krieg, den sie erlebt, die Nase voll,
Der Russe hat sich eingegraben, sie gingen vor wir toll.

(14) Sie waren gut gelaunt und gesund beisammen,
Die Schwammler, sagten sie, sind schon den ewigen Schlaf gegangen.
Sie nahmen an, dass so cirka dreitausend Mann,
Der Herr schon zu sich in den Himmel aufnahm.

(15) Das Lager war wie eine kleine Stadt,
Der Russe auch hier seine Abrichtung macht.
Auch an die nahe Grenze wird hier gedacht,
Damit man im Fall eines Falles auch eine Macht hier hat.

(16) So kommen und gehen sie, alle Schattierungen,
Es blieben die, die sich nicht haben herausgerungen.
Bei uns waren die meisten krank, doch viel mehr grantig,
Am besten, man blieb ihnen fern, den Hantigen.

¹⁵⁹ Ulan-Ude.

(17) Hier blieben wir bis der Herbstwind geweht,
Dann wurde wieder ein anderes Lager gewählt.
Wir kamen ins Lager nach Troitskosawsk,
Hier hatten wir auch den Winter verbracht.

(18) Nach sieben Monaten Bangen und Warten
Kamen von zu Hause die ersten Karten.
Auch Briefe und Pakete kamen hier an,
Und Geld wurde hier gebracht an den Mann.

(19) Eine Nachricht von zu Haus erfreute das Gemüt,
Aus stummen Hoffen ist plötzlich Hoffnung erblüht.
Dazu sich ergänzten, in großem Rahmen,
Bessere Lebensbedingungen anzubahnen.

(20) Um sich die Langeweile zu vertreiben,
Macht jeder sich sein Handwerk zu eigen.
Aus den primitivsten Mitteln wird Werkzeug gemacht,
Die Rohstoffe werden aus jeglichem Abfall erbracht.

(21) Hier wurde gehobelt, gespenglert, gefeilt und genäht,
Gebastelt, Schwarzwälder Uhren, aus Bein und gedreht
Hier gab es keine Umweltverschmutzung nicht,
Man wartet auf den Knochen bis er abgenagt ist.

(22) Jeder Knochen, jeder Draht, jedes Blech Verwendung fand,
Aus all dem wurde unser Werkzeug gemacht.
Man muss staunen, was alles aus Abfällen wurde gemacht,
Das hatte unserer Baracke zusätzliches Geld eingebracht.

(23) Die einen gossen aus Aluminium Ringe,
Andere machten aus Sperrholz zierliche Dinge.
Der eine hämmerte, der andere polierte,
Die ganze Baracke, ein Lärm, ein Gewirre.

(24) In Wirklichkeit war es eine neue, große Kaserne,
Fünf Gebäude aus Klinkerziegeln, gut temperiert.
Große Fenster mit Sicht auf die belebte Straße,
Da gab es den ganzen Tag Interessantes zu betrachten.

(25) Karawanen mit Kamelen hier vorbei kamen,
Mongolen mit primitiven Ochsengespannen.
Fahrend, reitend, Männer wie auch Frauen,
Exotische Kleidung, Trachten konnte man schauen.

(26) Die feinsten Fiakerzeugerln fehlten nicht,
So bunt war hier das ganze Gemisch.
Eineinhalb Kilometer entfernt war die mongolische Stadt
Die man von unserem Lager aus gesehen hat.
Hier gab es weit und breit nur Flugsand,
Daher auch keinen Gras oder Baumbestand.

(27) Denn hier war von der Wüste Gobi das End,
Wo der Russe und der Mongole sich trennt.
Hier kreuzen sich zwei verschiedene Welten,
Ein so verschiedenes Panorama sieht man selten.

(28) Die Lagererzeugnisse kamen in einem Raum zur Schau,
Die Besichtigung wurde dann festgesetzt genau.
Und die Leute kamen und bezahlten gerne dafür
Um zu haben von den Austrizi ein Souvenir.

(29) Eine Gefangenen-Musikkapelle wurde zusammengestellt,
So cirka zwanzig Mann, mit Blechinstrumenten bstellt,
Die täglich zu Mittag, eine Stund lang sich beeilen
Auf einem drei Meter hohem Podium zu spielen im Freien.

(30) Da hier eine recht belebte Durchzugsstraße war,
So war das zuhörende Publikum gar nicht so rar.
Sie standen an den Zäunen und lauschten,
Wie Walzer und Märsche durch den Äther rauschten.

(31) Eine Musikkapelle wurde zustande gebracht,
Die Russen haben die Instrumente herbeigeschafft.
Das Podium stand schon da, zum Benützen bereit,
Die Vollendung des Lagers brauchte noch einige Zeit.

(32) Eine Kaserne benutzten auch russische Rekruten,
Die hier ihre Abrichtung ableisten mussten.
So spielte die Kapelle nicht nur für uns allein,
Sondern für alle, die hier waren im Verein.

(33) Auch eine Schule, geleitet von einem Egerländer Lehrer,
War zum Zeitvertreib gemacht für derer
Die sich im Rechnen verbessern wollten
Oder in Stenografie sich üben wollten.

(34) Mich interessierte der Stenographie Kurs
Da man etwas lernte und nicht abreiten muss.
Doch dieser Schwindel hielt nur drei Wochen an,
Danach wurde wieder alles abgesetzt vom Plan.

(35) Das Wasser holten wir aus einem entfernten Brunnen
Mit einem zweirädrigen Karren und einer dreihundert Liter Tonne.
Dann schoben und zogen wir, zu sechs oder sieben Mann,
Das war nicht leicht, den Karren durch den Wüstensand.

(36) Hatte einer ein Souvenir zu Verschachern bereit,
So ging er mit diesen mit im Geleit.
Er bot es den vorbeiziehenden Reisenden an
Und so kam bare Münze an den Mann.

(37) Auch eine Marketenderin kam in unsere Baracken,
Sie bot uns allerhand an, recht brauchbare Sachen.
Ein Ungar bot marktschreierisch seine Ware an:
„Mákos, diós, tûros. Fekete cérna“¹⁶⁰.

(38) Im Lager war auch eine Kantine in Betrieb,
Je nach Kassa nahm man davon auch vorlieb.
Hier konnte man alles Erdenkliche kaufen,
Da Alkoholverbot war, gab's nichts zu saufen.

(39) Das war der erste Winter Neunzehn-Fünfzehn-Sechzehn,
Durchschnittlich konnte man dreißig Grad unter Null sehn.
Ab und zu gab es noch mehr, doch wir hatten es warm im Raum,
Daher spürten wir des sibirischen Winters Kälte kaum.

(40) Schnee ist sehr wenig gefallen in diesem Land,
Und den der da war, den fraß sehr bald der Sand
So kam der Frühling ins Land gezogen
Und wir sind wieder vom Lager abgezogen.

(41) Vis-a-vis von uns wohnten unsere Offiziere,
Von uns isoliert hatten sie ihre Quartiere.
Sie bekamen angeblich ihren Sold,
Konnten mit den Posten in die Stadt gehen, wenn sie gewollt.

(42) Wir sagen dem fernen Osten ade, ade,
Passieren wieder den Baikalsee,
Der ist noch ganz mit Eis bedeckt,
Man spürt sie auch, die Grad mehr Kält.

(43) Irkutsk und viele andere Städte rollen vorbei,
Vielleicht ist an der Heimfahrt etwas Wahres dabei.
Doch freute uns, dass westwärts geht die Fahrt,
Einmal muss Schluss sein der Krieg, den keiner mehr mag.

(44) Doch dann, ich denk es war in Krasnojarsk,
Da machte unser Zug eine längere Rast.
Dann sind wir am Ob mit dem Schiff gefahren,
In Barnaul haben sie uns wieder ausgeladen.

¹⁶⁰ dt. Mit Mohn, mit Nuss, mit Topfen. Schwarzen Zwirn.

Das Kosakenmädchen als Arbeitskameradin

(1) Das Kosaken-Mädchen, jung mit ihren siebzehn Jahren,
Wie oft sind wir miteinander aufs Feld geritten und gefahren,
Sie war ein stilles Mädchen, nett und fein,
Wir verstanden uns, wie gute Geschwister eben sein.

(2) Viele Arbeiten im Haus, so wie am Feld,
Haben wir miteinander zufrieden gestellt.
Ihr Vater, ein Kosaken-Feldwebel, war selten zu Haus,
Ihre Mutter mit dem kleinen Kind beschäftigt vollauf.
Ihr Bruder, als Vierzehnjähriger etwas klein von Wuchs,
Kam noch nicht so sehr zum Arbeits-Muss.

(3) Wir kamen alle miteinander recht gut aus,
Keiner nutzte Vorteile für sich selber aus.
Man muss bedenken, wie verschieden unser Stand,
Doch keiner von uns, das so jemals empfand.
Und das gelingt nur, wenn jeder logisch denkt,
Nicht nur an den Anfang, sondern auch an das End.

(4) Ab und zu hat wohl jeder einmal daran gedacht,
Wie wäre es, wenn das Schicksal eine Gemeinschaft schafft?
Unter den alten Verhältnissen wäre dies nicht leicht,
Weil jedes Kosakenmädchen einen Kosaken nur freit.
Denn die Kosaken waren eine herrschende Klasse,
Was unter der Jugend zwar schon sehr verblasste.

(5) Ich selbst wusste, wenn ich im Lande hier blieb,
Dass ich sicher für immer „der Fremde“ nur blieb.
Ich wusste, dass ich mich hier hätt' ganz gut behaupt',
Doch hätte ich damit nur wieder Neid aufgebaut.
Denn die ganzen Wirren haben mich gelehrt,
Dem Fremden sein Haus wurde als erstes zerstört.

(6) Vielleicht ist es komisch, dass man als Ausländer so denkt,
Doch nicht mehr, wenn man mit einem Volk hat so lang gelebt.
Und man auch nicht weiß, wenn man eine Heimfahrt riskiert,
Was da nicht an Unheimlichen vielleicht noch alles passiert,
Von den Wirren, die hier im Gange noch sind,
Ausgang und Ende, ist noch gar nicht bestimmt.

(7) Und ist man im Geheimen einander auch zugetan,
Werden beide gut überlegen, ein Fehler gar bald getan.
Und weil keiner nicht will, dass ein Unrecht geschieht,
So nimmt man gerne mit guter Freundschaft vorlieb.

(8) Und als dann die Front in die Nähe kam,
Der alte und der junge Chef von uns Abschied nahm,
Da hat er mich zuvor noch eingeweiht,
Wo seine Waffen und Schätze derzeit verweilen.
Gab in meine Obhut seine Frau, seine Tochter, seinen zweijährigen Sohn,
„Siehst Du“, sagte er, „soweit ist es in Russland gekommen schon!“

(9) Denn jetzt kommt es ganz allein auf dich an,
Welche Einstellung du für die Familie wirst hab'n.
Und als der erste Rotgardist unser Haus betrat,
Da war gleich an mich die erste Frag:
Wie war die Familie zu Dir, war sie gut?
Ich sagte ihm, bei uns war alles tabu.

(10) Solang wir waren unter feindlichem Beschuss,
Nahm ich sie tröstend unter den gegebenen Schutz.
Ich musste mich zeigen, als könne gar nichts passieren,
Ich konnte die Schockierten nicht noch mehr verwirren.
Selbstverständlich wählte ich den sichersten Platz,
Noch viel sicherer wär', wenn er aufhört der Krach.

(11) Und als dieser war endlich vorbei
Kam die Trainfahrerei an die Reih'.
Jetzt fingen die Frauen von vorn wieder an:
„Fahr lieber Du, Du bist ja ein Mann!“
Ein Weilchen hab ich schon drüber nachgedacht,
Denn ich wusste, in welche Gefahr ich mich damit begab.

(12) Wie haben sie uns verfolgt, auf allen Enden,
Man musste Erfahrung haben, um zu entkommen den Engen.
Ich wahr dann froh, dass ich die Frauen habe davor bewahrt,
Denn die hätten dies wirklich nicht so leicht geschafft.
So habe ich mich durch Einiges hindurchgeboxt,
Bis dann wieder einkehrte, auch bei uns, die Ruhe doch.

(13) Wir haben dann noch die Ernte bewältigt,
Die verbliebene Bevölkerung hat sich auch besänftigt.
Und wie sich alles wieder zu normalisieren begann,
Selbstverständlich was weder wehrfähig noch ist Mann,
Denn die haben die Rote und die Weiße Armee mitgenommen,
Wer weiß, wann und wer von ihnen wird wiederkommen.¹⁶¹

(14) Jetzt musst ich überlegen, was soll ich nun tun,
Wenn ich jetzt hier bleibe, wird das nicht gut tun.
Fünf Jahre Krieg und Bürgerkrieg vergangen sind,
Der Familienverband, die Moral, sehr stark dabei litt.

¹⁶¹ *Original:* Wir haben dann doch die Ernte bewältigt,
Die Bevölkerung – die zurückblieb – hat sich auch besänftigt.
Und wie sich alles wieder, zu normalisieren begann,
Selbstverständlich, außer allen wehrfähigen Mann.
Den die haben die Rote und die Weiße Armee mitgenommen,
Wer weiß wann, und wer wird wieder kommen.

(15) Ich habe dann, noch immer schwankend, die Heimreise gewählt,
Hab ihnen gesagt, dass ich mich jetzt werd' empfehlen.
Weit war der Weg der hier noch zu bewältigen war,
Auch lauerte überall noch sehr groß die Gefahr.
Ich war noch in Asien, gleich drüber dem Ural,
Und an Fahrgelegenheit haperte es noch überall.

(16) Dass das Ganze für mich nicht sehr rosig hersah,
Das machte mir die von dort kommende Front schon klar.
Sie sagten uns, wo wir einmal sind vorbeigekommen,
Dort wurde aufgezehrt, vernichtet oder mitgenommen.
Polen und die Rote Armee führen miteinander Krieg,
Durch die zwei zu kommen, musst du haben viel Glück.
So wusste ich von der mir zukommenden Lage Bescheid,
Und hatte sehr nötig, das mir gewünschte Glück als Geleit.¹⁶²

(17) Nahm Abschied von einem Land, wo ich gelebt und geliebt,
In fünf Jahren sich so allerhand Freud und Leid ergibt.
Und fragt man, wie man über Land und Leute denkt:
Man findet sich überall zurecht, wenn man sich nur nach der Decke streckt.
Länder und Völker sind sehr verschieden,
Hast du dich an sie gewöhnt, dann lernst du sie auch lieben.

¹⁶² *Original:* Und hatte sehr nötig, das mir gewünschte glückliche Geleit.

Das Zigeuner Mädchen

(1) Als ich so ging die Straße entlang,
Sie war nur markiert, denn unt' war nur Sand,
Seh' ich einige Zigeunerwagen herankommen in die Nähr,
Die haben in Sibirien verschlossene Wagen, gegen Eis und Schnee.

(2) Da ich zu Fuß war, holten sie mich bald ein,
Und dem Wagen entsteigt ein fesch, liebes Mädelein.
Sie kommt schelmisch blickend auf mich zu,
Ich weiß, sie hätt' von mir gern einen Sou.

(3) Ich selbst hab lächelnd die Begrüßung entgegen gebracht,
Und habe dabei ihre vollendete Schönheit betracht'.
Durch die Erfahrung des Reisens, weiß das Zigeunerblut,
So haben sie mir auch zugesandt, ihr „wertvollstes Gut“.

(4) Sie haben geseh'n, dass ich jung und froh einher schritt,
Drum haben sie zum Betteln mir gesandt ihr bestes Stück.
Sie hat keine Worte gebraucht, und auch kein Begehr,
Ich wusste warum sie gesandt, ich zeigte, meine Börse war leer.

(5) Doch auch sie hat mich staunend, recht lang betracht',
Sie hat in mir gleich erkannt, dass vor ihr steht ein Austriak.
Vielleicht der erste, den sie wandernd auf der Straße traf,
Dessen Heimat aber, sehr weit in der Ferne lag.

(6) Sie konnte sich nicht leicht entschließen zu verlassen diesen Bereich,
So stehen wir lächelnd und sinnend uns gegenüber geraume Zeit,
Wir denken beide daran, einander uns zu schenken ein Souvenir,
Als schönes Andenken an unsere liebliche Begegnung hier.

(7) Dann lächelnd das Zigeunermädchen mich verließ,
Auch ich mich ein Weilchen dem Gedanken überließ:
Auch das schöne Mädchen wird sicherlich drüber haben nachgedacht,
Eine so schweigsame, lächelnd, sinnende Bettelei, passiert ihr nicht alle Tag.

(8) So ist es im Leben, man hat nach irgendwelchen Schätzen ein Begehr,
Und auf einmal, da hat man plötzlich diese Wünsche nicht mehr.
Denn auf einmal, da steht man vor einem ganz anderen Problem,
Und man kann nur verzichten, gar nichts anderes wähl'n.

(9) Ich schau ihr noch nach der schönen Gestalt
Und seh' wie sie wieder ihren Wagen besteigt,
Der Kutscher am Bock treibt wieder die Pferde an
Und der Konvoi fährt weiter die Straße entlang.

(10) Ich marschier weiter auf Schusters Rappen,
Einsam, auch sinnend, auf der endlosen Straße.
Ich denke dabei an das stets wandernde Zigeunerblut,
Das einmal hier, einmal dort, doch nirgends kommt zur Ruh.

Der gemütliche Abend

(1) Liebes Mädelein, oft denk ich Dein,
Als wir uns sahen, an diesem Abend,
Ein Weilchen zu verbleiben,
Bei einem gemütlichen Reigen.
Den Alltag zu vertauschen,
Beim gemütlichen Gesang zu lauschen.

(2) Um das Ganze nicht miss zu verstehen,
Muss man Eines noch bevor erwähnen:
Hier wurde eine neue Stadt gegründet,
Die sich erst im Aufbau befindet.
Daher kamen sie laufend von überall her,
Um als neue Siedler sich hier zu stationieren.

(3) Manche kamen mit ihren Holzhäusern hier an,
Doch viele hatten nicht mehr, als nur ihr Gewand.
Daher waren sie alle hier, sehr arm und sich fremd,
Da man sich meist nur vom Sehen her kennt.
Auch waren sie noch mit Heimweh belastet,
Hat man doch die alte, vertraute Umgebung verlasst.

(4) Wir, die „Austrizi“, waren hier die Holzfäller,
Damit man hier machen konnte die Felder.
Wir waren unser sechsunddreißig Mann
Aus der Monarchie, wo jeder von einem anderen Land kam.
So waren wir alle hier ziemlich heimatlos,
Und keiner kam von seinen Zukunftssorgen los.

(5) Nur sehr wenige, die sich mit den Siedlern verständigen konnten,
Machten, je nach Sprachkenntnissen, ihre Runden.
Selbstverständlich konnte man sich nur in Grenzen bewähren,
Um nicht Unmut oder Neid herauf zu beschwören.
Doch meist war es doch ein recht gewagtes Spiel,
Wenn man als Zuschauer, bei Nacht, erwählte ein Ziel.

(6) Mich selbst, als Fremdländer,
Sah man nicht gern im Gelände.
Speziell die junge Burschenschaft
Hätt' sich mit mir am liebsten verkracht.
Doch die Mädchen und die Frauen
Hatten zu mir viel mehr Vertrauen.
Das soll aber nicht vielleicht heißen,
Dass sie gleich hemmungslos entgleisen.

(7) Der Mann ist Rivale und mehr für den Kampf,
Er duldet nicht gern einen andern im Clan.
Eine Frau fühlt sich geschmeichelt, wird sie begehrt,
Sie sucht Zuflucht, fühlt sie sich seelisch beschwert.

(8) Das Leben geht eine Zeit lang ganz gut,
So lang man auf ein gutes, baldiges Ende hoffen tut.
Doch hat sich zu viel Einsamkeit aufgestaut,
Muss man sich abreagieren können auch.
Und dabei es ganz unwillkürlich hervorbricht,
Wenn man verzweifelt sein Schicksal so sieht.

(9) Sie kam herein bei der Tür, überschaut das ganze Gewirr,
Und als sie mich sah, da wurde es ihr richtig klar,
Wie einsam wird nun meine Zukunft sein.
Und bei meinen Anvertrauten wird es auch so sein,
Die traurige Zukunft, die sie nun klar vor sich sieht,
Worauf der ganze Widerstand in ihr zerbricht.

(10) Daher verließ sie bald wieder unseren Raum,
Da sie die Trauer beherrschen konnt' kaum.
Auch ich verließ dann gleich das Revier,
Mich interessierte nicht weiter das laute Gewirr.
Denn ein gewisses Risiko war immer vorhanden,
Wenn du musst leben in anderen Landen.
Und wenn dann das Ganze wird uninteressant,
Ist es besser zu geh'n, als Unnützes zu riskier'n.

(11) Doch wie ich komme aus dem Haus,
Steht die junge Maid und weinet da drauß'.
Ich frage sie „Was hast Du denn,
Was hat Dich denn so sehr vergrämt?
Die Jugend unterhält sich doch recht gut,
Und auch Du bist ein blühend junges Blut!“

(12) „Ja“ sagt sie weinend, „das ist es ja,
Was mich so sehr schockieren tat.
Als ich Dich so einsam stehen sah,
Da wurde mir meine Zukunft so richtig klar.
Du bist so jung und Deiner Heimat so fern,
Und musst so viele Jahre Deiner Jugend entbeh'r'n.

(13) Du gehst hierher zum Abendvergnügen,
Doch das wird Dir von vielen nicht vergönnt,
Denn ein Fremder wird gerne verpönt.
Damit wurde mir auf einmal bewusst und klar,
Dass Dein Schicksal vielleicht auch meiniges war.

(14) Auch wir haben unsere alte Heimat verlassen
Um uns als neue Siedler hier nieder zu lassen.
Auch wir sind hier dem größten Teil fremd.
Denn jeder kommt aus einem ander'n Geländ'.
Ich denke und fühle, wir zwei haben das gleiche Los,
Nun wirst Du verstehen, mein sehr trauriges Los.

(15) Wir haben vor ein paar Wochen geschlossen die Ehe,
Obwohl ich geahnt, dass mein Mann schon bald an die Front wird gehen
Nun ist er schon drei Wochen, weit weg an der Front,
Als ich Dich sah, wurd' es mir klar, wie weit es kommt.

(16) Da hat mich die Traurigkeit so übermannt,
Dass ich bin dem Trubel dort fortgerannt.
Ich musste lassen meinen Tränen ihren freien Lauf,
Du wirst versteh'n, dass ich mich dafür nicht schämen brauch.

(17) Ich muss Dir gestehen, dass ich zu Dir großes Vertrauen hab,
Denn euch Austriaken sagt man nur Gutes nach.
Ich weiß, dass ich mich Dir anvertrauen kann,
Und meine Schwäche kommt nicht an einen Falschen an.

(18) Ich liebe meinen Mann und will beim Wiederseh'n
Ihm ganz ehrlich auch in die Augen können schau'n.
Drum nütze nicht aus mein gutes Vertrauen,
Ich möchte nur meinen Schwermut abbauen.“

(19) Ich sah wie hilflos sie war, die blutjunge Frau,
Wie die Trostlosigkeit in ihr sich hat aufgestaut.
Die Einsamkeit, den Plan, den sie sich haben gemacht,
Ein neues Leben zu beginnen, haben sie sich gedacht.

(20) Als ich sah, wie sehr hilflos sie ist,
Hab' ich sie herzlich, einmal geküsst.
Damit sie richtig Vertrauen zu mir hat
Und ich für sie das mitfühlende Verständnis hab'.
Ich hab' lassen ihren Tränen freien Lauf,
Damit etwas Schwermut wird abgebaut.
Sie musste sich von ihrer Hilflosigkeit befrei'n,
Damit sie in Zukunft auch meistert, ihr neues Dasein.

(21) Ihre Situation ist recht gut zu verstehen,
Kann man auch den Zusammenhang sehen.
Die Jugend, verlassen des Ortes ihrer Kindheit,
Die Fremde, verlassen des Geliebten, die Einsamkeit.
Der erste große und auch recht enttäuschende Schmerz,
Der ihr erst bewusst wurde, als sie hat die ganze Veränderung bemerkt.

(22) Sie hat gefühlt, dass ich ihr nur geben kann die Kraft,
Ich, der jung und viel Missgeschick schon hab geschafft,
Der die Intrige der Welt zur Genüge schon kennt,
Und auch mein Leid aus dem ihm eigenen kennt.

(23) Ich selbst war ja ein großes „Nichts“,
Musst selber warten, dass man menschlich bleibt.
Doch war ich einst noch viel ärmer gewesen,
Als ich weniger als jede Kreatur hab gegolten.

(24) Ich hab nicht vergessen, als ein altes Mütterlein,
Als wir getrieben wurden in großen Kolonnenreihen,
Mir hat fünf Kopeken in die Hand gedrückt,
Nicht Geld, nicht Feindesland, nur Gefühl hat mich beglückt.

(25) Und einmal, es war beim Transport mit der Bahn,
Als ich von einer Offiziersfrau Geld und Essen bekam.
Sie fuhr mit den Offizieren an die Front,
Ich stand mit einem Stiefel und einem Schuh beim Waggon.
Es war mehr, als sie mir mit ihrem Geschenk da gab,
Es war das Gefühl, dass sie mich als gleichwertig sah.

(26) Im weiteren Leben sind mir noch viele begegnet,
Welche mir Licht brachten in mein trostloses Leben.
Und wenn ich manchmal in die Klemme kam,
Dass einer recht hilfreich, sich meiner annahm.
In solchen verworrenen, lieblosen Zeiten,
Wo einem Unrecht und Ungemach stets begleiten.

(27) So denk ich noch oft an diese Mondesnacht,
Die uns beiden so viel Lebenssinn bewiesen hat.
Da wurde uns so richtig vor Augen geführt,
Dass Raum und Zeit oft nicht existiert,
Dass man sich auch von Schwermut befreien kann,
Bei jemanden, den man im Leben nur einmal gekannt.

(28) Vielleicht ist es das, das Schöne das blieb,
Weil es danach niemals mehr wurde getrübt.
Da unsere Wege sich wieder trennen,
Und uns in unbekannte Fernen lenken.
Doch ab und zu, die Gedanken im Raume stehen,
Wünscht man, diese Mondnacht wieder zu sehen.

Der Sibirische Heimkehrer

(1) Wer in Russland, im Frühjahr 1917, hat ausgenützt
Und ist von der Front gleich fortgeflitzt,
Der konnte kommen gleich nach Haus,
Wenn auch in Sibirien war sein Zuhause.

(2) Denn sonst kam nicht einmal im Urlaub heim,
Denn von der Westfront war zu weit das Terrain.
So kam auch jetzt der Sibiriak nach Hause zurück,
Und im Arm hatte er ein klein liebes Kind.

(3) Da fragt erstaunt seine Frau „Was bringst Du da mit?“
„Nun, wie Du siehst, das ist mein eigenes Kind!
Ich wollt' es nicht lassen so weit weg allein,
Wegen dem stürzt doch die Welt nicht ein.

(4) Wir haben hier zum Leben ja reichlich genug,
Und werden schon durchbringen das kleine Putz.“
„Nun, was würdest Du sagen, wenn's bei mir auch so wär'?“
„Ja selbstverständlich, wär' dies auch kein Malheur!“

(5) „Nun gut, wenn Du es schon so einfach nimmst,
So komm und leg es ins Zimmer, es ist warm darin.“
Er befolgt gleich darauf ihren guten Rat,
Froh, dass er bringt das Kind von seinem Arm.

(6) Doch jetzt bleibt er staunend vor der Wiege steh'n,
Da liegt ja schon ein kleines Würmlein drin.
Nun gibt sie ihm gleich vollends Bescheid,
Das ist das Kind von Deinem jungen Weib.

(7) „Wie Du sagst, wegen dem stürzt die Welt nicht ein,
Es wird schon für uns alle was zum Knabbern da sein.
So können wir, einer dem anderen, uns vorwerfen nichts,
Die Hauptsache ist, wir halten ab jetzt wieder dicht.“

(8) Es ist nicht seine und auch nicht ihre Schuld,
Dass man so verkehrt zu leben gezwungen wurd'.
Denn das hat der Krieg zustande gebracht,
Er hat keine Sieger, sondern nur Verlierer gemacht.

(9) Über den Bürgerkrieg, da sag ich am besten nichts mehr,
Der war in allen Sparten erst so richtig vulgär.
Der machte in den Familien einen furchtbaren Riss,
Da er nur Greise, Frauen und Kinder zu Hause ließ.

(10) Er zerstörte die Familie, den Glauben, das Recht,
Man wusste nicht mehr, wer Herr ist, wer Knecht.
Denn kaum hat man gedacht, dies ist nun der Herr,
Hat den Herrn schon aufgehängt sein Knecht.

Sterbender Soldat an seine Frau

(1) Fern in fremder Erde, da liegt mein kühles Grab,
Wo ich nun ruhen werde, bis an den jüngsten Tag.
Ich sterbe hier als Held der Pflicht, wie das Gesetz es mir befahl,
Weine und verzage nicht, es war allein des Schicksals Wahl.

(2) Und ein Stern am Himmel, er leuchtet mir ins Angesicht,
Der soll Dir leuchten immer, im Angedenk' an mich.
Ich denk an Dich und grüße Dich, durch ihn das letzte Mal,
Und er soll Dich immer grüßen, recht herzlich viel vielmal.

(3) Dein gedenk ich immer, jetzt und zu jeder Zeit,
Solang ein Augenschimmer mir noch beschieden bleibt.
Ich denk der vielen Stunden, die liebeich Du mir gabst,
Habe vieles überwunden, wenn ich Deiner hab gedacht.

(4) Du begleitest mich auf allen Wegen, wo es recht schwer oft war,
Im stärksten Kugelregen, in Zeiten wo ich einsam war.
Ich träumte von unserer Liebe, von der herrlich schönen Zeit,
Ich sah so klar im Bilde, welch Glück Du hast mir da bereit'.

(5) Ich denk der schönen Stunden, die ich mit Dir erlebt,
Ich hab es so empfunden, Dein Herz, das für mich schlägt.
Ich dank dir für die Liebe, für die rosig schöne Zeit,
Für alles was in Liebe, Du zu geben warst bereit.

(6) Du warst mein Ein und Alles, die Liebe, Not und Leid,
Der Herrgott soll Dir geben, in unserm Kind die Freud,
Ich dacht der schönen Stunden, in meinem Schicksalskampf.
Ich send Dir viele Grüße, aus fernem, fremdem Land,
Und viele Dankesküsse, als letztes Liebespfand.

Allerseelenstimmung

- (1) In Haus und Garten blühen noch die letzten Rosen,
Auf Wiesen und Auen die letzten Herbstzeitlosen.
Die gelben Blätter fallen von den Bäumen ab
Und auch viel kürzer ist der Tag
- (2) Die Nebelschwaden behindern oft schon die Sicht,
Das absterbende Leben legt sich beklemmend auf das Gemüt.
Im November muss man schon mit niederen Temperaturen rechnen,
Diese werden jedes Blatt bringen zum Verwelken,
Der letzte Rest der Blätter, der fällt jetzt ab,
Auch die Gehölze vermindern ihren Saft.
- (3) So ist es eben im Leben, vieles hat seine Schuldigkeit getan,
Daher es jetzt vom Leben seinen Abschied nahm.
Anstelle der Blätter wird nun Raureif die Bäume schmücken,
Auch dieser Anblick wird dann viele entzücken.
- (4) Eisblumen werden blüh'n auf den Fensterscheiben,
Die Jugend wird sich mit Schneeballschlachten die Zeit vertreiben.
Viele werden fahren auf den schneebedeckten Pisten,
Andere wieder rodeln oder fahren mit den Pferdeschlitten.
- (5) Der Mensch ist es gewohnt, zu leben mit den Jahreszeiten,
Darum tut er sich auch danach sein Leben gestalten.
Der eine hat es leichter, dem andern fällt's oft schwer,
Doch wer sich mit seinem Schicksal abfindet, hat vom Leben mehr.
- (6) Die Zugvögel sind geflogen nach dem Süden,
Da sie bei uns nicht mehr ihre Nahrung finden.
Manche Tiere halten jetzt ihren Winterschlaf,
Weil sie jetzt nichts mehr zum Knabbern hab'm.
- (7) Manche Vögel haben schon aufgegeben die weiten Reisen,
Denn die Tierfreunde sorgen im Winter für ihre Speisen.
Dadurch ist auch Leben wenn es stürmt und schneit,
Ein gedeckter Tisch muss stets sein für sie bereit.
- (8) Die grüne Saat deckt zu der Schnee
Und schützt diese, damit durch Frost nichts gescheh'.
Die trüben Tage und die langen Winternächte
Wird man dann mit künstlichem Licht ersetzen.
- (9) Da die Sonnenstrahlen nicht mehr genügend Wärme spenden,
Muss man Öfen als Wärmesponder verwenden.
Auch hat man jetzt für sein geliebtes Hobby Zeit,
Da einem in der Hektik des Lebens keine Zeit dafür bleibt.

(10) Für viele wird auch diese Zeit sein ein Vergnügen,
Er wird den Eis- und Schneesport fleißig üben.
Speziell für die Jugend wird es ein geselliges Vergnügen sein,
Auf Eis und Pisten und abends im fröhlichen Verein.

(11) Auch für Bälle, Musik und Tanzvergnügen ist jetzt Zeit,
Welche man sich in warmen Sälen jetzt gerne bereit'.
Denn auch in den langen Winternächten muss Abwechslung sein,
Damit Herz und Seele vom eintönigen Alltag sich können befrei'n.

(12) So vergeht auch der Winter, mit Freude, Ach und Weh,
Und schön langsam will man dann den Frühling erleb'm.
Damit wieder alles Leben von neuem erwacht
Und uns erfreut, mit seiner, in allen Farben schillernden, Pracht.
Es ist das Leben, ein Hoffen, ein Kommen und Geh'n,
Wer sich vom Leben nicht zu viel erhofft, wird es leichter besteh'n,
Denn es marschieren, im gleichen Schritt und Tritt,
Miteinander, die Freude und das Missgeschick.

14. Oktober 1989



Josef Weilingner, Teil 3

Der Bauer einst und jetzt

(1) Sobald der Hahn hat das erste Mal hat gekräht,
Der Bauer, der Mahder wach wird und gleich aufsteht.
Es ist Frühling und auch noch ganz dunkel,
Er nimmt die gedangelte Sense und seinen Rucksack am Buckel.

(2) Er wird das saftige Gras mähen, solange noch Tau ist darauf,
Das ist von großem Vorteil und das weiß er genau,
Denn wenn die Grashalme taufrisch in die Höhe stehn
Und es noch kühl ist, dann ist es am leichtesten zu mähen.

(3) Denn steigt die Sonne den Horizont schon höher entlang,
Wird ganz schön beschwerlich das Mähen schon dann.
Doch da der Mäher hat schon frühzeitig zu mähen begonnen,
Hat er sein Pensum geleistet und lässt sich seine Brotzeit wohl bekommen.

(4) Hat er sich ausgeruht und sich auch gut gestärkt,
Geht er wieder heim, wo er in einem anderen Bereich werkt.
Denn dazumal hieß es: Wer in der Heuzeit nicht gabelt,
Und - bei den Erntearbeiten – nicht fest grabelt,
Der soll dann sehn, wie es ihm im Winter wird gehn.

(5) Man musste sich stets halten, nach dem Wetter und der Zeit,
Wenn einer dies verpasste, war er faul oder unsinnig leicht,
Der hatte dann im Winter meistens nichts zu knabbern,
Doch war es dann zu spät, wollte nun er gerne rackern.

(6) War dann die Erntezeit ins Land gezogen,
Volle, schwere Ähren unter ihrer Last sich bogen,
Da musste man wieder die Sichel und Sensen
Trotz Hitze durch die wogenden Halme schwenken.

(7) Doch empfand man dies alles nicht als Last,
Da nur schönes Wetter zu dieser Arbeit passt.
Auch rechnete man schon in aller Stille,
Wie sehr sich der Getreidespeicher fülle.

(8) Dazumal waren Hackfrüchte noch sehr rar,
So wird einem vermutlich sichtbar klar,
Dass man genutzt für Heu und Frucht die günstige Zeit,
Damit Familie und Vieh war für den Winter gefeiert.

(9) Für den vernünftig rechnenden war dies alles klar,
Die Zeit auszunutzen, welche für alles am besten war.
Hat man vorgesorgt für jedwede auch auftretende Not,
Dann hatte man auch für wen andern ein gutes Stück Brot.

(10) Und jeder der wusste, dass es nicht anders geht,
Dem war ebenso klar, dass man bei Hitz nicht zergeht.
Viele haben es, meist zu spät und unbewusst erfahren,
Das Nichtstun und Gutleben birgt doppelt Gefahren.

(11) Es gab auch schon damals viele gesunde Leut,
Welche waren recht gerne zu einer Arbeit bereit.
Nur leider konnten sie keine bekommen
Familie und leere Schüsseln, ist auch keine Wonne!

(12) Man wird sich nun fragen, warum war das nur so?
Weil nur einer konnt erben den väterlich Hof.
Es gab schon einige Ausweichmöglichkeiten,
Er musste halt lernen ein Handwerk beizeiten.

(13) Mancher hatte einen helleren, klügeren Kopf,
Den konnte man schicken auf die Hochschule doch,
Wenn man dazu das Geld und die Gelegenheit hatte,
Oft auch einen Befürworter, der einem dorthin brachte.

(14) Und war zu alledem keine Gelegenheit nicht,
So hat man mit dem Dreschflegel sein Brot verdient.
Es war auch sehr gut zu verdienen dabei,
Denn die Arebit dauerte eine ziemliche Weil.

(15) Das Dreschen hat man nicht als beschwerlich empfunden,
Man hat im Dreitakt den Schwengel geschwungen.
Ein weibliches Wesen war meistens auch noch dabei,
Ums Stroh zu wenden und den Laden zuschieben in der Reih.

(16) Die Arbeit ging vom Sommer bis in den Winter hinein,
Da waren normal drei Drescher, im Dreitakt der Refrain.
Es dauerte bis in den Winter, bis der Drusch war beendet,
Im Spätherbst und Winter hat eine Laterne Licht gespendet.

(17) Ich hab oft als Bauer den andern in die Karten geguckt,
Der Bauernschweiß hat mich manchmal schon sehr gefuchst.
Doch hab ich beim Handwerk und auch feineren Berufen
Viele Haare, in ihrem von mir beneideten Berufe gefunden.

(18) Manche Künstler plagen sich ab mit ihrer modernen Malerei,
Der sie beguckt, sagt: „Was ist das für eine Klexerei?“
Der liebe Mann möchte damit seinen Lebensunterhalt verdienen,
Doch bis die Bilder Abnehmer finden, ist er längst von hinnen.

(19) Auch in pädagogischen Bereichen gibt es oft Schwierigkeiten,
Sie fordern oft so viel Lernstoff in den Schulen ohnegleichen,
Dass oft werden sehr verstimmt, Eltern, Lehrer und Kind -
Da schlecht gekaute Brocken sehr schlecht verdaulich nur sind.

(20) Man war es einst gewohnt zu leben mit vielen Tieren,
Das zu sagen darf einem heut nicht genieren.
Man fühlte sich frei, in Feld, Wald und auf der Weide,
Auch war dort viel Getier zu Haus und Vögel zwitscherten im Gezweig.

(21) Der Mensch hat zum Teil vergessen, dass er ein Naturgebilde,
Er wird für die Maschine, fürs Auto, zum Roboter gemacht ganz milde.
So sitzt er im heißen Auto vor Rot oder Stopp oder einer Kontrolle
Und wünscht sich, dass die Umgebung um ihn der Teufel sich hole.

(22) Die meisten Autofahrer begrüßen sich mit dem Finger am Kopf,
Zum besseren Verständnis öffnet man manchmal das Fenster auch noch.
Dann fährt man straßauf und straßab, bis man einen Parkplatz findet,
Vor Gift und Galle und Wut man fast aus der Haut schon springet.

(23) Man kann das Rad der Geschichte nicht zurückdrehn, oder doch?
Man singt heut schon lustig und froh „Mia san heit mit de Radln do“!
Auch dem Atom-Meiler traut man nicht mehr so recht,
Für ein Für und Wider geht bei einem jeden Wortgefecht.

(24) Auch die Umweltverschmutzung nimmt man heute schon ernst,
Denn das Wasser in den Seen und Flüssen ist schon so schlecht,
Dass die Fische im Wasser kaum noch leben können und sich vermehren.
Und diese verseuchte Kloake fließt längst schon in alle Meere.

(25) Das Pferd bringt seinen Herrn heim, wenn er auch benebelt ist,
Es kennt und geht seinen Weg bis zum Haustor ganz still.
Das Auto mit seinem Herrn, mit oder ohne Promill,
Bringt ihm ins ewige Leben, ohne dass er es will.

(26) Kühe und Schweine stinken auch nicht ganz feine,
Die Autos stinken nicht nur, sie vergiften Menschen und Bäume.
Im Lande gibt es Bäume hoch und hehr, und hohe Häuser seelenleer,
In den Bäumen die Vögel zwitschern, in den Hochhäusern der Halbtod knistert.

(27) Schön langsam kommen die Menschen jetzt schon drauf,
Das Leben nimmt einen verderblichen Lauf.
Mit der Umweltverschmutzung gehört haltgemacht,
Durch Aufklärung, Gesetz, wieder in Ordnung gebracht.

(28) Man muss sich einfallen lassen, zu erzeugen Dinge,
Deren Vertilgung nach Verwendung wirklich gelinge,
Und ohne dass die Umwelt darunter muss leiden,
Damit Luft und Wasser genießbar tun bleiben.

(29) Vielleicht wäre es gut, wenn man auf manches verzichte,
Das oft ganz unnütz ist und radikal oft nur alles vergifte.
So mancher lebt zwar bescheidener, dafür freudiger, gesünder,
Der braucht nicht all den Griesgram, das Zeug, das Geplünder.

(30) Man will heut auf manches nicht mehr verzichten, obwohl,
Camping-Plätze, Badeseen, wo man sich fühlt nicht wohl.
Darum sind Verunreiniger von Wasser und Luft zu verpflichten
Einen Teil ihrer Einnahmen zur Reinigung zu entrichten.

(31) Nur so kann sich ergänzen Stadt und Land,
Sich vereinigen in einem ehrlichen, gegenseitigen Verband:
Den einen verwehren, Gewässer und Luft zu verschmutzen,
Und andern die krachend und rasend durch die Gassen nur pusten.

Der Wanderweg

(1) Seit man so viel Freiheit errungen hat,
Jeden kurzen Weg mit dem Auto macht,
Man beruflich oft nur sitzt im Büro,
Wandert man gern in der Natur recht froh.

(2) Auch ist meist in vielen Betrieben
Die Arbeit nicht grad ein Vergnügen.
Da sie tagtäglich monoton verläuft,
Und ein Stück dem andern vollkommen gleicht.

(3) Da nicht ein jeder auf die Pista fahren kann,
Weil manches nicht zulässt einen solchen Plan.
Es gibt auch Sportarten, und ihrer mehr,
Doch in sein Konzept passt keine mehr.

(4) Weil viele nicht können, oft auch nicht wollen,
Sie möchten sich gerne in Heimnähe erholen,
So hat man jetzt einen Wanderweg parat gemacht,
Damit speziell der ältere Mensch Naturfreuden hat.

(5) So hat man sich in Bernhardsthal entschlossen
Und hat bei uns einen solchen Wanderweg erschlossen,
Da unser Gebiet auch dazu ist sehr ideal,
Das Panorama sich wechselt von Fall zu Fall.

(6) Beim Ortsausgang, nördlich, der Kesselteich,
Der trockengelegte Sumpf wurde zum Acker gleich.
Dasselbe ist auch dem großen Teich passiert,
Der heut als Ackerland Getreide produziert.

(7) Der Hamelbach durch dieses Gebiet zur Thaya fließt,
Den Bahndamm mit seinem Viadukt interessant man findet,
Drüber dem Bahndamm, östlich, eine Kapelle steht,
Unter den Linden ruhend, das Panorama kannst sehen.

(8) Südlich vom Wanderweg, steht ein kleiner Hain,
Und nördlich Weingärten und Obstbäume sein.
Südlich uns dann noch die Niederung zeigt,
Gab es noch vor Kurzem einen kleinen Fischteich.

(9) Drüber dem Teichdamm ist die Bernsteinstraße,
Welche schon vor Jahrhunderten durchlief diese Trasse.
Von der Nordsee bis hinab zur Adria,
Diesen Handelsweg es als Verbindung gab.

(10) Man überquert nach Osten zu die Straße,
Zu beiden Seiten zeigt sich eine hügelige Terrasse,
Vor einigen Jahren war hier noch eine breite Trift,
Als man hier dreihundert Küh auf die Viehweide trieb.

- (11) Dann kommt nördlich vom Wanderweg
Ein eingezäuntes, jung bepflanzets Baumgeheg.
In diesem ist die Wasserquelle drin,
Woher unser Ort auch sein Wasser bezieht.
- (12) Dann geht der Weg dem Föhrenwald zu,
Vor dem Eingang in den Wald gibt's noch Rast und Ruh.
Doch zuvor wirst östlich Du noch sehn,
Wiesen und Weiden, wo im Rund Bäume stehn.
- (13) Auf diesem Waldeck wirst Du erblicken,
Den Hochwasserdamm, schon hoch aufgeschichtet.
Auch den Thaya-Fluss, die Grenze kannst schaun,
Und etliche schmucke Fischerhütten am Ufersaum.
- (14) Durch den Wald, der von der Grenze herübergrüßt,
Und den man uns vor fünfzig Jahren entriss,
Kanns sein, durch einen Spalt, wenn Du hast Glück,
Dass Du die Lahren und das Schlössel erblickst.
- (15) Und kommst Du in den stillen Föhrenwald,
Hörst Du verschiedene Vogelstimmen erklingen bald.
Du solltest dazu im Frühling und im Sommer kommen,
Denn Lieder singt man gern, warm scheint die Sonne.
- (16) Ein Nadelwald einem noch im Spätherbst erfreut,
Weil dieser sich auch im Winter recht grün sich zeigt.
Man geht dann weiter, den Weg entlang,
Bis man zu einem idyllischen Forsthaus gelangt.
- (17) Hier wartet schon die Feuerwehr und bewirt',
Den Wanderern werden Speis und Trank serviert.
Hier findest Du in Gesellschaft Rast und Ruh,
Und würzige Waldluft gibt's auch noch dazu.
- (18) Hast Du Dich gestärkt mit Speis und Trank,
Und Deine Lungen mit Waldluft betankt,
Dann lenkst Du heimwärts Deinen Schritt,
Und Du wirst sehn, Du fühlst Dich fit.
- (19) Darum mach mit, solange es halbwegs noch geht,
Denn in Gesellschaft die Zeit recht schnell vergeht,
Und hast auch wieder mit Menschen Kontakt,
Den man im Alter wirklich nötig hat.

Liebe kann man nicht kaufen, doch wenn Du Glück hast, wird sie Dir geschenkt

(1) Bettle nicht um Liebe, als wie ein armer Tropf
Vermissest Du Gefühle, vergebnes Betteln doch,
Geh stets im Leben aufrecht Deinen Gang,
Man kann sich doch nur geben, wenn Herz zu Herzen fand.

(2) Dann tut es auch ein Lächeln, ein freundlich, liebes Wort,
Brauchst lange nicht zu betteln, bist gleich am rechten Ort.
Es schwankt auch so im Leben, das Lebensschiff so sehr,
Und fehlt hier noch die Liebe, so schwankt es noch viel mehr.

(3) Denn in den Lebensstürmen, in schicksalsschwerer Zeit,
Wo sich Gefahren türmen, wer steht für Dich bereit,
Der mit Dir wohl teilet, die Freude und das Leid,
Und auch bei Dir verweilet, wenn's Schicksal Dich ereilt.
Drum bettle nicht um Liebe, wie ein armer Tropf,
Es führet nicht zum Siege, allein bleibst in der Not.

Das Samenkorn

(1) Wenn das Körnlein klein, kommts in die Erd hinein,
So quillt es drinnen auf, das Leben nimmt seinen Lauf.
Ein Schößlein drängt zum Licht, das andere schafft Wurzeln dicht,
Das Pflänzchen liebt Licht und Wärme, das Würzlein tut es nähren,
Die Pflanze empfängt Tau und Licht, die Wurzel was die Erde gibt.
Die Pflanze wird schön langsam groß, eine Ähre wächst aus ihrem Schoß.

(2) Durch Sonne, Wind und Regen, sich die Halme regen und bewegen,
Und die Wurzeln breit und stark, liefern den Pflanzen Nahrung und Kraft.
Durch den Blütenstaub den feinen, erfolgt Befruchtung, die Körner keimen.
Und nach vielen wechselvollen Tagen, gold-gelbe Ähren die Halme tragen.

(3) Unter den Hüllen des Ährenkleids, ist das Körnlein geschützt gereift,
Doch durch der Ähren Schwere, neigt sich der Halm zur Erde.
Damit ist der Kreis geschlossen, aus dem Körnlein und den Schossen.
Und so wiederholt sich im Kunterbunt, jedes Leben und Vergehn im Erdenrund.

Russische Revolution (Oktoberrevolution 1917-1918)

„Alexander Kerenski“

Der letzte Ministerpräsident des freien Russlands, der populär aber kein Staatsmann war und deshalb die Lage nicht meistern konnte. Er war, wie seine Memoiren zeigen, nie recht im Bilde, was er falsch gemacht hatte.

„Lenin“, mit bürgerlichem Namen Wladimir Iljitsch Uljanow, der Gründer der Sowjetunion, ist eine der größten Gestalten der Weltgeschichte, ein Simplifacteur (Vereinfacher) wie es nur wenige gab, ein Pflichtmensch, der seinen Glauben an die Weltrevolution und die Befreiung des Proletariats von den „Kapitalistischen Ausbeutern“ ausschließlich jeglicher Gefühle unterordnete. Von ihm ging eine Faszination aus, der sich kaum jemand zu entziehen vermochte. * 1865; † 1924.

Lenins „Geliebte“ war 1874 geboren. Lernete ihn in Paris 1909 mit 35 Jahren kennen. Lenin war 44 Jahre.

Die Freundschaft Lenins und Inès hielt bis zu deren Tod im Jahre 1920, als eine Typhusepidemie sie hinwegraffte.

Inès Elisabeth Armand, bolschewistische Revolutionärin und Geliebte Lenins. Sie war verheiratet und hatte vier Kinder. Ihr Charme und heiteres Naturell verzauberte alle.

Als Revolutionärin konnte sie es an Aktivität mit jedem Mann aufnehmen. Sie wurde mehrmals von der zaristischen Geheimpolizei verhaftet und eingesperrt.

„Chruschtschow“ wurde nach Stalin erster Parteichef und schaltete auf einen gemäßigten Kurs um. Nikita Sergejewitsch Chruschtschow war 1894 in Kalinowka, Südwestrussland als Sohn eines Kleinbauern geboren, war auch im Bergwerk tätig, hatte sich erst im Erwachsenen-Alter schulisch gebildet. Seine Frau Nina war von Beruf Lehrerin. Sie begleitete ihn auf den Auslandsreisen als First Lady.¹⁶³ Er starb 1971 auf seinem Landsitz bei Moskau. Er lebte vergrämt, da er vorzeitig abgewählt wurde.

„Leo Trotzki“, mit bürgerlichem Namen Leo Bronstein, der Organisator des Oktoberaufstandes ist einer der größten Revolutionsredner der Weltgeschichte, aber auch der Schöpfer der „Roten Armee“. Stalin ließ ihn 1940 in Mexiko, wohin er geflüchtet war, umbringen.

„Stalin“, geboren 1878 im georgischen Städtchen Gori, Sohn leibeigener Eltern, die nach der Bauernbefreiung 1861 in die Stadt zogen, wo der Vater Schuster wurde.

Stalin studierte am Priesterseminar in Tiflis, erhielt von der Kirche ein Stipendium, legte aber nicht die Abschlussprüfung ab, sondern schlug sich 1903 nach der Spaltung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands (SDAPR) auf die Seite der Bolschewiki und wurde mit 39 Jahren 1917 im Rumpfkongress in das ZK (Zentralkomitee) kooptiert. † 1953.

Stalin fürchtete sich sehr, selbst in den letzten Jahren seines Lebens einem Attentat zum Opfer zu fallen und traute seiner Umgebung nicht. So waren auch seine Mitarbeiter vor ihm nicht sicher, in einer Angstpsychose von ihm liquidiert zu werden. So eine der Aussagen der wenigen Chruschtschow Mitarbeiter, welche Stalin überlebten.

Stalin starb an Herzschwäche in seinem zur Festung ausgebautem Landsitz, den er fast nicht mehr verließ, so die Aussage Chruschtschows, der noch gemeinsam mit ihm zu Abend aß.

Der Polizeichef Lawrenti Berija ließ dazumal, einen erlösenden Satz fallen: Der Tyrann ist tot, tot, tot.¹⁶⁴

„Julius Martow“, mit bürgerlichem Namen Zederbaum, Führer der Menschewiki und Gegenspieler Lenins.

¹⁶³ Beim Abschreiben war ich sehr verwundert, dass noch zu Chruschtschows Zeiten eine Präsidentengattin in eine Hosenrolle schlüpft und unter falschem Namen reist... »Sie begleitete ihn auf den Auslandsreisen als Fürst Ladi.«

¹⁶⁴ Laut Wjatscheslaw Molotows Erinnerungen, die 1991 veröffentlicht wurden, hat Beria ihm gegenüber behauptet, er habe Stalin beim Abendessen vergiftet.

Auszüge aus dem „Bernhardsthaler Heimatbuch“

Wie es scheint, dürfte Josef Weilingner von dem 1938 von Franz Hlawati verfasstem Büchlein „Bernhardsthal – Beitrag zur Geschichte eine niederösterreichischen Grenzortes“ und dem 1977 erschienenem „Bernhardsthaler Heimatbuch“ von Franz Zelesnik sehr angetan gewesen sein, da er aus beiden die Kapitel oder Abschnitte, welche ihn besonders interessierten, mit der Schreibmaschine abtippte, teilweise mit persönlichen Ergänzungen versah und damit 22 Seiten im Papierformat A4 füllte. Die Details zum Meierhof sind sehr interessant.

Am Ende von Seite 27 in seinen Aufzeichnungen schreibt Josef Weilingner:

Auszüge aus dem Heimatbuch in Kurzform über Bernhardsthal und der nächsten Umgebung um mehr zusammengedrängt und überschaubar zu machen, da im Heimatbuch in allen Sparten bis ins Detail berichtet wird und sich daher auf die 500 Seiten des Buches verteilt. Sollte man Interesse an einer oder anderen Sparte haben, so findet man bei ihm am Anfang einer Sparte die Buchseitennummer um für weitere Informationen nachzuschlagen zu können.

Im Anschluss folgen Josef Weilingners Ergänzungen und Bemerkungen zu unserem Heimatbuch.

zu Kapitel 3.2.2 Erweiterung 13. bis 14. Jh.

Meine Annahme ist, dass erst durch die Urbarmachung des Kroatenfelds, der Ackerln und der Loslingen die Hauer zu einem Besitz kamen, denn zuvor gab es es nur Ganz- und Halblehner oder Hofstätten, die gar keinen Besitz hatten. Die Hauer dürften durch ihre Weingartenarbeit, die ja über das ganze Jahr anhielt, ihren Lebensunterhalt gefunden haben.

Bei dieser Zuteilung bekamen die Hauer... Kroatenfeld 1,20 ha, Ackerln 1 ha, Loslingen 32 ar, sumpfige Erlenwiesen 50 ar und Wehr- / Langewiese 40 ar, in Summe ca. 6 Joch

zu Kapitel 10.2 Viehzucht / Gänse

Nach Aussagen meiner Eltern, brachte man die Gänse mit den Küken auf diese Weide, wo sie sich bis in den Herbst unter Aufsicht eines Gänsehüters aufhielten.

zu Kapitel 8.2.5 Die Zeit des Nationalsozialismus und der 2. Weltkrieg / Mathilde Bohrn, № 70¹⁶⁵

Ein Augenzeuge der bei den im Haus einquartierten russischen Offizieren als Polizeigehilfe, besser gesagt als Zubringer von Lebensmitteln, anwesend war sagte, es war kein Russe der die Frau erschoss; er nannte zwar keinen Namen und ich fragte ihn auch gar nicht weiter, doch ich wusste wer da in Betracht kam. Dazumal war es gut „Denken und Schweigen“, die Wände haben Ohren.

Die einzige Tochter dieser Bohrn Familie (Margarethe, * 1912) ist am 16. Februar 1934 als ganz junges Mädchen aus Liebeskummer durch eine Überdosis von Schlaftabletten aus dem Leben geschieden.

¹⁶⁵ Mathilde Bohrn, geb Schön aus Rabensburg, war mit Franz Bohrn (*1885; † 1944) verheiratet.

zum Liechtenstein Meierhof / Kapitel 14.1 Gebäude und Anlagen & Kapitel 16.1 Ebenfeld

Als nach 1848 Robot und Zehent ihr Ende fanden, mussten die Meierhöfe die Arbeit auf ihren Feldern und Wiesen in Eigenregie bewerkstelligen und brauchten daher mehr Räume für Deputatsarbeiterwohnungen, sowie Stallungen für Pferde und Ochsespanne, Schafe und Rinder. Daher ist anzunehmen, dass die Stallung östlich vom Bernhardsthaler Meierhof um die Mitte des 19. Jh. errichtet wurde. Die Pferde waren beim östlichen, die Rinder beim südlichen Einfahrtstor untergebracht.

In der Mitte des Stalles war eine Häckselmaschine mit Göpelantrieb. Östlich und außerhalb des Stalles wurde in einer teilweisen Ummauerung der Göpel durch Ochsespann in Betrieb gesetzt.

Die Stallung nördlich des Hofes wurde etwas später errichtet, als um 1860 mit dem Rübenanbau begonnen wurde. Der Anbau von Klee begann auch erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo man von der Weidefütterung zur Stallfütterung überging. Die Stallung auf der Westseite des Hofes wurde im Jahre 1900 errichtet.

Ungefähr in der Mitte des Hofes befand sich ein sehr tiefer Brunnen, dessen Wasser ebenfalls mit einer Göpelpumpe und einem Ochsespann hoch gepumpt wurde. Erst später wurde außerhalb des Hofes das Wasser motorisch hoch gepumpt.

Bekannt ist, dass vor 70 Jahren (Anfang 20. Jh.) der Meierhof per Achse mit Wasser versorgt werden musste. Täglich kam ein älterer Mann mit einem Ochsespann und einem etliche hundert Liter fassendem Holzfass zum Leitbrunnen beim Feuerwehrdepot, um das Fass mit Wasser zu füllen.

Neben dem Meierhofbrunnen befand sich die Milchkühanlage und neben dem östlichen Tor die mit Rohr abgedeckte Eisgrube, welche man damals zur Milchkühlung benötigte. Die Milch wurde täglich zur Ausweiche gebracht und dort gemeinsam mit der Bernhardsthaler und der Reinhäler Milch in den Waggon verladen. In der Zeit bis zum Abtransport kam die Milch in den Kühlraum der Eisgrube.

Bis zur Jahrhundertwende genügten die südlich und nördlich vom Hofe gelegenen Deputatswohnungen, wobei sich südlich auch noch die Verwalterwohnung und eine Schmiede befanden. Nördlich war noch eine Stockwohnung für Saisonarbeiter.

Um 1906 und 1907 wurden außerhalb des Meierhofes zwei Deputatsarbeiterwohnungen für je vier Familien gebaut. Zwischen den Wohnungen waren für jede Partei ein ebenerdiger Kellerraum und ein Brunnen vorhanden.

Die Arbeiterfamilien waren meistens Slawen und wurden als Pferde- / Ochsenknechte und die Frauen waren im Rinderstall mit Füttern, Reinigen und Melken beschäftigt. Der Dung wurde mit Schubkarren auf Stapeln geführt und intensiv betreut. Im Frühjahr wurde nach der Anbauzeit der Dünger auf die weiter entlegenen Äcker geführt, dort wieder schön gestapelt und meist auch noch mit Erde abgedeckt. Nach der Ernte wurde der Dung auseinander geführt, ausgebreitet und gleich eingeackert.

Dann kam das Fruchteinführen, der Herbstanbau und dann die Rübenabfuhr, zuvor noch die Rübenblätter – um sie im Winter als Saftfutter verwenden zu können – auf Pritschen schlichten. Die Rübenabfuhr und die Schnitte heimbringen dauerte oft bis Weihnachten.

Die Rübensaisonarbeiter waren meistens Leute aus Strání (Region Zlin in Tschechien), aus den Kleinen Karpaten. Sie begannen mit der Rübenernte Mitte September. Sie hatten einen Rübenstecher mit einem kurzen gebogenen Stiel, oft war er eine zweiringige Gabel, welche leichter in den Boden eindrang. Die Männer hatten große Fertigkeit im Ausstechen und auf einen Haufen werfen. Die Frauen übernahmen mit langen schweren Messern das „Abkappeln“.

Da man mit der Rübenabfuhr erst nach dem Herbstanbau, das war meist Anfang Dezember, begann, mussten die Rübenausnehmer die Rübenhaufen mit Erde bedecken.

Zwischen dem ersten und dem zweiten Weltkrieg beschäftigten sich der Meierhof und auch die Bauern mit dem Erdäpfelanbau. Der Meierhof mehr mit Saaterdäpfel und Markt, die Bauern mehr für die Industrie.

Auf der „Breiten“ unter dem Strohhof (Josef Huber, № 159) war eine große offene Schupfen, welche einige Jahre vor dem ersten Weltkrieg errichtet wurde, während des Weltkriegs aber wieder abgebrannt ist.

Soweit ich mich erinnern kann, waren um die Jahrhundertwende und noch danach bis zum zweiten Weltkrieg meistens slawische Familien im Meierhof beschäftigt. Deren Kinder besuchten die Schule im Ort. Sie taten sich allerdings recht schwer, da sie außer der Schule nur unter sich und nach der Schule nur unter ihresgleichen waren. Zudem wechselten auch ihre Eltern oft den Arbeitsplatz und vermutlich nahmen sie auch in ihrer Heimat jede sich ergebende Lohnarbeit an.

Nach dem zweiten Weltkrieg waren es meist Deutsche Heimatvertriebene die in den Meierhofwohnungen untergebracht waren. Die Männer waren teilweise bei der Bohrung am Ölfeld Mühlberg beschäftigt, einige Frauen fanden Arbeit bei den Bauern, wo sie im Akkord Rüben vereinzeln.

Die Arbeiterwohnung neben der Straße, außerhalb des Meierhofs, samt dem dazu gehörigem Ackerareal kaufte Josef Birsak № 3 und ist heute schon abgeräumt.

Die zweite Arbeiterdeputatwohnung samt Ackerareal, anschließend an die Strohhofmauer, kaufte Ernst Schultes № 4. Dieses Gebäude steht noch.

Die Scheune im Strohhof ist zum Großteil schon verfallen, wie auch die Wohnungen im Meierhof drinnen, der Stock von der Saisonwohnung, die Eisgrube und die Milchammer. Durch kleine Dachschäden kann das Ganze bald der Vergangenheit angehören. Teilweise sind die Gebäude von Bäumen und Sträuchern schon so verwachsen und zerfallen, dass ein Nichtwissender in dieser Wildnis drinnen kein einziges Gebäude vermutet. Es dürfte von Anfang geplant gewesen sein, die Gebäude hier verfallen zu lassen.

Der Meierhof war um die Jahrhundertwende bis nach dem ersten Weltkrieg an die Familie Strakosch (Zuckerfabrik Hohenau) verpachtet. Danach hatte etliche Jahre Ignaz Mandl den Hof gepachtet. Die Deutsche Ansiedlungsgesellschaft veranlasste Fürst Liechtenstein einen Prozentsatz von seinem Besitz zur Aufstockung der Bauernwirtschaften zu verkaufen. So entschloss sich die Fürst Liechtenstein'sche Verwaltung den Bernhardsthaler Meierhof frei zu geben.

Da der zweite Weltkrieg die Aufteilung der herrschaftlichen Äcker verzögerte, pachtete Paulhart aus Katzelsdorf den Meierhof für angeblich 120 kg/ha Pacht. Da die Äcker im Herbst geackert wurden, konnte Paulhart mit zwei Paar Pferden eine größere Fläche selbst bebauen, wobei ihm teilweise auch Katzelsdorfer Bauern mit Besspannung aushalfen. Als Lohn bekamen sie ein Feld zugeteilt, dass sie in Eigenregie bewirtschaften konnten. Einige Joch Rüben konnte Paulhart auch noch bebauen.

Einige Bauern nahmen noch für Maisanbau einige Ackerflächen ab, eine größere Ackerfläche hatte noch der Vorpächter Ignaz Mandl mit Luzerne Klee angebaut, der sich sehr üppig entwickelte. Paulhart veräußerte diesen auf dem Lizitationsweg (Versteigerung) und konnte mit dem Ertrag fast die Pacht für ein ganzes Jahr begleichen. Durch Fleiß und gute Kalkulation war es Paulhart bald möglich, sich wirtschaftlich diesem Großgrundbesitz immer mehr anzupassen und in allen Sparten zu perfektionieren. Da der Meierhof als deutsches Eigentum galt, wurde er nach 1945 zu einem USIA-Betrieb.¹⁶⁶

Da bis 1964 alle Gründe des Meierhofes an die Bauern der angrenzenden Orte verkauft wurden, hatte der Meierhof mit seinen Wohnungen und Stallungen seine Existenzberechtigung verloren und wurde dem Schicksal des Verfalls überlassen.

Nachwort:

Da ich selbst schon immer sehr daran interessiert war und auch heute noch immer bin, wie sich die ganze Besiedlung unseres Ortes und der nächsten Umgebung entwickelt hat, speziell was die abgekommenen Orte unserer Umgebung betrifft. Warum Besiedlungen aufgegeben wurden und andere wieder, welche dieselben Kriegswirren und Naturkatastrophen erlebt haben, erfolgreich wiederbesiedelt wurden und sogar an Einwohnern dazu gewannen.

Ebenso interessiert mich, wie und durch wem die Verteilung vorgenommen wurde, wie waren Rechte und Pflichten gelagert, damit das Ganze für alle Beteiligten auch richtig florierte. Was gehörte ursprünglich zum Bernhardsthaler und zum Ebenthaler Burgfrieden? Unter welchen Umständen

¹⁶⁶ USIA, Verwaltung des sowjetischen Eigentums in Österreich, war in der sowjetischen Besatzungszone in Österreich von 1946 bis 1955 ein Verbund von mehr als 300 Unternehmen, die von der Sowjetunion als ehemaliges Eigentum des Deutschen Reiches beschlagnahmt worden waren.

wurden die Rodungen immer wieder erweitert? Die bäuerliche Erweiterung von der Getreide- und Weidewirtschaft auf die zahlreichen anderen Gruppen der unterschiedlichsten Kulturarten.

Für mich, der 1894 geboren, ist vieles leichter aber auch interessanter, da bis zum ersten Weltkrieg die Zerstückelung noch nicht so gang und gäbe war. Bei den meisten Bauernhäusern, mindestens die Hälfte hatte zu ihrem Haus gehörende Äcker, die übrige Hälfte erhielten ihre weichenden Geschwister, welche sie entweder als Heiratsgut in die einheiratende Wirtschaft zur Aufstockung mit bekamen oder als Häusler selber weiter bewirtschafteten.

Die Häusler hatten auch ihre Lebensexistenz, da sie einige Joch Grund hatten, von der Gemeinde Äcker zu pachten bekamen oder Gemeindeäcker mitbenutzen konnten. Daher konnte man damals die Felder hinter den Häuserreihen genau verfolgen. Da man zudem damals noch alles händisch machte, waren stets viele Arbeiter auf den Feldern beschäftigt, und das über das ganze Jahr. Da man auch die Gespanne kannte, war es leicht zu wissen, zu welchem Haus die Felder gehörten.

Und da wir, speziell wir Hauer, unsere Äcker auf kleinen Flächen auf das ganze Gebiet verteilt hatten, so mussten wir in allen Windrichtungen die Wege benutzen, so speziell auf der Heide in allen Neurissen, dadurch waren uns auch deren Besitzer bekannt. Da man beim Ackern ungestört über vieles nachdenken konnte, so kamen einem dabei auch viele Fragen auf. Wie sich im Laufe der Jahrhunderte alles abgespielt und entwickelt hatte, obwohl sich bis zum zweiten Weltkrieg an der alten Wirtschaftsordnung nicht viel verändert hat.

Die Aufteilung der Ackerflächen begann nach dem ersten Weltkrieg in größerem Maße an die weichenden Kinder, da die Nahrungsmittelknappheit und die Geldentwertung fürchterliche Folgen hinterlassen haben. Und das in allen Sparten und Berufen, nur wer ein Stück Land besaß spürte die Not weniger. Obwohl er sich zur Wehr setzen musste, gegen das viele Requirieren (Enteignen) und auch oft gegen Diebstahl auf dem Feld und im Stall - „Wimmer, Dei Sau siachst Du nimmer!“

Als in den Sechziger-Jahren das vermeintliche Wirtschaftswunder kam, wo alles der Industrie und der Mechanisierung zustrebte. Da es einen Arbeitermangel gab, höhere Löhne und eine Arbeitszeitverkürzung errungen wurde, setzte die Landflucht ein. Einige wurden Nebenerwerbsbauern, viele begannen von ihrem Heim zum Arbeitsplatz zu pendeln. In der Landwirtschaft begann die Kommasierung (Zusammenlegung) und Flurbereinigung. Die Bauernzahl schrumpfte auf unter zwanzig Vollerwerbsbauern. Eine große Struktur Veränderung in allen Sparten allein in den letzten drei Jahrzehnten.

zu Kapitel 3.1 Das Ortsbild / September 1985

1985 gab es im Ort 530 Häuser und ca. 1200 Einwohner. 40 leer stehende oder Zweitwohnungen. 50 Wohnungen von Witwen oder Witwern bewohnt, also nur von 1 Person. 30 Wohnungen wurden abgeräumt und die Hausnummern an neue Bauten vergeben.

Um die Jahrhundertwende kamen auf einen Haushalt 5 Personen. Heute (1985) kommen auf einen Haushalt 2 Personen.

Sprüche und Redewendungen

Wer eine Leiter hinaufsteigen will, der muss bei der untersten Sprosse anfangen.

Deutsches Sprichwort

Reich ist der, der arm ist an Begierde.

Seneca

Wie öde ein Garten, wo keine Nachtigall schlägt,
Wie traurig ein Leben, das keine Liebe bewegt.

Altes Volkslied aus Griechenland

Gib Dein Herz für keine Krone,
Gib es dem nur, der dich liebt.
Gib es jenem nur zum Lohne
Der Dir dafür das seine gibt.

Aus einem Stammbuch

Geh stille deinen Weg und zage nicht.
Tu einfach deine Pflicht und frage nicht.
Trag tapfer jedes Leid und klage nicht.
Es folgt auf jede Nacht doch wieder Licht.

Aus einem Poesiealbum

Wer eine Leiter hinaufsteigen will, der muss bei der untersten Sprosse anfangen.

Deutsches Sprichwort

J.W. 403, geb. 1894
7.12.89



aus dem Paket „Druckfahnen Heimatbuch Bernhardsthal“ ...

Friedel Stratjel nutzte seinen Gratulations-Besuch des Heimatmuseums anlässlich 40 Jahre „Otto Berger Heimatmuseum“ am 2. Juli 2017 um ein wenig die Depots unter den Vitrinen nach wertvollem und nicht mehr benötigtem Material zu durchforsten. Neben so manchen Kuriositäten befanden sich dort auch verschnürte Pakete, u.a. von Robert Zelesnik mit „Urschrift vom Heimatbuch Bernhardsthal“ und „Druckfahnen Heimatbuch Bernhardsthal“ beschriftet, welche Friedel neben einer Unmenge an Karteikarten-Vordrucken dem Entsorgen mit dem Altpapier zuordnete.

Zu Hause wollte ich dann doch nicht die ungeöffneten Pakete in Bausch und Bogen entsorgen. Zu meiner großen Freude fand ich bereits im ersten Paket fünf mit der Schreibmaschine geschriebene Seiten mit bislang unbekannten Gedichten von Josef Weilingen:

Bernhardsthal

(1) Bernhardsthal von wo sein Name kam
Das konnte man nicht recht finden.
Doch darauf kommt's wohl nicht an,
Mit dem muß man sich abfinden.

(2) Das bei uns das Gebiet ladet ein,
Das liegt in der Vielfalt des Terrain.
Dass verschiedene Völker bei uns waren,
Das liegt auch an der Grenz' der nahen.

(3) Mögen die Völker wie immer heißen,
Dieses Gebiet bot ihnen genug zu speisen.
Auch für ihre Tiere war gesorgt dafür,
Es war nur zu nehmen vor der Tür.

(4) Da war einmal Wies' und Weideland,
Das Tier genügend Futter fand,
Und auch der große Wildbestand
Jeden Hunger überwand.

(5) Und wurd er dann vom Stärkeren verjagt,
Dann hat dieser wohl dasselbe gemacht.
Er nützte aus den fischreichen Fluß
Und kam in den Wildjagd Genuß.

(6) So mag es Jahrhunderte dahingegangen sein
Bis man zu kultivieren anfang das Terrain.
Mit dem kamen zu Wies' und den Auen,
Die Felder zu bejagen und zu bebauen.

(7) Wiesen, Weid', Wald und Feldern,
Da gab es sicher keine Not,
Denn alle diese vereinten Gefilden
Brachten in verschied'nen Gestalten Brot.

(8) Drum glaub ich alle Völker liebten sehr
Das so vielfält begünstigte Gebiet.
Und diese setzten sich zur Wehr,
Bevor es zwangsweise dies verließ.

Geschichte von Bernhardsthal

(1) Schon vor fünftausend Jahren,
Unser Gebiet besiedelt waren.
Davon gibt das Museum kund,
Und die Völker waren kunterbunt.

(2) Das Museum kundet von der Steinzeit,
Aus der Bronze- und Hallstattzeit¹⁶⁷,
Ihre Kultur in den Gräbern
In der Nähe bei den Wäldern

(3) Auch fanden sich Spuren der Ansiedlung
An der Sand- sowie Teichlehen Erhöhung,
Sowie am Abhang der Unfrieden
Und auf der Weingartl Rieden.

(4) Sowie an Losling und Thallüssen,
Vielleicht die Nähe der Thaya verließen,
Die wahrscheinlich meistens Grenze war
Und zu groß die Überrumpelungsgefahr.

(5) Der natürliche Verkehrsweg war der Fluß,
Auch sonst man Wasser haben muß.
Drum war hier in Bernhardsthal
Die Ansiedlung vieler Völker ideal.

(6) Diese Siedlungen fallen nach dem Gräberfund
Tausend Jahr vor Christi Geburt,
die nächste Kultur der Menschheit,
Und zwar die junge Bronzezeit.

(7) Da wo die Weg auseinanderrücken,
Zu den Moosangern und Bauernbrücken,
Lagen aus der Eisenzeit begraben
Kelten, ermittelt aus den Grabbeigaben.

(8) Denn hier gibt's viel Wies' und Weideland
Und vieles Vieh ihr Futter fand.
Das Wasser war noch chemisch rein,
Drum gab's noch viele Fische drein.

(9) Und ringsherum noch dunkle Wälder,
Sowie die großen weiten Felder,
Daher ein großer Wildbestand,
Der Jäger seine Nahrung fand.

(10) Wurd' ein Volk vom Feind vertrieben,
Der Nächst der kam ist gern geblieben.
Denn die Vielfalt des Terrains
Ladet hier zum Bleiben ein.

¹⁶⁷ Im Original: Hallsteinzeit.

(11) Nach den verschied'nen Gräbergaben
Verschied'ne Völker einst hier waren.
Sie siedelten an verschied'nen Orten,
Der eine hier, der andre dorten.

(12) Vielleicht war die Nähe der Thaya
Zum Wohnen nicht sehr geheuer.
Vielleicht konnte man sich zu wenig schützen
Von den Überfallstücken.

(13) Auch die drei Tumuli, die drei Bergen,
Ein Fürstengrab in sich bergen.
Es war ein Fürst der Veneti-Illyrer
Und an die Hallstattzeit¹⁶⁸ erinnert.

(14) Auch die Bernsteinstraße erinnert sehr,
Dass längst schon war ein Durchzugsverkehr,
Und Bernhardsthal liegt an der Dreiländer-Ecken,
Österreich, Mähren, Ungarn ihre Grenzen.

(15) Auch für einen feindlichen Überfall
War eine Burg, umgeben mit einem Wall.
Die Lage an der Grenze sehr bald war
Bedroht von der Kriegsgefahr.

(16) Und was die Burg selber betrifft
Wurd' sie von den eigenen Leut vernicht'
Um den Feind keinen Stützpunkt zu lassen,
Sie zu verteidigen hatten sie zu wenig Waffen.

Seite 2

(17) Das ist gewesen fünfzehnhunderfünfzigacht,
Dann wurd' angeblich ein Schloss gemacht.
Vierzehnhundertsiebzig es erwähnt wird,
Nach dreißig (Jahren) wird's dann abserviert.

(18) Vierzehnhundertfünfundneunzig wird belehnt,
Da wird „vom Schloß Bernhardsthal“ erwähnt.
Fürst Liechtenstein vom Kaiser wer'n vergeben
In Bernhardsthal „zum Dank“ zahlreiche Lehen.

(19) Da wird erwähnt, in dem Behelehnungsakt,
Das er im „Schloß zu Bernhardsthal“ gemacht,
Und da wird dann gesprochen zum letzten Mal
Von einem Schloß in Bernhardsthal.

¹⁶⁸ Auch hier, im Original: Hallsteinzeit.

(20) Heinrich von Liechtenstein war im Besitz
Von Bernhardsthal seit vierzehnhundertsiebz'g.
Gekauft hat er es von Wolfgang von Rukchendorff¹⁶⁹,
Dem damaligen Besitzer der waret dort.

(21) Im dreizehnhundertsiebz'ger Jahr,
Als „Leopold der Dritte“ Herzog war,
Erhielt Bernhardsthal das Marktrecht,
Bestätigt auch vom Herzogsbruder Albrecht.

(22) Von Bernhardsthal war Besitzer und Herr,
Hofmeister des Herzogs, Reinhard der Wehinger.
Und für dessen treuen Dienst und Bitt',
Bernhardsthal das Marktrecht erhielt.

(23) Das Marktrecht, das vom Herzog den Dritten verliehen
Ist bis zum Jahr siebzehnhundervierzig geblieben.
Zehn Jahre später Bernhards nur noch Dorf genannt,
Aus wessen Grund ward nicht bekannt.

(24) Zwei Jahrhunderte später wird der Ort wieder Markt,
Das war im Jahr eintausendneunhundertdreißigacht.
Und wiederum drei Jahrzehnt vergehn
Und man läßt Bernhardsthal als Großgemeind' erstehn.

(25) Bernhardsthal, an den drei Ländergrenzen, war
Stets bedroht von Kriegsfehr.

Seite 3

(26) Bei Themenau sich einst befand
Das Eingangstor ins Nachbarland.
Die alte Thayabrücke gebietet „Halt!“
Zuerst wird hier die Maut bezahlt.

(27) Auch trennen uns hier zwei Welten,
Der Osten und der Westen.
Da ist einmal der Thayafluß,
Die Mitt' die Grenz herstellen muß.

(28) Dann sind einmal die Edlaswiesen,
Da muß man genau es wissen
In dem Zickzack der Grenzen
Kann man diese leicht verletzen.

(29) Und auf dem Kroatenfelder-End
Gibt's einen drei Meter breiten Weg.
Er wird bezeichnet als international,
Doch ein Schritt daneben wird ein böser Fall.

¹⁶⁹ Wolfgang von Roggendorf.

(30) Neben dem internationalen Wegesrand
Liegt ein Streifen Niemandsländ,
Und dieser wird von hohem Turm bewacht,
Weh dem der ihn betritt ohne Bedacht.

(31) Dann geht an der Grenz entlang
Genannt „der Eiserne Vorhang“.
Und so wer'n die Völker bewacht im Osten
Auf den Türmen von den Posten.

(32) Schaut man dann nach Westen,
Die Felder sind bestellt am Besten.
Hier gibt es großes üpp'ge Getreidefeld,
Auch Zuckerrübe hier nicht fehlt.

(33) Und am Mühlberg auf der Heid'
Sieht man Türme weit und breit.
Und ihre Pumpen fördern zutage
Das Rohöl und die Erdgase.

(34) Auch unser Ort wird versorgt mit Gas,

... mit dieser Zeile am Ende von Seite 3 endet dieses Gedicht.
Seite 4 befand sich leider nicht in Zelesniks Heimatbuch-Unterlagen.

Blatt für sich

(1) An den Thaya-Auen,
Fischer ihre Hütten bauen.
Genießen so in Gottes freier Natur
Die idyllisch dargebot'ne Flur.

(2) Umringt von stillen Wäldern
Und fruchtbaren Wiesen und Feldern
Man hier die Stille und Ruh' genießt.
Die überall zu sehr vermißt.

(3) An kleiner Höh' und im Tal
Liegt der Ort von Bernhardsthal,
Und dieser ist stets bereit
Und sich zeigt von bester Seit'.

(4) Und westlich vom Ortsbereich,
Wie einem Walde gleich,
Stehen die Fördersonden,
Von Gas und Erdöl bekunden.

(5) Auch die Nordbahn fährt vorbei
In die Čecho-Slowakei,
Nach Brünn und nach Warschawa,
Und sogar nach Moskowa.

(6) In Wien vom Pratersterne
Geh'n die Züge in die Ferne.
Am nördlichsten liegt Bernhardsthal,
Und Ost und West trennt dieses Tal.

(7) Die Bahn hält noch ein Törlein offen,
Der Weg führt nach Nord und Osten
Damit man nicht ganz vermißt,
Dass hier der Welten Ende ist.

(8) Doch Bernhardsthal wusste zu nützen
Ihre Vorteile und Tücken.
Es ist gewohnt mit Gefahren zu leben
Und wieder einzuebnen die Kriegsgräben.

(9) Hat alle Vorteile wahrgenommen,
Neu aufzubauen begonnen,
Und durch Fleiß und viel Geschick
Ist so manches gut geglückt.

(10) Der Ort der immer Fiffti war
Nahm all die Chancen wahr,
So wurde vieles wahrgemacht,
Was die neue Zeit hervorgebracht.

(11) Jeder kann sich überzeugen,
Dass wir hier nicht übertreiben,
Im Gegenteil, gibt's vieles noch,
Was bei uns ist ganz tip top.



zu den Quellen, Seitenangaben, ...

- Zur Bestätigung bzw. Korrektur der richtigen Schreibweise der Ortsangaben und sonstigen russischen oder sibirischen Bezeichnungen dienten mir zahlreiche Internetseiten. Sie alle hier anzuführen würde vermutlich Bücher füllen. Besten Dank an alle Autoren dieser Seiten!
- Eine heutzutage kaum mehr wegzudenkende Hilfe und Quelle war mir natürlich „[Wikipedia](#)“. Mein bester Dank gilt den zahlreichen Autoren dieser virtuellen Enzyklopädie!
- Die Seitenangaben zu Werner Kellers Buch „Ost minus West gleich Null - der Aufbau Russlands durch den Westen“ beziehen sich auf die um 1975 aufgelegte Sonderausgabe des Europäischen Buchklubs (Stuttgart-Zürich-Salzburg). Das Original erschien 1960 im Verlag Droemer/Knaur (München).
- Sämtliche Datumsangaben beziehen sich auf den Gregorianischen Kalender.
- Informationen zu den gelb markierten Stellen bitte an friedl.dieter@aon.at. Besten Dank!



Persönliche Schlussbemerkung...

Trotz der Mühe, gewisse Bezeichnungen, Orts- und Eigennamen auf deren richtige Schreibweise zu prüfen, die angeführten Bahnstationen, Städte, Dörfer und Siedlungen auf Karten zu finden und deren heutige Namen herauszufinden bzw. sinnverändernde Tippfehler, Wortverdrehungen oder unverständliche, teils falsche Ausdrucksweisen richtig um zu interpretieren, ist dieser Bericht für mich wie ein packender Tatsachen-Roman, von dem man einfach nicht loskommt.

Was ich besonders faszinierend finde, dass er dies als 20-25 Jahre junger Bursch Josef Weilingen erlebt hat und als Herr und Pensionist Weilingen Jahrzehnte später so detailgetreu zu Papier gebracht hat. Eine großartige Leistung. Posthum, allerherzlichsten Dank dafür!

Dieter Friedl



Der mit Schreibmaschine von Josef Weilingen verfasste Text wurde - unter sorgfältiger Einhaltung des Originaltextes - sehr behutsam von Dieter Friedl einer guten Lesbarkeit zugeführt und mit ergänzenden bzw. erklärenden Fußnoten versehen.

Als kleines Beispiel möge auf der folgenden Seite die Abbildung der Seite 15. mit den Kapiteln „Die Ansiedler“ und „Die Beschäftigung der neuen Ansiedler!“ dienen.

Die in Versen geschriebenen Gedichte wurden ebenfalls unter sorgfältiger Einhaltung des Originaltextes sehr behutsam von Dieter Friedl einer Gedichtsform und einer guten Lesbarkeit zugeführt, sowie mit ergänzenden und erklärenden Fußnoten versehen

Da die untere, sowie die obere Breitseite des Hofes in zwei Räume verbaut waren, - so wurde bei den Ungarn, der zweite Wohnraum als Küche und abstellraum benützt, in dem bei uns herogen anschließenden Wohnraum, russische Bauern als kleine gesetzesverbrecher mit Aufseher untergebracht, und hier strafweise Holzarbeiten leisten mußten, - die eventuell sich eine Fuhr Holz im Gemeinde Wald holten oder ähnliches.

Selbstverständlich ließ man dem Bauern Zeit, - den solche waren es meistens, - bis sie ihren Lebensunterhalt für sich und die Familie unter gebracht hatten, - jetzt konnte er seine Strafe ab arbeiten, - der geschädigte bekam Schaden ersatz, - und der Bauer kam aus der Verurkundungsliste. Sonntag war Ruhetag, - da kam die Bäuerin auf Besuch, - dann konnten sie auf einem ruhigen un beaufsichtigten Platz den kommenden Wochenplan fest legen.

Ich selbst hielt mich fast täglich bei diesen Arrestanten auf, - sie hatten meistens Privat Gespräche aus ihren täglichen Leben, politische Gespräche waren nicht aktuell, - für mich war es wichtig das ich meine Sprachkenntnisse erweitern konnte, - ab und zu doch vom Weltgeschehen etwas erhaschen konnte, und etwas aus der eintönigkeit her aus kam. Man nahm meine Anwesenheit, ohne kommentar zur Kenntnis.

Die Ansiedler! Die Ansiedler! Die Ansiedler! Die Ansiedler! Die Ansiedler!

Die Ansiedler waren durch ihren laufenden zuzug so zirka 200 siedler angewachsen, - die zum größeren teil, - aus ihrer früheren Wohnsitz mit ihren dort bewohnten, - und abgebrochenen Häusern hier ankamen und hier wieder zusammen stellten und ihren alten Wohnraum weiter benutzten.

Manche die von weiter her kamen, vielleicht an bespannung fehlte, - oder sonst wie dies nicht bewerkstelligen konnten, vielleicht aus Familien gründen, vielleicht das alte Menschen ihre alte angestammte Heimat nicht verlassen wollten, daher bauten sie sich hier eine kleine Hütte fürs erste hier auf, und sozusagewe ihre neue Heimat und Wohnraum zu erweitern.

Mancher kam mit einem Pferd einen wagen eine Pflanz darüber, mit seiner Familie hier an, - und mußte etwas ab warten, bis sich die richtige gelegenheit ergab, um sich eine neue Existenz aufzubauen. den nötigen Raum, den er hiezu benötigte, wurde in durch die im zugewissene Parzelle gesichert. So bauten sich die Gassen auf, wo man schon an die zweihundert besetzten Parzellen zählte, wo erst vor kurzer Zeit mit der besiedlung begonnen wurde.

Auch neben unserer Wohnung, - loscherte eine Familie mit mehreren Kindern, in einer Erdhütte ein, und hier über Winternten, - und dabei ganz gemütlich darin hatten, und der Winter ihnen nichts anhaben konnte. Ich schnüffelte da ich mich so mit den russischen Hauderwelsch verständigen konnte, in die russischen wohngewohnheiten ein, es machte wahrscheinlich auch den Russen nichts aus, das ich ihre primitive art zu leben, - und überleben, bewunderte, - wenn sie die verhältnisse dazu zwingen.

Beschäftigung der neuen Ansiedler!

Teilweise beschäftigten sie sich mit Holzschrägerung so wie wir, zum teil wenn sie Pferde hatten, mit dem Holzfuhrwerk vom Wald zur Bahn, so wie mit der verladung in die Waggons. Ich selbst konnte was den täglichen gebrauch beanlangte ganz gut verständigen, doch ins detail meine neugierte zubefriedigen reichte es nicht, - so mußte ich mich mit dem begnügen, mit dem was sich so herum spricht, da man die Sprache früher verstehen kann, als sprechen, oder Fragen zustellen und

Josef „Kaspar“ Weilingner

kam 1894 als Sohn der Bauernfamilie Josef und Maria (geb. Schneider) Weilingner in der Hauer-
gasse № 31 zur Welt. Im jugendlichen Alter von 20 Jahren wurde er 1914, um für Volk und Vaterland
zu kämpfen, nach Russland abkommandiert. Bereits 8 Monate nach Ausbruch des 1. Weltkriegs, am
1. April 1915, geriet er in russische Gefangenschaft, aus der er erst 1919 wieder heimkehrte. 1920
heiratete er die Bauerntochter Anna Janka (*1898) von № 89. Aus dieser Ehe stammen die Kinder
Hermine (*1921 †2006), Josef (*1922) und Franz (*1926 †1944, gefallen im 2. WK).

Nach dem Tod seiner Frau Anna im Jahre 1942 heiratete er die geschiedene Anna Jaretz (geb.
Wind), welche aus ihrer Ehe mit Rudolf Jaretz ihren Sohn Rudolf mitbrachte.

Als 1949 sein Sohn Josef mit Margaretha Schulz den Bund der Ehe schließt, überlässt er ihnen
den Familiensitz in der Hauer-
gasse und zieht mit seiner zweiten Frau Anna und ihrem Sohn in die
neue Siedlung in der Josefgasse (№ 403). 1990, ein Jahr nach dem Tod seiner zweiten Frau Anna,
wurde auch Josef Weilingner im Familiengrab beigesetzt.

Wie bei den vielen anderen mehrfach im Ort verzweigten Familien wie Bohrn, Grois, usw. so
Brauch, bekam auch Josef Weilingner nach seinem Großvater Kaspar Weilingner (* 1819; † 1899) den
Beinamen „Kaspar“.

Otto Berger Heimatismuseum Bernhardtsthal

